Frauenschwäche
und
Frauenunglück.

Eine wahre Begebenheit.

Von

Amalia Schoppe, geb. Weise.

„Wache und bete, auf daß du nicht in Versuchung fallest.“

Wilhelm an Eugen.

Da stehe ich nun, mein Freund, aller Beschäftigung, aller Pflichten gegen Staat und Vaterland entledigt, denn unser Regiment ist aufgelöst worden, wie du wohl schon aus den Zeitungen ersehen haben wirst. Diese Freiheit, so froh sie mich vielleicht zu einer andern Zeit gemacht haben würde, ist mir jetzt sehr drückend und lästig, denn kaum weiß ich, was ich mit mir anfangen soll, und fühle eine unbehagliche Leere in meinem Innern. Den Pflug zu ergreifen, wie meine Mutter so sehnlich wünscht, zu ihr auf unsere Güter zu kommen, und deren Verwaltung zu übernehmen, will sich nicht mit meiner angeborenen Neigung zu einem freien, herumschweifenden Leben vertragen, und ich schlug es ihr daher bestimmt ab. Soll ich denn wieder an den Studiertisch zurückkehren? soll ich dem Wissen, wie früher, nachjagen? Uns Laien wird doch nimmer das reine, edle Metall zur Ausbeute, wenn wir in die Tiefen der Wissenschaft hinabsteigen wollen, und höchstens for-

dern wir ein wenig Glimmerkies oder Katzensilber an das Tageslicht. Ich für meinen Theil habe die völlige Gewißheit erlangt, daß ich mir mit dem angestrengtesten Bestreben doch nichts Rechtes aneignen werde, weil mir zu Dingen der Art Ausdauer, ja Ernst fehlt, ohne welche man nie etwas erreicht, was der Mühe des Strebens werth wäre. Früher war das freilich anders, ganz anders, und im jugendlichen Wahne wollte ich Alles erfassen, Alles mir aneignen, Soldat und Gelehrter zugleich seyn, Staats- und Weltmann, und auf meinem Tische ruhten friedlich Kant und Chesterfield, Cäsar's Commentare und Macchiavel neben einander. Aber früher war auch Vieles, o sehr Vieles ganz anders, Eugen! Warum bin ich denn noch immer ein solcher Thor, mit Sehnsucht in die Vergangenheit zurück zu blicken? Was gab sie mir, als ein verworrenes, unklares Streben, als Wünsche und Hoffnungen, die sich nie erfüllten? — Und doch waren sie so schön, die Träume meiner begeisterten Jugend! doch muß ich ewig mit Liebe, mit inbrünstiger Sehnsucht an sie zurück denken! doch schaudre ich vor den Schlacken, die sich aus meinem spätern Leben absonderten! Was habe ich denn dadurch gewonnen, daß ich mit Bestimmtheit weiß, daß das Leben uns nichts Rechtes geben will? was, als Ekel und Ueberdruß daran?

Ich habe mir vorgenommen, für's Erste zu Eduarden zu gehen, der seit dem Tode seines Vaters seine väterlichen Besitzungen in N. angetreten hat, und dort auf den Lorbeern seines wüsten, herumtreibenden Lebens auszuruhen scheint. Er soll ein völliger Junker geworden seyn, rauchen,

auf die Jagd gehen, seine Pferde zu Tode jagen, und seinen Leib pflegen. Ich weiß, daß er im Grunde eine verderbte Natur ist, ein ganz nichtiger Mensch, aber eben weil ich bestimmt weiß, wie ich mit ihm daran bin, fürchte ich mich nicht vor ihm, und ergötze mich gern einmal eine Weile an seinem schlagenden Witze und seinen wunderbaren Narrheiten, die denn doch immer ergötzlicher sind, als die Pinseleien und Empfindsamkeiten anderer, eben so gemeiner Naturen, die ihre Blößen mit ängstlicher Sorgfalt bedecken, statt, daß er sie zur Schau trägt, und sich oft böser stellt, als er wirklich ist.

Adressire also, bis auf weitere Nachricht, deine Briefe nach N., und behalte in liebendem Andenken deinen Wilhelm.

Wilhelm an Eugen.

Ich habe Sophie wiedergesehen, Eugen, Sophie, meine frühere Verlobte! Der Zufall führte sie mir in den Weg; ich suchte sie, wie du denken kannst, nicht auf, denn mit welcher andern, als mit einer Armensünder-Miene hätte ich ihr entgegentreten können, wenn ich ihre Nähe geahnt?

Eduard empfing mich mit ausgelassener Freude, denn er scheint seines Philosophenlebens, wie er seine jetzige Zurückgezogenheit nennt, schon so ziemlich überdrüssig zu seyn, und sehnt sich aufrichtig nach einer kleinen Variation auf das Thema seiner Einförmigkeit. Er war am Tage meiner Ankunft bei einem angesehenen Bewohner der Stadt, dem Baron von St. eingeladen, ließ aber absa=

gen, weil ein Freund angekommen sey, und es erfolgte der Bescheid zurück, der Baron werde sehr erfreut seyn, auch diesen bei sich zu sehen.

Ich hatte nicht eben Neigung, den Abend gleich in Gesellschaft zu gehen, war ermüdet von der Reise, und überhaupt nicht in der Stimmung, mich zu produciren; da ich aber bemerkte, daß Eduard ungern zu Hause bleiben würde, und mich doch nicht allein lassen wollte, nahm ich ihm zu Gefallen die Einladung an.

Ein sehr schönes, geschmackvolles Haus, eine große, reich gekleidete Dienerschaar, deutete auf den Wohlstand des Gastgebers. Wir traten in den Gesellschaftssaal, der schon mit Gästen angefüllt war, weil wir ziemlich spät kamen; Eduard stellte mich erst dem Herrn des Hauses, der uns entgegentrat, und dann dessen Gattinn vor, die, von einem Kreise von Damen umlagert, am Theetische saß — ich stand vor Sophien!

Ich muß bei diesem unerwarteten Zusammentreffen eine sehr alberne Figur gespielt haben, denn Eduard erschöpfte sich, als wir nach Hause kamen, in Witzworten über meine Verwirrung beim Anblick der Dame.

Ohne ein Wort hervorbringen zu können, stand ich Sophien gegenüber, als mich Eduard derselben als seinen Freund, den Rittmeister von G. vorstellte, denn unter diesem Namen, den ich seit dem Tode meines Onkels angenommen, der ihn führte und auf mich mit seinen Gütern zu vererben wünschte, lernte er mich in dem gemeinschaftlich gemachten letzten Feldzuge kennen.

Sophie erbleichte bei meinem Anblicke zu Mar-

mor, die Tasse, die sie in der Hand hielt, zitterte in derselben, und drohte ihr zu entsinken; so standen wir einander eine Weile gegenüber, vergebens nach einiger Fassung ringend.

Der Baron, der sich jetzt zu uns gesellte, machte unserer peinlichen Verlegenheit ein Ende; die Spieltische waren arrangirt, und er bot mir eine Karte an. Ohne zu wissen, was ich that, griff ich nach der, die er mir darbot, und folgte ihm zum Spieltische, wo ein alter Finanzrath und eine alte Geheimeräthinn meiner Ankunft mit Sehnsucht zu harren schienen. Es ward l'hombre gespielt, und ich, unfähig meine Gedanken zu sammeln, konnte unmöglich meine Aufmerksamkeit auf das Kartenspiel richten, so daß ich meinen Mitspielenden gewiß einen schlechten Begriff von meiner Kunstfertigkeit in dieser edeln Beschäftigung gab. „Aber, mein Herr, Sie verpassen beide Aß!“ hieß es bald, oder: „Wie, Sie tourniren ohne eine einzige Manille?“ — Ich verlor ansehnlich, und zahlte ihnen meine Goldstücke hin; die beiden Alten strichen sie ein, und sahen sich von Zeit zu Zeit bedeutungsvoll an, als wollten sie sagen: da haben wir einen rechten Gimpel zu rupfen bekommen!

Meine Augen waren unaufhörlich auf den Theetisch gerichtet, dem ich gegenüber saß, und woran noch immer Sophie, durch ein Paar nichtspielende Damen, gefesselt war. Keine ihrer Bewegungen entging mir; Grazie war in allen, unnachahmliche Anmuth! Wie schön war sie noch immer, ja schöner als früher, da noch mein trunkenes Auge in ihren Reizen schwelgte! Die Blässe, die jetzt ihre sonst so lieblich gerötheten Wangen bedeckte, that

ihrer Schönheit keinen Abbruch, sondern machte sie nur noch rührender, anziehender. Die hohe, schöngewölbte Stirn, von einzelnen, dunklen Locken umkränzt, das auf eine seltsame und ungewöhnliche Art aufgenestelte Haar, ihre schwarze, idealisch geformte Kleidung, unter dem Busen nur durch einen breiten Sammtgürtel gehalten, an dem eine reich mit Steinen besetzte Agraffe prangte, welche der einzige Schmuck war, den sie trug; ihre zarte, lilienweiße Hand, die feinen Finger, die aus den langen, weiten Aermeln hervorsahen, der blendende Schnee ihres Halses, ihres Nackens, die nicht zu üppige, aber doch auch nicht zu magere Form ihrer hohen Gestalt, machten sie in der That zu dem schönsten Weibe, welches ich je gesehen zu haben glaubte. Noch umspielte jener wunderbare, milde Zug ihren Mund, der mich früher so oft entzückte, noch senkten sich die seidenen Wimpern so züchtig auf das dunkle, brennende Auge! Wie oft hatte ich früher diese schönen Augen geküßt, wie oft trunken an diesen Blicken gehangen!

Und einem Andern gehörten jetzt alle diese Reize! — Welche Qual lag in dem Gedanken, welche Hölle, Eugen! Und alles dieses konnte ich hingeben, um mich in dem Taumelkelche der Wollust auf Momente zu berauschen? Sie hingeben um jene Aurora, die ein so arges Spiel mit meinem verblendeten Herzen trieb? O der menschlichen Thorheit und Schwäche! Nur Ein Jahr war ich von ihr entfernt gewesen, und alle diese Vollkommenheiten waren vergessen, verschlungen von der liebeathmenden Nähe eines schönen Weibes, das meine Sinne zu fesseln, mich mit Zauberbanden

und Verblendung zu umstricken wußte! Eugen, diese Sophie konnte ich hingeben um jene Aurora, die mir durch ihren Verrath, durch eine Treulosigkeit ohne Gleichen eine tiefe Verachtung gegen das ganze weibliche Geschlecht einflößte? Wo weilte mein rettender, schützender Genius, als ich jenen Brief an Sophie schrieb, der uns auf ewig trennte? Welcher Wahnsinn umfing mich damals?

Wie hatte ich sie nicht früher geliebt, wie nur durch ihre Liebe gelebt! — und Ein Jahr reichte hin, das Alles aus meinem Gedächtnisse zu verlöschen? Aber Alles stürmte in jener unglückseligen Zeit auf mich ein, mich zu verderben; besonders klage ich jenen verrätherischen Edmund an, in dem ich das Ideal männlicher Vollkommenheit zu erblicken glaubte, der sich zu mir drängte, mich anscheinend mit warmer Liebe umfaßte, und dann meinen Geist durch seine herzlosen Sophismen umnebelte, der mich bei jenem verrätherischen Weibe einführte, und mein Herz gegen Recht und Pflicht verhärtete, der mir die Ehe stets als eine schmähliche, unwürdige Sklaverei darstellte! Ich war damals zwei und zwanzig Jahre alt, kannte wenig von der großen Welt, obgleich ich viel in ihr gelebt hatte, weil ich mich ganz den ernstern Studien oder meinen Berufsgeschäften hingab; so ward ich der Raub dieses herzlosen, gefährlichen Menschen, der mich, vielleicht sich selbst, über den wahren Gehalt des Lebens täuschte, mich um mein süßestes Glück betrog!

Diese Gedanken durchflutheten meine Seele, als ich jetzt so Sophien gegenüber saß, der geliebten, theuern Gestalt, die zuerst meinen Jugend-

traum mit seligen Ahnungen, Wünschen und Hoffnungen belebte.

Das Spiel war geendet, und es sollte *zu Tische* gegangen werden, da trat Sophiens Gatte zu ihr, und sie zärtlich mit seinen Armen umfassend, drückte er einen Kuß auf ihre schöne Stirn; wie ein schmerzender Stich durchzuckte dieser Anblick mein Herz: mir war in diesem Augenblicke, als hätte ich noch immer und einzig solche Rechte an sie, als sey ihr Gatte nur ein heilloser Usurpator derselben. Da fiel mir ein, daß ich sie ja selbst verscherzt habe, verscherzt für immer, und daß mit den Worten, die sie mir als Antwort auf jenen Brief schrieb, worin ich frech genug war, ihr meine veränderten Gesinnungen zu gestehen, daß mit den Worten: „Sie sind frei, ganz frei!“ sich eine unüberspringliche Kluft zwischen uns eröffnet hatte; welche Hölle lag in dem Gedanken!

Bei Tische saß sie nicht fern von mir, und mein Ohr sog begierig jeden Laut ihrer himmlischen Stimme ein; wie befreundet waren mir diese Töne, und welche Erinnerungen erweckten sie in meiner Seele. Was hätte ich darum gegeben, wenn sie nur Ein Wort an mich gerichtet hätte! und doch war ich nicht kühn genug, sie anzureden.

Die Gesellschaft entfernte sich endlich, und der Baron trat freundlich zu mir, um mich für die Zeit meines Aufenthaltes in N. bei sich einzuladen, wenn ich Vergnügen in seinem geselligen Kreise fände; ich dankte ihm mit wenigen, nichtssagenden Worten. Da fiel mein Blick auf sie; sie hatte das schöne Auge zu Boden geschlagen; als ich aber die Einladung nicht ablehnte, traf mich ein stra-

fender, vernichtender Blick: ich verstand ihn nur allzuwohl — er verbannte mich auf immer aus ihrer Nähe.

Wir gingen endlich — welche Gefühle aber waren in meiner Brust aufgeregt worden! Vergebens suchte ich den Schlaf; die Nacht war rauh und kalt, aber ich öffnete das Fenster, und schaute wie im halben Wahnsinn nach der Gegend hin, wo ihre Wohnung lag. Sollte sie schlafen können, fragte ich mich, sollte dein Anblick nicht auch Stürme in ihrem Busen herauf beschworen haben? Aber sie war glücklich an der Seite ihres Gatten, sie war geliebt — so erzeugte wohl nur Haß die Blässe, die ihre Wangen bei meinem Anblick bedeckte! Ja, sie hat ein Recht, mich zu hassen — zu verachten — o welche Qual liegt in dem Gedanken!

Eduard weiß nichts von meinem Verhältnisse zu Sophien, obgleich ihm nicht unbekannt ist, daß ich früher in einer Verbindung zu einem Mädchen stand, die ich aber zerriß; er soll auch nichts wissen, sein Spott würde mich rasend machen, seine alltäglichen Bemerkungen mich zur Verzweiflung bringen. Er hat nie geliebt, weil ihn gleich bei seinem Eintritt in's Leben das Laster umfing; so hat er keine Ahnung von der Seligkeit der Liebe, keine von den Schmerzen, die sie hervorzurufen vermag.

Gute Nacht, Eugen! Ich habe mich müde geschrieben; vielleicht gibt mir das den Schlaf, der mich sonst flieht.

Wilhelm.

Wilhelm an Eugen.

Ich bin noch immer hier, ich kann nicht fort; wie durch einen bösen Geist bin ich in den Kreis gebannt, wo sie athmet, die mir so viele Schmerzen gibt. Ich streiche durch die Straße, wo sie wohnt, ich stehe Abends unter ihrem Fenster, und hoffe, sie, von ihr ungesehn, zu erblicken — ich sah sie noch nicht wieder; und wenn ich sie wiedersähe, würde das mir Linderung bereiten? O könnte ich doch fort von hier! könnte ich mich in das Gewühl der großen Welt stürzen, um sie, mich selbst, diese rasende Leidenschaft zu vergessen; thäte sich mir doch in diesem Augenblick ein großer, erfreulicher Wirkungskreis auf, der alle Kräfte meiner Seele erforderte und anspannte! Aber keine Pflicht ruft mich, nichts zieht mich fort, und Alles, Alles fordert mich auf, hier, in ihrer gefährlichen Nähe, zu bleiben.

Sie soll sehr glücklich seyn, geliebt, ja angebetet von ihrem Gatten, welcher der allgemeinen Achtung genießt, überall verehrt, und als das Muster liebenswürdiger Sitte, weiblicher Anmuth und Tugend aufgestellt werden; selbst dieser Eduard wagt es nicht, seinem giftigen Spotte über weibliche Tugend, in Hinsicht auf sie, freien Lauf zu lassen, selbst er nennt sie eine Ausnahme.

So ist sie also glücklich, während mich die Nemesis verfolgt — sie ist glücklich, und ich muß verzweifeln! Sie hat mich verworfen, das sagte mir ihr strafender, zürnender Blick an jenem Abende des Wiedersehens; jeder Versuch, mich ihr zu nähern, muß mich noch verächtlicher in ihren Augen

machen; so muß ich sie vermeiden, die ewig mein Herz suchen wird! Beklage mich, Eugen, beweine mein Schicksal, das eine kurze Verirrung mit ewigem, namenlosen Unglück bestraft.

Wilhelm.

Sophie an Antonie.

Antonie, was habe ich dir zu berichten, welche tiefe Herzenswunden sind wieder aufgerissen worden! Ich sah Wilhelm wieder, ihn, den ich nie, nie hätte wiedersehen sollen, um die mühsam errungene Ruhe festzuhalten. Wie das kam, begreife ich noch selbst nicht, aber er stand vor mir, erschütterte durch seinen plötzlichen Anblick die ganze Seele, vernichtete mit Einem Blicke die künstliche Ruhe, in die ich mich gewiegt hatte. Ich habe ja keine Schuld gegen ihn, wie konnte mich denn seine Gegenwart so erschüttern? Wie oft hatte ich mir früher die Möglichkeit gedacht, ihm wieder einmal zu begegnen, wie mich vorbereitet auf einen solchen Moment, und als er nun wirklich da war, wie mächtig ergriff er mich dennoch! Versunken war durch seinen Anblick seine frühere Schuld wie durch einen Zauberschlag — nur der Mann meiner heißesten, ach! meiner einzigen Liebe stand vor mir, und wie sonst flog ihm mein Herz entgegen. Aber warum fügt er neue Schuld zu der alten? Warum tritt er unter erdichtetem Namen bei mir auf? Warum suchte er meinen Gatten durch solche unwürdige List zu täuschen, und mir den Frieden meiner Seele zu rauben? Soll ich Rudolphen von der Gefahr benachrichtigen, die uns durch diese

unheilbringende Nähe bedroht? Aber wenn er mich fragt, wie dieß Erscheinen auf mich gewirkt? kann ich ihn dann über mich täuschen, kann ich ihm eine Ruhe und Gleichgültigkeit heucheln, die nicht in meinem Herzen ist? Nein, ich muß schweigen, um nicht auch sein Glück zu untergraben; so zieht vielleicht der Sturm an seinem Haupte spurlos vorüber. Ich, Antonie, von jeher zum Dulden bestimmt, habe mich meinem Schicksale ergeben, das mir ewig nur Glück und Ruhe von ferne zeigt, um das brennende Verlangen darnach in dem leicht getäuschten Herzen zu erwecken, und es dann verschwinden läßt.

Rudolph hätte nie mein Gatte werden sollen; es war unverzeihliche Schwäche von mir, den Bitten der sterbenden Mutter nachzugeben, und ihm meine Hand zu reichen, mit dem Bilde des noch immer Geliebten im Herzen. Aber ich verhehlte ihm das ja nicht, ich wies zwei Jahre lang seine Bewerbungen standhaft zurück, und sagte ihm, daß ich den frühern, obgleich treulosen Geliebten nicht aus dem thörichten Herzen habe verbannen können; seine Liebe war größer als sein Stolz, und ich ward sein Weib, als die letzte Bitte der sterbenden Mutter es von mir verlangte.

Was ich nie geahnt hatte, erfolgte: Rudolphs Tugenden, seine Milde, sein gebildeter Geist und seine Liebe, die mit jedem Tage stärker zu werden schien, besiegten endlich alle Hindernisse, die meiner Neigung zu ihm den Weg vertreten hatten, und ich fing an, mich glücklich an seiner Seite zu fühlen.

Und als ich nun endlich Mutter eines holden

Kindes ward, als Rudolph, aufgelöst in Seligkeit, an meinem Lager kniete, als er unsre Marie jauchzend dem himmlischen Lichte entgegenhielt, da fühlte ich mich wieder glücklich, wie in der Zeit meiner ersten Jugendliebe, da schien mir das Band zwischen dem Gatten und mir für die Ewigkeit geknüpft, da war ich selig in dem Gedanken, das geliebte Weib eines edeln, geliebten Mannes zu seyn.

Das waren schöne Tage, Antonie! Zufrieden mit mir selbst und meinem Schicksale, beglückt durch die Macht, zu beglücken, flossen sie dahin, durch nichts getrübt. Und als Rudolph mich einst in einer schönen Stunde an sein Herz schloß, als er mit zärtlicher Besorgniß und zweifelhafter Angst fragte: Ist es nun erloschen, das Bild des Geliebten in deiner Brust? da durfte ich nun mit voller Ueberzeugung ja! sagen, denn ich täuschte mich über mich selbst, nicht vorsätzlich den Gatten.

Wie anders ist das jetzt, Antonie! wie ganz anders! Der Anblick des früher so geliebten Mannes hat mich überzeugt, daß das Herz nur Einmal wahrhaft zu lieben fähig ist, daß die Liebe zu diesem zwar auf Momente verdunkelt, aber nie ganz aus der Brust vertilgt werden könne.

Rudolphen war mein Erschrecken, meine seltsame Stimmung, meine Beklommenheit an jenem verhängnißvollen Abende nicht entgangen, und mit liebevoller Theilnahme erkundigte er sich nach der Ursache dieser Erscheinung. Er war so ganz arglos, so heiter — wie hätte ich den Dolch in sein Herz stoßen können, indem ich ihn einen Blick in das meinige thun ließ?

Vielleicht geht noch Alles besser, als ich fürchte, vielleicht wagt Wilhelm keinen zweiten Versuch, mich zu sehen, auch suchte ich ihn von diesem abzuschrecken durch erkünstelte Kälte und Strenge — o möchte ein guter Genius seine Entschlüsse leiten, und er von dem Vorsatze abstehen, mich elend zu machen! Ja, ich fühle es an dem ängstlichen Klopfen dieses Herzens, daß das in seiner Gewalt steht! Aber er wird es nicht, so kann Wilhelm nicht sinken, der mir stets als das Ideal männlicher Tugend, trotz seiner Schuld gegen mich, erschien; so könnte er nicht sein Bild in meinem Herzen trüben wollen, daß er zum gemeinen Verbrecher hinabsänke! Er wird gehen, und die auf's neu aufgerissene Wunde wieder vernarben; ich werde meine Marie an's Herz drücken, den süßen Mutternamen von ihren Lippen vernehmen, und nicht mehr mein Geschick anklagen.

Bete zu Gott mit mir, meine Antonie, daß sich so der verhängnißvolle Knoten löse; es wäre schrecklich, wenn es anders würde.

Sophie.

Wilhelm an Eugen.

Nenne mich einen Wahnsinnigen, einen Thoren, Eugen; was du auch sagen magst, wie sehr du auch in deiner Ansicht Recht habest, ich vermag nicht, von hier zu gehen. O dürfte ich mir doch, wie jener Toggenburger, eine Hütte ihrem Fenster gegenüber erbauen, und starr nach demselben schauend, sterben! Dürfte ich sie nur noch

einmal an diese Brust pressen, die so ganz wieder von ihrem Bilde erfüllt ist!

Alle jene Eigenthümlichkeiten, die mich früher entzückten, ihre eigene Art, sich zu kleiden, dieß Verachten der Mode und jedes auffallenden Schmuckes, sind ihr noch eigen; Eduard, ohne zu ahnen, daß er mir den Dolch immer tiefer in das Herz stößt, erzählt mir viel von ihr, und ich höre ihm zu, ohne ihm zu antworten. Er, der Beneidenswerthe, sieht sie oft, ist auch jetzt bei ihr gewesen, ohne daß ich ihn begleiten durfte; ihr Blick hat mich ja auf immer von ihr verbannt — ihr Herz mich verworfen! Eduard findet meine jetzige Stimmung auffallend, schilt mich einen Träumer, und meint, dahinter müsse etwas stecken, und er wolle es schon herausbringen, wenn ich auch für gut fände, noch länger den Geheimnißvollen gegen ihn zu spielen. Du kamst noch erträglich vernünftig an, sagte er nachsinnend, sprangst vom Pferde und in meine Arme, wie ein fideler Sohn des Mars — aber.... Halt, ich hab's — die schöne Baroninn hat dir den Kopf verrückt, denn standest du nicht wie ein ächter Pinsel vor ihr, und spieltest hernach so zerstreut? Er sah mich bei dieser Behauptung fest an, und ich konnte ein Erröthen, das meine Wangen verrätherisch bedeckte, nicht zurück treiben. Siehst du, da bist du gefangen, verrathen, du Geheimnißvoller! fuhr er in seiner tollen Laune fort; aber ich kann dir eben nicht viel Trost geben, denn deine Schöne ist kalt wie die Statue des Pygmalion, ehe sein Flehen zur Aphrodite sie belebte, und streng wie Daphne; ich habe mein Heil schon selbst an dieser Mar-

morbusigen, wiewohl ohne allen Erfolg, versucht, und bin zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß kein Anderer glücklicher seyn wird. Machte ihr doch der lebhafte und schöne junge Erbprinz im vorigen Herbste in aller Form den Hof! aber das ist ein wahres Gibraltar, sage ich dir, denn mit langer Nase und verwundetem Herzen mußte er abziehen. Ich unterbrach ihn nicht in seinem Geschwätze, weil es mich der Antwort überhob; er hört sich in der That auch so gern selbst, daß man ihn am besten unterhält, wenn man ihm gar nicht antwortet, sondern nur zuzuhören scheint.

Einige Stunden später.

Ich habe sie wiedergesehen, sie hat diese Wohnung durch ihren Eintritt zur Götterhalle *gemacht* — ich hatte den Muth, einige Worte zu ihr zu reden! Höre, wie das zuging.

Ich saß am Pult, und schrieb die vorstehenden Zeilen an dich, während Eduard am Fenster dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife blies, wobei er in einem Roman von Gustav Schilling blätterte. Geschwind! rief er aufspringend, geschwind an das Fenster, da kömmt deine Inamorata! Ich stürzte zu ihm hin, und erblickte in der That Sophien, die am Arme ihres Gatten die Gasse heraufkam. Nun sollst du sehen, welch einen Freund du an mir hast, sagte er, zur Hausthür eilend, die er aufriß. Ich trat mit ängstlichem Herzklopfen hinter die Fenstervorhänge, um nicht von Sophien gesehen zu werden, doch stellte ich mich so, daß mir keine ihrer Bewegungen entgehen konnte. Eduard

rief den Baron, und lud ihn in sein Haus, in seinen Garten, wo, wie er sagte, die Aurikeln in voller Blüthe stünden; er besitzt noch von seinem verstorbenen Vater eine schöne Sammlung dieser Blumen, und der Baron ist ein Blumenfreund. Sophie schien nicht der Einladung folgen zu wollen, aber Eduard ließ nicht mit Bitten nach, und der Baron hatte Lust, die Blumen zu besehen; so mußte sie nachgeben. Es würde auffallend gewesen seyn, wenn ich jetzt nicht hervorgetreten wäre, da man mich doch in dem Zimmer entdecken mußte, von dem die Thüre offen stand, auch trieb mich der eigene Wunsch in ihre geliebte Nähe. So trat ich ihr entgegen; sie grüßte mich fremd und verwirrt, der Baron mit vieler Herzlichkeit; Eduard zog letztern gleich mit sich fort zu seinem Treibhause, und rief Sophien zu: „Flechten Sie meinem Freunde indessen Rednerblumen, während ich mit Ihrem Gemahl die des Treibhauses besehe; wir sind gleich wieder hier.“ Er wollte mir sichtbar Gelegenheit verschaffen, mit Sophien allein zu bleiben, diese aber ging den rasch vorwärts Eilenden nach; ich folgte ihr in einiger Entfernung mit zögernden Schritten. Ihr Tuch entfiel ihr; ich eilte, es ihr zu reichen, da sie den Verlust desselben nicht bemerkt hatte; unsere Blicke trafen sich — Eugen, welch ein Blick! Alle meine Vorsätze, fremd und gelassen in meinem Betragen gegen sie zu bleiben, wichen der siegenden Gewalt desselben; eine flehende Bitte um Schonung, ein Gemisch von Liebe und Stolz sprachen sich zugleich in diesem Blicke aus — ich konnte ihm nicht widerstehen! Sophie, rief ich, wie außer mir, Sophie,

zürnst du noch immer dem schuldigsten, aber jetzt auch dem unglückseligsten der Menschen?!

Eine Thräne drängte sich aus ihren seidenen Wimpern hervor — sie fiel auf mein Herz, sie war meine Anklägerinn, aber doch auch ein Beweis, daß sie mich nicht hasse, nicht verachte. Sie sah mich dann starr an; Todesblässe und flammende Röthe wechselten auf ihrem schönen Antlitze ab; ein Zug von namenlosem Schmerze umschwebte ihren Mund: o wie vernichtete mich dieser Anblick. Sie faßte sich aber schnell, und mit einem Tone, der strafend, verweisend seyn sollte, es aber nicht war, sprach sie: Dort ist mein Gatte — erlauben Sie, daß ich zu ihm gehe. Sie legte auf das Wort Gatte einen eigenen Ausdruck; ich verstand ihn nur zu wohl! sie wies mich zurück, indem sie um die Erlaubniß bat, sich zu ihm begeben zu dürfen; alles das war hart, aber doch hatte dieß zweite Wiedersehen mein Herz beruhigt.... ach es sagte mir ja beredter, als Worte es gekonnt hätten, daß ich ihr noch nicht gleichgültig sey!

Und was gewinne ich denn dadurch, Eugen? könnte ich ihre Schwäche benützen, könnte ich dieses Himmelsbild durch verbrecherische Wünsche entweihen, sie, die Hohe, Engelsreine hinabziehen in den Staub der Gemeinheit? Nein, fern sey das von mir! so schlecht, so elend und verderbt bin ich nicht geworden, das wollen zu können; ich schaudre schon vor dem bloßen Gedanken zurück! Aber lieben, anbeten darf ich sie, sehnen darf ich mich nach einem Blicke dieser göttlichen Augen, die

alle schönen Träume meiner Jugendbegeisterung wieder aus der Tiefe der Seele hervorrufen, die mich mit Abscheu an jene Zeit erinnern, wo ich, befangen von einem wüsten Treiben, mir selbst und allen bessern Menschen ein Gräuel war. Erstarken will ich meine schwache Tugend an ihrem Heldenmuthe — lieben, anbeten will ich sie, und ewig bereuen, in wahnsinniger Verblendung diesen Edelstein um einen flimmernden Glasfluß hingegeben zu haben — sie mit hinabreißen in die Nacht meines Elends — nein, Eugen, das vermag dein Freund nicht!

Doch zurück zu jener Begebenheit. Ich war, ihrem Willen gemäß, in das Haus zurückgekehrt, während sie Eduarden und ihrem Gatten in das Treibhaus folgte. Nach einer Weile kamen alle Drei zurück, und der Baron lud Eduard und mich auf den Abend zu sich ein. Ich hing an ihren Blicken, um die Antwort darin zu lesen, die ich ihrem Gatten geben sollte; sie waren zur Erde gesenkt, und sie schien, von Träumen umfangen, keinen Antheil an dem Gespräche zu nehmen, das sich zwischen uns Männern entsponnen hatte; so folgte ich dem geheimen Wunsche meines Herzens, der mich antrieb, die Einladung anzunehmen. Der Baron führte sie endlich fort, und ich eilte auf mein Zimmer, um den Sturm austoben zu lassen, der auf's neu in meiner Brust erregt worden war.

So werde ich sie denn noch heute wiedersehen — Eugen, vor dem Gedanken versinkt alles Andere, und ich ende diesen Brief.

Wilhelm.

Sophie an Antonie.

Er muß fort, Antonie, ich darf seine Nähe nicht mehr dulden. Auf meinen Knieen habe ich Gott um einen leitenden Faden aus diesem Labyrinthe gebeten: o möchte mir doch klar werden, was das Rechte sey, was ich thun muß, um nicht ein Spiel zu verlieren, auf dem mein und des Gatten ganzes Glück vielleicht steht! Aber er verschließt sich meinem Flehen, der unerbittliche Himmel, und ich sehe nirgends Licht in der rings mich umhüllenden Finsterniß — ich soll versinken, ich soll es, und Rudolph — vielleicht auch Er mir!

Warum schreibst du mir denn nicht, Antonie, warum bleibt mir jetzt dein Rath aus?

Später.

Dein Brief ist da, ich erhielt ihn eben, da ich angefangen hatte, an dich zu schreiben. Dein Rath ist gut, aber nicht mehr zu befolgen: ich soll Rudolphen die Wahrheit nicht länger verhehlen, ihm Alles gestehen?... Wie kann ich das jetzt noch, da ich so lange schon zögerte? Schon ist ihm mein ganz verändertes Wesen aufgefallen, schon forscht er den Ursachen nach, die diese Veränderung herbeigeführt; er glaubt mich körperlich krank, und will den Arzt rufen. Welche Zweifel gegen mich würden in seinem sonst so vertrauenden Herzen entstehen, wenn ich ihm jetzt entdeckte, wer Wilhelm sey? Ja, hätte ich gleich die Scheu und Abneigung gegen ein solches Geständniß überwunden, so stünde Alles viel anders, besser als jetzt; aber ich selbst habe die Schlinge zugezogen, in der

ich gefangen bin, und nur Eines kann mich noch vom Untergange retten: Wilhelms schleunige Entfernung! Aber wie ihn zu dieser bewegen? ihn darum bitten, hieße das nicht meine Gefühle verrathen, ihm sagen, daß er mir gefährlich sey? und darf mein Stolz, die Würde des Weibes es zugeben, daß er nur im Geringsten ahne, wie sehr er es mir wirklich ist? Ach, schon muß ich ohne das befürchten, daß mein überströmendes, alle Dämme und Schranken durchbrechendes Gefühl mich ihm verrathen — ich sah ihn wieder, hörte den Namen Sophie von seinen Lippen, den nur Er so auszusprechen vermag, und eine verrätherische Thräne stahl sich aus diesen thörichten Augen! Gib mir einen andern, besser ausführbaren Rath, geliebte Antonie, als den, noch jetzt mich Rudolphen zu entdecken.

Sophie.

Wilhelm an Eugen.

Ich habe dir lange nicht geschrieben, mein Freund, mein Bruder; ich konnte es nicht. Ein dumpfes Hinbrüten hemmte fast jede Lebensregung, und machte mich zu jedem Geschäfte unfähig. Noch bin ich dir die Geschichte des Abends in des Barons Hause schuldig; sie soll dir nicht länger vorenthalten bleiben; ich selbst finde jetzt Freude darin, sie dir zu erzählen.

Eduard weiß jetzt Alles; es war mir unmöglich, länger Verstellung gegen ihn auszuüben. Er bot mir seine Hülfe bei dem Abentheuer, wie er diese Begebenheit nannte, an, die ich aber mit Ernst zurückwies; wer könnte mir hier helfen? und

nun gar dieser Eduard! So gut er es auch mit mir meint, wovon mir kein Zweifel in den Sinn kommen kann, so wenig ist er doch dazu geeignet, ein so zartes Verhältniß aufzufassen, und es zu leiten; so habe ich ihn dringend gebeten, sich ganz passiv zu verhalten, und er hat mir das feierlich versprochen.

Nun zu jenem Abende! Wir gingen dießmal ziemlich früh hin, und fanden noch Niemanden von der Gesellschaft vor, selbst Sophie ließ sich noch nicht sehen, und unverwandt hing daher mein Auge an der Thür, durch die sie eintreten mußte. Der Baron war sehr heiter und gesprächig, und zog mich gleich in eine Unterredung, die großes Interesse für ihn hatte, weil sie die Litteratur unseres Vaterlandes betraf, die er sehr wohl kennt, und die er der aller übrigen Nationen vorziehet. Er hat in der That angenehme Kenntnisse, einen gebildeten Geist und sehr freisinnige Ansichten vom Leben, auch scheint er alle neuerdings herausgekommenen, bedeutenden Werke zu kennen, ja selbst die Kenntniß unserer ältern Litteratur geht ihm nicht ab. Mit Liebe sprach er von meinem alten Lieblingsdichter, dem Paul Flemming, der neben vieler Spreu uns einige Gedichte hinterlassen hat, die ihn unsterblich machen werden. „Ich besitze ein schönes, ganz vollständiges Exemplar dieses Dichters“, sagte er, „und setze großen Werth darauf, weil es zugleich ein Bildniß desselben enthält, das ich überaus getroffen glaube, denn gerade so heiter, so fromm und gut, so geistreich mußte der Mann aussehen, der sich selbst eine so schöne Grabschrift setzte, die ich nie ohne Rührung

und Bewunderung lesen kann.“ Sein Gespräch hatte mich angeregt und nach und nach angezogen, so zerstreut ich auch zu Anfang gewesen war, wie es uns denn oft ergeht, daß uns wider unsern Willen eine Unterhaltung fesselt, und ich ging nun gern in die seinige ein. Des unglücklichen Günther, mit seinem ungeheuern, ach, warum so vergeudeten, Talente wurde gedacht; der Baron hatte Horn's geistreichen Aufsatz über das Leben dieses Dichters gelesen, und stimmte in mein Bedauern und meine Bewunderung für ihn ein. „Sie müssen meine Büchersammlung sehen,“ sagte er, „und das heute Abend noch; ich bemerke mit Vergnügen, daß Sie ein Kenner und Freund der Litteratur sind; sie ist nicht eben groß, aber ziemlich auserlesen und besitzt nebenbei manchen Schatz an *alten*, trefflichen Werken, deren Sammlung schon mein Vater sich angelegen seyn ließ, von dem die Vorliebe für Sachen der Art auf den Sohn überging. Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen: wollen wir meine kleine Bibliothek besehen, während sich die übrige Gesellschaft an die Spieltische setzt? Ich kann überdieß mich dem Vergnügen des Spiels nur mit geheimem Widerwillen hingeben, das mir besonders dann als eine heillose Zeitvergeudung erscheint, wenn ich ein gutes und gediegenes Gespräch führen könnte. Und Ihnen, fuhr er fort, geht das, wenn ich nicht irre, eben so; Sie sind zerstreut hinter dem Spieltische, wie ich neulich bemerkte, und verlieren nur Ihr Geld, ohne einiges Vergnügen dagegen einzutauschen.“ Ich nahm natürlich seinen Vorschlag an, und jetzt trat Sophie in's Zimmer. Sie verbeugte sich

höflich, aber fremd und kalt gegen mich, und ging zu Eduarden, der bisher keinen Antheil an unserm Gespräche genommen hatte, weil es ihn gewiß langweilte. Ihre große Geschicklichkeit in der Auffindung eines passenden Gegenstandes für ein Gespräch mit Jedem, der sich ihr naht, oder gegen den sie die Verpflichtung zu haben glaubt, ihn unterhalten zu müssen, kam ihr auch hier zu Statten; bald war Eduard auf seinem Lieblings- und Paradepferde, und mitten in der Schlacht, in der er eine rühmliche Auszeichnung von seinem Generale und einen Orden davon trug, den er nie ohne geheimes Wohlgefallen in seinem Knopfloche betrachtet. „Da sehen und bewundern Sie die größere Gewandtheit der Frauen," flüsterte der Baron mir zu; „meine Frau hat unsern, von uns bisher so arg vernachlässigten Freund gleich von seiner stummen Rolle befreit." Wohl bewunderte ich ihn, diesen vielseitig gebildeten, gewandten Geist der herrlichen Frau! wer hätte ihn besser kennen können, als ich? Kein Blick, kein Wort an mich — sie überließ mich ganz ihrem Gatten, bis der Saal sich nach und nach füllte, und der Baron genöthigt war, sich bald hierhin, bald dorthin mit seiner Unterredung zu wenden. So stand ich denn ganz allein da, einsam in dem bunten, mich umfluthenden Gedränge, und das that mir wohl. Ich hörte nur sie, lauschte auf jede ihrer Bewegungen, folgte jedem ihrer Blicke, und war ganz versunken im Anschauen der geliebten, schönen Gestalt. Nichts störte mich in meinen Betrachtungen, und begierig sog ich das süße Gift ein, das in ihrer Nähe für mich liegt. Endlich arrangirten die Bedienten die

Spieltische, und der Baron wußte es einzurichten, daß wir Beide frei blieben, während alle Uebrigen sich um die Karten versammelten; Sophie spielte auch heute nicht, und begab sich fort, sobald sie Alles außer mir und ihrem Gatten beschäftigt sah. Ich starrte die Thüre an, aus der sie gegangen war, und fuhr wie aus einem schweren Traume empor, als mir der Baron zuflüsterte: „Jetzt kommen Sie mit mir in mein Bücherzimmer.“ Mechanisch folgte ich ihm. Seine Sammlung war wirklich auserlesen, und der Anblick so vieler litterarischen Schätze weckte mich aus meinen Träumen. Da rief ein Bedienter den Baron ab; Amtsgeschäfte erheischten seine Gegenwart in seinem Arbeitszimmer, und er bat mich um Erlaubniß, sich auf eine kurze Weile entfernen zu dürfen. „Beschäftigen Sie sich unterdessen mit diesen befreundeten Geistern,“ sagte er, auf die Bücher zeigend; „ein Mann wie Sie wird hier keine Langeweile empfinden können, und theilen Sie mir hernach Ihre Ansicht über meine Sammlung mit; vielleicht machen Sie mich auf eine leicht auszufüllende Lücke aufmerksam; so verdankt schon manches treffliche Werk seinen Platz meiner Gattinn.“ Er verließ mich mit diesen Worten. Ich sah mich im Zimmer um; der Gedanke bewegte meine Seele wunderbar, von lauter Gegenständen umgeben zu seyn, die auch für Sophiens gebildeten Geist ein großes Interesse haben mußten. In einer Ecke lehnte eine schöne Pedalharfe; ich trat ihr mit einem Lichte näher — ach! es war dasselbe Instrument, dem sie früher so oft liebliche Töne entlockt hatte, und denen mein Ohr mit Trunkenheit

lauschte! Aber zerrissen waren jetzt die Saiten, und hingen auf den Boden; so spielte sie wohl nicht mehr darauf? — — Ich berührte leise einige noch festgehaltene Saiten, aber sie waren so verstimmt, daß nur Mißtöne an mein Ohr schlugen; erschüttert, im Innern ergriffen, wendete ich mich von dem Instrumente, das so viele Aehnlichkeit mit mir selbst hatte: so waren ja auch alle schönen Accorde in mir zu grausen Dissonanzen geworden, so war auf immer mein Lebensglück zerrissen, wie diese Saiten!

Aber noch mehr sollte ich erschüttert werden. Eine Thür, die in ein Nebenzimmer führte, war nur angelehnt; ich öffne sie, und bin in Sophiens Schlafzimmer. Das schwarze Kleid, welches sie an jenem Abende trug, als ich sie zuerst wiedersah, hing in einer offenstehenden Garderobe; ein kleines Korbbettchen stand neben dem ihrigen, und darin lag ein schlummerndes Kind, voll Engelsschönheit; es war ihr Kind, denn es trug ihre geliebten Züge! Ein matter Schimmer, verursacht durch ein auf dem Tische stehendes Nachtlicht, fiel auf das holde, schlummernde Geschöpf, und erhöhte die Schönheit desselben; ein sanftes Roth, hervorgerufen durch den Schlaf, bedeckte die zarte Wange; nachlässig lag das Aermchen über den Rand des Bettes hinaus. — Ergriffen von dem Anblick konnte ich mich nicht enthalten, neben dem Kinde niederzuknieen und einen Kuß auf die herabhängende Hand desselben zu drücken. Welche Gedanken, welche Bilder erfüllten meine Seele! Dieß Kind mein, und Sophie meine Gattinn — o Eugen, was könnte der Qual und der Wonne dieses An-

genblicks gleichgestellt werden? Ohne daß ich es wußte, fielen meine Thränen auf den Fußboden nieder, und noch immer kniete ich, mir selbst unbewußt, an dem Lager, als sich die Thür öffnete, und ein weibliches Wesen, mit einem Lichte in der Hand, hereintrat: sie war es selbst, Sophie, meine geliebte Sophie! Bei meinem unerwarteten Anblick entfuhr ihr ein Schrei — das Licht entfiel ihrer Hand, und sie wäre zu Boden gesunken, wenn meine Arme sie nicht aufgefangen hätten. So ruhte sie einen Augenblick an meinem Herzen. Was ich nie mehr gehofft hatte, war geschehen, diese Arme umfingen noch einmal ihre theure Gestalt! Ich hätte einen Kuß auf diese erbleichten Wangen drücken können, denn wer hätte es mir verwehrt, da sie so ohnmächtig in meinen Armen lag? aber sie war mir heilig, und keine sträfliche, unreine Begierde entweihte mein Herz in diesem Augenblicke. Sanft führte ich sie zu einem im Zimmer stehenden Sopha und legte sie auf dasselbe; sie schlug die Augen auf, und sah mich mit einem unbeschreiblichen Blicke an; dann entfloß ein reicher Thränenstrom ihren seidenen Wimpern, aber noch immer war die Lippe geschlossen, und nur mit der Hand gab sie mir einen Wink, mich zu entfernen. Ihr Wunsch war mir ein heiliges Gebot — ich eilte fort, rasenden Schmerz und höchste, menschliche Seligkeit zugleich im Herzen. In diesen Armen hatte sie geruht, das Klopfen ihres Herzens hatte ich gefühlt, mein Mund hatte ihre Locken berührt — mehr war mir geworden, als ich je vom Schicksal zu erflehen wagte! Begreiflich war mir nun Werther's Liebe zu dem

Kleide, worin Lotte ihn gesehen hatte; auch das meine war mir heilig durch ihre Berührung geworden!

Ich war in das Bücherzimmer zurückgekehrt, mit welchen Gefühlen, versuchte ich vergebens, dir zu beschreiben; nur wer in ähnlichen Lagen und Verhältnissen war, wird sie mir nachempfinden können. Als wollte ich allen ihren Wünschen begegnen, drückte ich die Thür hinter mir zu in das Schloß; so hatte ich selbst die Scheidewand zwischen uns gezogen, mich freiwillig wieder von dem Theuersten getrennt, was die Erde für mich hat. — Der Baron blieb zu meinem Glücke noch eine Weile weg, und so gelang es mir, einige Fassung errungen zu haben, als er zu mir eintrat. Er war so beschäftigt mit seinen Büchern, daß er die ungewöhnliche Bewegung, worin ich, trotz aller gewaltsamen Anstrengung, noch immer verharrte, nicht bemerkte, und so gab mir seine ruhige Unbefangenheit endlich die meinige wieder.

Ich zitterte vor dem Gedanken, ihr jetzt wieder zu begegnen, und mein Blick suchte sie scheu im Gesellschaftszimmer, als wir dorthin zurückkehrten; sie war nicht da. Nach einer Weile rief ein Bedienter den Baron hinaus; er kehrte zurück, und sagte mir dann: „Meine Gattinn leidet an einem so unerträglichen Kopfschmerz, daß sie hat zu Bette gehen müssen. Schon seit längerer Zeit leidet sie an Nervenübeln, welches mich höchlichst beunruhigt. Ich werde sie, sobald die Ferien eingetreten sind, und es meine Geschäfte nur irgend erlauben, in das Karlsbad führen; dort, am heilenden Sprudelquell, schenkt ihr Hygäa hoffentlich die verlorene

Gesundheit wieder. Für heute werde ich sie bei unsern Gästen, und so auch bei Ihnen, entschuldigen müssen, denn ich selbst habe gesehen, daß ihr Uebel ihr nicht gestattet, den Abend ferner unter uns zuzubringen.“

Laß es mich dir gestehen, Eugen, dieß Nichterscheinen Sophiens erfreute mich mehr, als mich ihre Krankheit betrübte; so bin ich ihr denn noch nicht ganz gleichgültig geworden, so hat das Band einer, wie es scheint, so glücklichen Ehe noch nicht ganz das zerrissen, das sie mir früher vereinte! so leidet Sophie mit mir!

Aber, o ich Thor, kann es mich denn glücklicher machen, daß auch sie nicht glücklich ist? Welche Frucht kann mir denn ihr gestörtes Lebensglück bringen? So zerreißen mich unaufhörlich dunkle, unbestimmte Gefühle, so verzehre ich mich wechselsweise in Gram um ihren unwiederbringlichen Verlust, und in Hoffnungen, die nie erfüllt werden können, nie erfüllt werden dürfen, wenn dieses Götterbild nicht entheiligt werden soll. Nein, das soll es nicht, und müßte ich darüber zu Grunde gehen!

Wilhelm.

Sophie an Antonie.

Nur ein Spielball ist unser Leben, unsre Ruhe, unser Glück in der Hand des Schicksals — wir vermögen nichts gegen das allgewaltige! Ein Dach umfängt mich mit dem Manne, von dem Länder und Meere mich hätten auf ewig scheiden sollen. Rechte nicht mit mir, daß es so kam, Antonie — ich konnte nichts dafür thun, daß es anders würde;

eine feindliche Macht hat in mein Leben gegriffen, und mein Verderben ist beschlossen; es ist vergebens, daß ich mich gegen dieses sträube.

Er liebt mich, wie früher in der Zeit unserer glücklichen Jugend, daran konnte mir, nach dem, was geschehen, kein Zweifel bleiben — er liebt mich mehr noch als damals! wie hätte er sonst sein Leben für mich gewagt? Doch höre Alles, und schilt mich, wenn du kannst, daß ich ihn jetzt nicht von mir stoße.

Ein Geräusch auf der Gasse, ein Rufen und Lärmen vor unserm Hause erweckte mich in der Nacht. Erschrocken sprang ich von meinem nächtlichen Lager auf, und öffnete das Fenster. Feuer! Feuer! erscholl es durch die Gassen; wo? rief ich von furchtbarer Ahnung erfaßt. Hier im Hause, scholl es mir entgegen; rette sich, wer kann! Ich flog an das Lager meines Kindes zurück, das sanft und ruhig schlummerte; ich riß es von seinem Bette empor, und hüllte es in einige Kleidungsstücke, bekleidete mich selbst mit einem leichten Morgenrocke, der vor meinem Bette lag, und eilte mit Marien der Treppe zu. Als ich die Thür öffne, die zum Vorplatze führt, schlägt mir schon ein dicker, erstickender Qualm entgegen, und ein Gluthmeer umfängt mich; deutlich sehe ich die Flamme, die vom Treppengeländer nach dem Vorplatze hinleckt; der bewirkte Luftzug hatte sie vermuthlich kühner gemacht. Entsetzt schlage ich die Thüre wieder zu, und rufe aus dem Fenster nach schleuniger Rettung; ich höre unten Rudolphs Stimme, der mit Verzweiflung nach einer Leiter verlangt, und unaufhörlich nach Weib und Kind

retten gebot; er warf ihn aus dem Fenster, und vernahm, als er eben seine Nachsuchungen, trotz der immer größer werdenden Gefahr, fortsetzen wollte, Wilhelms Stimme, die ihm unser glückliches Entrinnen verkündete; jetzt erst stieg er wieder hinab. Alle diese Umstände erfuhr ich durch ein Gespräch, das er mit dem eingetretenen Eduard führte; eine Last ward dadurch von meiner Seele gewälzt.

Eduard sagte uns, daß er Befehl gegeben habe, unsere den Flammen entrissenen Mobilien in sein Haus zu bringen, und trug uns dasselbe mit liebenswürdiger Gastfreundschaft zum ferneren Aufenthalte an, bis das unsrige wieder aufgebaut seyn würde, und Rudolph stand nicht an, dieß großmüthige Anerbieten anzunehmen, da es uns in der That schwer gefallen seyn würde, für den Augenblick einen passenden Aufenthalt für uns ausfindig zu machen. Eduards Haus ist überdieß sehr geräumig, und der Theil desselben, den wir jetzt bewohnen, von ihm nie benutzt worden; so war uns ja damit gedient, ohne daß wir befürchten durften, ihm Unbequemlichkeiten dadurch zu verursachen. Mich ängstigte zwar der Gedanke an das Zusammenleben mit Wilhelm, das jetzt nicht zu vermeiden war, aber wie hätte ich hier etwas an dem Beschlusse meines Gatten abändern können, ohne ihm mein Geheimniß zu verrathen?

Noch habe ich Wilhelm nicht wiedergesehen; er ist krank, wie mir Rudolph sagt, der ihn oft besucht, und ganz nur Dank und Bewunderung für ihn ist. Vielleicht hält ihn sein Zartgefühl davon zurück, vor mir zu erscheinen: wie dankt ihm die-

ses mein Herz! Rudolph wollte mit mir auf sein Zimmer gehen, um ihm zu danken, aber ich habe das natürlich abgelehnt; wie hätte ich das auch gekonnt? Aber mein Entschluß ist gefaßt: ich will diese Wohnung verlassen, sobald es möglich seyn wird; ich werde schon Mittel finden, Rudolph dazu zu bewegen. So lange ich kann, will ich gegen mein Verderben ankämpfen, das habe ich mir heilig gelobt.

Sophie.

Wilhelm an Eugen.

Sie ist bei mir, lebt mit mir unter Einem Dache, ich durfte sie den Flammen entreißen! Wie das alles kam, ein andermal. Jetzt ist mein Herz so voll Freude, und ich kann nichts denken und empfinden, als daß ich sie rettete. Soll ich sie ihm gerettet haben, der nicht einmal das Leben für sie wagte, für den sie ohne mich verloren, ein Opfer des schauderhaftesten Todes geworden wäre? ihm, dem verhaßten Nebenbuhler? Nein, gesühnt ist die Vergangenheit, und ich darf wieder um sie ringen, diese Flammen, die für sie über mich zusammenschlugen, haben mich von der frühern Schuld gereinigt, und wieder würdig ihrer bin ich geworden. Freilich ist sie die Gattinn eines Andern, freilich hat die Kirche ein Band um sie und ihn geschlungen, aber hat denn nur der Schwur am Altare seine Rechte, nicht auch das Herz und die Liebe? Wie jetzt so Alles ganz anders steht, wie sich urplötzlich meine Wünsche und Hoffnungen anders gestaltet haben! Früher wagte ich nicht, den Blick im Gefühl meiner Schuld zu ihr zu erheben,

jetzt fühle ich den Muth und das Vertrauen in mir, auf Tod und Leben mit ihrem Gatten um ihren Besitz zu ringen; abkämpfen muß er sie mir, die ich mit eben so vollem Rechte mein nenne, als er. Er sollte ungestört im Besitze dessen bleiben, was meine Seele ewig verlangen muß, und dessen er sich durch Feigheit unwürdig machte? ich sollte sie ihm gerettet haben, und im Schmerze der bittersten Entsagung vergehen, während er schwelgt? Nein, ich fühle Kraft in mir, mit Himmel und Hölle um sie zu ringen, mein, mein muß das göttliche Weib werden, mir muß ich sie erhalten, gerettet haben, oder es gibt keine Gerechtigkeit mehr! Ich trotze allen albernen Vorurtheilen, und habe ich die Gewißheit erlangt, daß ich ihr Herz wieder errungen, so setze ich dieß armselige Leben daran, sie mir ganz zu erkämpfen.

Schweig mit deinen Mahnungen an die kalte Pflicht — auch das ist eine, sich selbst dem namenlosen Elende zu widersetzen; ist es nicht gleichviel, ob ich vergehe, oder er? soll er glücklich werden, und ich zu ewiger Qual verdammt seyn? Und warum? ist er besser als ich? ihrer würdiger? Nein, er überließ sie ihrem Schicksale, während ich dem Tode für sie mich in die Arme stürzte. Das Leben wagt nur ein Thor oder ein Wahnsinniger für das Glück eines verhaßten Nebenbuhlers; ich wagte es für sie, für meine Hoffnungen. Freilich bedachte, überlegte ich das Alles nicht, als es ihre Rettung galt, aber jetzt, da ich Raum zur Ueberlegung gewonnen, ist mir klar geworden, wozu der Zufall mir so sichtbar seine

Gunst schenkte; er soll sie nicht an einen Thoren vergeudet haben.

Was du mir darum in deinen sehr vernünftigen Briefen auch sagen magst, Eugen, es bleibt bei meinem Entschlusse, mein Leben daran zu setzen, sie mir ganz wieder zu erringen; was ist denn auch das Leben ohne sie, als ein ewiger, martervoller Tod? Wer nicht so wie ich von der allgewaltigen Leidenschaft umfangen, nur das Eine Ziel hat, nur Eines noch wünscht und hofft, hat gut reden; du kennst sie nicht, die Leidenschaft, Eugen, dir gestaltete sich das Leben immer nach Wunsche, immer freundlich; in deinen Weg trat weder sie noch die Schuld, es war dir vergönnt, Wunsch und Pflicht schön zu vereinen, du führtest das Mädchen deiner Liebe zum Altare, wurdest nie von demselben getrennt, wie kannst du dich denn zum Richter meiner Handlungen aufwerfen wollen, da dir die Leidenschaft und der Kampf mit einem feindlichen Geschicke fremd blieben? Ich soll fliehen, forderst du, aber wohin, um nicht von ihrem Bilde und meinen verwegenen Wünschen verfolgt zu werden? Dem Feigen, dem Selbstsüchtler sollte ich Sophie, meine Sophie überlassen, darben, vergehen, während er ärntet, wo er nie säete? Wer war es denn, als ich, der die holde Knospe entfaltete, die ihn jetzt als volle Rose durch Farbe und Duft entzückt? Die Liebe war der mächtige Strahl, durch den sie erblühte, die Liebe zu mir! Ich erweckte diese Liebe zum Schönen und Großen, die sie jetzt vor allen andern Frauen auszeichnet, sie zur Krone ihres Geschlechtes macht; dieser kalte, besonnene Ru-

dolph hätte dieß Wunder nie vollbracht. Hätte er sie, wie ich, an der Gränze der Kindheit gefunden, und sich gewonnen, so würde er den Flug dieser stolzen Seele gehemmt, sie hinabgezogen haben in den Kreis seiner Alltäglichkeit, und sie jetzt ein Weib seyn, wie tausend andere. Nicht diese Schönheit allein, die ihren Leib schmückt, ist es, die mich mit dem Wunsche nach ihrem Besitze erfüllt, sondern es sind die Strahlen ihres Geistes, die meine Leidenschaft für sie zur hellen Flamme entzünden.

O daß jener unglückselige Feldzug, diese unfreiwillige Trennung, zwischen unsre Liebe treten mußte, daß die verrätherische Tücke eines bösen Geistes und die Buhlerei eines schönen, aber gesunkenen Weibes den schwachen Jüngling mit dem Netze des Verderbens umspannen, und ihn unwürdig der Liebe eines Engels machen mußten! Beklage mein Geschick, Eugen, aber tadle, verdamme mich nicht.

Wilhelm.

Sophie an Antonie.

Er weilt noch immer hier, ich sehe ihn täglich, stündlich fast; er sollte großmüthiger seyn und geben, aber er thut es nicht, und ich muß bleiben, vom Verhängnisse gefesselt. Meine Marie ist krank; die Erkältung jener Schreckensnacht, verbunden mit den hinzugetretenen Masern, haben sie auf's Krankenlager geworfen, und Rudolph reist, so dringend ihn auch meine Thränen zu bleiben baten, in unabweisbaren Amtsgeschäften zur Residenz; ich werde allein zurückbleiben, und

das mit ihm. Wie mich das ängstigt, Antonie, in welchen Zweifeln mein Herz hin und her wallt! Soll ich, kann ich noch Rudolphen Alles entdecken? Nein, das ist unmöglich! mit jeder Minute, die ich zögere, wird die Kluft zwischen mir und einem offenen Geständnisse größer, wird meine Schuld in Rudolphs Augen sich vermehren, und doch fehlt mir der Muth noch immer dazu. Soll ich ihn, der Alles für mich wagte, der Rache eines beleidigten Gatten bloßstellen? Soll ich die beiden Männer, während an den Einen mich Pflicht und Gelübde, an den Andern Dankbarkeit, liebende Erinnerung, und, ach, laß es mich dir gestehen, weil dem doch so ist, ein wieder mächtig erwachtes Gefühl binden, sich feindlich einander gegenüber treten sehen, um auf Tod und Leben um mich zu kämpfen? Rudolph ist großmüthig, aber auch streng auf seine Ehre haltend; er würde den Schimpf blutig rächen. daß Wilhelm unter einem fremden Namen in seine Wohnung trat, und was vielleicht Zufall ist, würde ihm wie der schändlichste Verrath an seiner Ehre erscheinen. Und in welchem Lichte würde ich vor ihm stehen, daß ich so lange schwieg? O hätte ein Gott mir doch den Muth eingeflößt, ihm gleich beim ersten Besuche Wilhelms mein Herz zu öffnen! Aber durch Klugheit, durch Schweigen hoffte ich den Sturm, der unsere Häupter bedrohte, abzuwenden, und sie ward mein Verderben. Aber mein Entschluß ist gefaßt: ich will mich Wilhelms Großmuth anvertrauen, will ihn bitten, mich zu verlassen, und dann, sobald es die Gesundheit des Kindes erlaubt, in deine Arme fliehen, um an deinem liebenden Herzen

Trost und Beruhigung zu suchen. Antworte mir mit umgehender Post, ob du einen solchen Vorsatz billigest; ich will so lange die Ausführung dieses Entschlusses aufschieben; aber schreib mir auch gleich nach Empfang dieses Briefes, denn die Gefahr wächst mit jedem Augenblick für deine unglückliche Freundinn. Schon kann ich den Mann meiner frühern, ach, einzigen Liebe, nicht ohne die größte Bewegung zu mir eintreten sehen; wie rührend sprachen seine Blässe, seine für mich empfangenen Wunden nicht zu meinem schwachen Herzen. Auch geistig scheint er zu leiden; er ist stumm und zerstreut, und eine Wolke des tiefsten Grames hat seine Stirn umzogen. Gestern umfing mich Rudolph in seiner Gegenwart; mein Blick fiel zufällig auf ihn, und die Todtenblässe, die sein Antlitz bedeckte, der Griff seiner kranken, um mich verwundeten Hand nach der Seite, an der er das Schwert zu tragen pflegt, erschreckten mich, machten das Blut in meinen Adern stocken. Ich entwand mich Rudolphs Armen, und eilte hinaus. Ja, ich will mich in seiner Gegenwart jedes Anscheins von Vertraulichkeit gegen Rudolph enthalten, da sie ihn kränkt; das bin ich ihm schuldig, das darf ich zu seiner Schonung thun, ohne die Pflichten der Gattinn zu verletzen. Warum habe ich aber nur noch das Gefühl der kalten, strengen Pflicht gegen Rudolph? warum zittre ich, wenn das Wort Liebe ausgesprochen wird? Bin ich denn schon schuldig, Antonie? muß ich mich anklagen, oder das Verhängniß?

Aber es muß anders werden; dieser Streit der Gefühle, diese ewige Spannung reiben mich kör-

perlich und geistig gleich sehr auf, und oft fühle ich mich so müde vom Leben, so wund gedrückt, daß ich das Haupt neigen und sterben möchte. Das wäre wohl auch die glücklichste Lösung meines Schicksals, denn was soll mir das freudeberaubte Leben der kalten, kalten Pflicht? Vertröste mich nicht auf bessere Zeiten — mir werden keine mehr erblühen! Wenn auch Alles besser abläuft, als mein ahnendes Herz jetzt befürchtet, so wird doch ewig der zerstörende Wurm an meinem Daseyn nagen; das Vertrauen auf Glück und Ruhe ist dahin; nur der Entsagung kann fürder mein Leben geweiht seyn. Entflohen ist für immer der süße Friede aus dieser Brust; Wünsche sind auf's neu in derselben erwacht, die nie in Erfüllung gehen werden, noch können, ohne daß ich mich selbst verlöre. Nein, Antonie, über meinen Tod wirst du vielleicht trauern müssen, über meine gesunkene Tugend nicht. Ringen und kämpfen will ich, so lange der Athem in dieser Brust lebt; das Schlimmste, das Unwürdigste will ich erdulden, aber nicht unwürdig deiner Liebe, deines Bedauerns mich machen. Was bisher geschah, und deinen Tadel mir zuzog, war Irrthum, Fehlgriff, aber nicht Verbrechen; noch ist dieses Herz rein, und nur ein Opfer des Verhängnisses, nicht der lebenzerstörenden Schuld.

Antworte mir gleich, meine Antonie, mit wahrer Seelenangst flehe ich dich darum an; leite meine Schritte in der rings mich umgebenden Finsterniß, sey mein rettender Engel aus diesem Labyrinthe der Zweifel und Gefahr!

Sophie.

Sophie an Antonie.

Die Post ist da, und kein Brief von dir, Antonie — verlässest du mich so? ziehst du die Hand ganz von deiner unglücklichen Sophie ab? Unglücklich? das ist das Wort nicht mehr, das für sie paßt — schuldig muß an der Stelle desselben steh'n! Wehe mir, daß dem so ist! Jetzt ist Alles verloren, die Kraft zum Widerstande ist erlahmt, ich bin geistig und körperlich zerrüttet, und nur ein Schatten mehr von dem, was ich einst war. Trotz meiner heiligen Gelübde trauert die Tugend um eine Gefallene. „Schwachheit, dein Name ist Weib!“ sagte ein großer Dichter — o daß ich in diesen Ausruf einstimmen muß, daß so heilige Vorsätze der Gewalt des Augenblicks, der Nähe des gefährlichen Mannes erliegen mußten! Zwar habe ich mich wieder aufgerafft, den Verräther von mir verbannt, aber befleckt ist das Selbstbewußtseyn für immer, denn seine glühenden Küsse brennen auf diesen Lippen, dieß Ohr hörte seine verwegenen Schwüre, daß er mich nicht lassen wolle, daß ich sein werden müsse, und nur Thränen, nicht den Stolz und den Muth der Tugend, hatte ich ihm entgegenzusetzen. Wie das Alles kam, vermag ich dir jetzt nicht zu erzählen, wo so wilder Aufruhr meine Brust durchtobt; es bleibt einer fernern Mittheilung aufbewahrt, wenn meine physischen Kräfte nicht diesem Sturme erliegen, welches mein Wunsch ist, meine einzige Hoffnung.

Ich will das Letzte versuchen, und an Wilhelm schreiben, ihn beschwören, mich zu verlassen; viel-

leicht ist seine Großmuth mächtiger als seine Leidenschaft, aber ach! auch diese Hoffnung, wird sie mich nicht täuschen, wie so manche andere? Ich kann nicht fort — noch immer darf Marie das Bette nicht verlassen; soll ich sie gerade im gefährlichsten Zeitpunkte ihrer Krankheit fremder Sorgfalt anvertrauen? Ein geringes Versehen, und sie ist nicht mehr — so muß ich ja bleiben. Sobald ich kann, eile ich zu dir: du wirst selbst die Schuldige nicht verstoßen, meine Bitten, meine Thränen werden dich rühren, du wirst mich an dein sanftes, liebendes Herz nehmen. So vor Rudolph zu treten, wäre mir unmöglich; und es hieße doch Verrath auf Verrath häufen, ihm länger zu verschweigen, was geschehen. Wenn ich ein sicheres Asyl bei dir gefunden, wenn deine Liebe mich gegen den ersten Sturm des beleidigten Gatten geschützt, soll er Alles wissen, und über mein Schicksal entscheiden; ich will es ohne Murren aus seiner Hand empfangen, ohne Klage selbst das Härteste erdulden.

Ich eile, an Wilhelm zu schreiben, und schließe daher diesen Brief. Laß eine deiner tugendhaften Thränen auf die Stelle fallen, wo die unglückliche Sophie selbst den Stab über sich brach, wo sie schwach genug sich bekannte, die Liebkosungen des Mannes erduldet zu haben, von dem Pflicht und Ehre sie auf ewig trennen sollten!

Sophie.

Sophie an Wilhelm.

Wo nehme ich die Kraft her, diesen Brief an dich zu schreiben, Wilhelm? wo finde ich Worte,

dein hartes Herz zu rühren? Ist es dir nicht genug, auf ewig den Frieden des Weibes vernichtet zu haben, das dich einst so heiß liebte? willst du es ganz verderben? Wilhelm, soll dir Sophiens Fluch von ihrem frühen Grabe entgegen töne n? Vergebens würde ich den Versuch machen, dich noch über meine Gefühle zu täuschen; du hast mich schwach gesehen, einen Blick in dieses Herz gethan. Ja, Wilhelm, Sophie liebt dich, aber sie wird nie die deine werden, nie die Schwüre brechen, die sie dem Gatten am Altare that, nie zum Laster hinabsinken. So laß dich denn beschwören, bei Allem was dir heilig ist, von hier zu gehen, nicht ferner den Versuch zu machen, mich zu sehen. Ewig, ewig müssen sich unsere Wege trennen, wenn Verbrechen uns nicht beflecken sollen. Du wirst dem Vergessen, wie einst, entgegen gehen, ich der Pflicht das gebrochene Herz zum Opfer darbringen, bis wir am Ziele stehen, und eine Zukunft ohne Trennung uns winkt. Dort, Wilhelm, wo es keinen Irrthum mehr gibt, will ich dein seyn, aber laß mich dir rein entgegentreten dürfen, nicht befleckt von Schuld und Reue! Fühltest du die Herzensangst, die mich zerreißt, indem ich dir dieses schreibe, du gingest gewiß; wie könnte ein Menschenherz ihr widerstehen? Willst du mich zwingen, mit Hintansetzung heiliger Pflichten, von hier zu fliehen? soll ich mein Kind verlassen, und hernach vielleicht über der Leiche des verabsäumten mein Leben verhauchen? Kannst du dazu ein Mutterherz zwingen wollen? Und doch muß ich zu diesem Auswege greifen, wenn deine Großmuth mir ihn nicht erspart.

Wilhelm, es ist genug des Unrechts von dir geschehen, du stahlst dich unter fremdem Namen in mein Haus, täuschtest meinen Gatten, und entrissest uns den stillen Frieden, der uns umfing, ehe deine Nähe ihn von uns verscheuchte; soll noch mehr geschehen? sind das nicht Frevel genug? Nein, du wirst zurückkehren zu deiner Pflicht, wirst mir gestatten, die meine zu erfüllen. An Glück ist ja für die unglückliche Sophie nicht mehr zu denken — so laß sie ihr Selbstbewußtseyn, die Achtung vor dir und sich selbst aus dem finstern Kampf des Lebens retten. Wilhelm, du widerstehst nicht meinen Thränen, du gehst!

Sophie.

Wilhelm an Sophie.

Ich gehe, Sophie, ja ich gehe, du willst es ja, und sollte diese Flucht mich dem Tode in die Arme führen. Aber nicht die kalte Feder, dein Mund selbst soll mir das Todesurtheil sprechen; ich will dich wiedersehen, ehe ich gehe. Vergebens klopfte ich heute an deine Thür, sie blieb mir verschlossen; noch einmal soll sie sich mir öffnen, du sollst das Opfer sehen, das du dem kalten Tode in die Arme sendest, sollst dich an den Qualen weiden, die den Mann zerreißen, der dich mehr liebt, als sein Leben, ja als seine Seligkeit. O der kalten, herzlosen Pflicht, wie spottet mein Herz ihrer! und ihr willst du leben, auf sie verweisest du mich? Welche Rechte hat denn noch der Mann an dich, dem du dein Leben weihen willst? die, welche die Kirche ihm gab? Er hat alle über dein Herz verloren; o entzückendes Ge-

ständniß deines Briefes! sie sind auf's neu auf mich übergegangen, mich liebst du, und ihm willst du ferner angehören? Warst du denn nicht mein, ehe du diesen Rudolph kanntest, mir verbunden durch eine Liebe, die er nie auszulöschen verstand? Habe ich dich nicht dem sichern Tode entrissen, und weinte er nicht jetzt an deinem Grabeshügel, wenn ich nicht gewesen wäre? Für ihn sollte ich dich gerettet haben? für den verhaßten Nebenbuhler? Als er dich den Flammen überließ, als er für deine Rettung nur ein ohnmächtiges, thatenloses Gejammer hatte, da zerriß er das Band, das dich mit ihm vereinte, da trat er dich mir vor Gott ab, der ich das Leben an dein Leben wagte. So sah ich unser Verhältniß seit jenem Ereignisse an, so wagte ich es, mich mit ihm in die Schranken zu stellen, mit ihm um deine Liebe zu ringen, ja, ich hätte den Muth, diese Ansprüche Mann gegen Mann vor ihm zu behaupten. Er komme denn, wenn er kein Feigling ist, und kämpfe auf's neu um deinen Besitz mit mir, und falle ich, was frommt es ihm? Dein Herz, deine Liebe würde ewig bei dem Todten seyn! Sophie, du liebst mich, und kannst mich verderben, mich der Verzweiflung übergeben wollen? Du liebst mich, und redest von Pflichten, die du gegen den Ungeliebten erfüllen willst? Würde er das Opfer annehmen, wenn er die Lage der Sache wüßte?

Welcher Schuld hättest du dich anzuklagen? Die wahre Liebe ist immer unschuldig, und nur die thörichten Satzungen der Menschen haben dem drückende Fesseln auferlegt, das zur Schuld ge-

stempelt, was frei seyn sollte, wie das Licht der Sonne; Liebe aus Pflicht ist keine Liebe, sondern nur Täuschung. Ja, hättest du mich gehaßt, mich verstoßen, als ich dich nach jahrelanger Trennung wiedersah, wäre es ganz in dir erloschen gewesen, das himmlische Feuer, das für den früher geliebten Mann dein Herz beseelte, so wäre ich still zurückgetreten, hätte kein Recht mehr an dich gehabt. Aber verrieth nicht schon dein Erbleichen an jenem verhängnißvollen Abende unseres ersten Wiedersehens, verriethen nicht später die Thränen, die du meinem Schmerze weintest, mir dein Herz? Als du an meiner Brust ruhtest, als ich dich ohnmächtig in meinen Armen hielt, da fühlte ich, daß der Fluch meiner Thorheit von mir genommen, deine Liebe noch immer mein sey. Und du kannst mich verstoßen, von dir weisen wollen? jetzt noch, Sophie, nachdem alles zu spät ist? Aber du befiehlst, du w i l l st, und ich gehe, denn immer wird mir dein Gebot, dein Wunsch ein Heiligthum seyn. So versuche es denn, an dieses Rudolphs Seite in der Erfüllung deiner Pflicht glücklich, versuche es, ihm, wie früher, liebende Gattinn, treue Mutter seinen Kindern zu seyn, mit dem Bilde des andern Mannes im Herzen ihm Liebe zu heucheln! Eine eiternde Wunde wird aber, so fürcht' ich, dein Leben fürder werden; ein Schnitt wäre heilend und minder Furcht erregend, aber dir fehlt der Muth zu einem solchen, und du ziehst es vor, in ewiger Krankheit dahin zu siechen.

Mich vergiß, mich übergib der Verzweiflung, dem frühen Grabe, aber versage mir den letzten Trost nicht, dich noch einmal zu sehen; könntest

du mir das verweigern, so würde ich dich der Härte, der Grausamkeit vor dem Throne des Allmächtigen anklagen, vor den ich bald zu treten hoffe: was sollte ich denn noch hier mit dem gebrochenen, zu Tode betrübten Herzen?

Ich gehe, Sophie, aber ich muß dich wiedersehen, noch einmal an das bangklopfende Herz drücken, von dir hinaustreten in die unsichere, finstere Zukunft, die meiner nach dieser Trennung harrt.

Wilhelm.

Sophie an Wilhelm.

Unglücklicher, welchen finstern Vorsatz verkündet mir dein Brief! Du willst freventlich in dein Leben greifen? Schauderst du nicht vor solcher Sünde zurück? Könntest du Sophiens Leben den grausamsten Qualen preisgeben wollen? Ja, ich will dich noch einmal sehen, will mit der Beredsamkeit der Liebe dein hartes Herz erweichen, will dir zeigen, daß die Erfüllung heiliger Pflichten *uns* über Alles zu trösten vermag, daß Verzweiflung nur in schuldigen Herzen ihren Wohnsitz aufschlage. Heute gegen Abend erwarte ich dich an der Gartenpforte; in der freien Natur, unter Gottes schönem Himmel werden meine Trostgründe, meine Bitten beredter zu deinem Herzen sprechen, als in den dumpfen Zimmern. Ich will dir Flur und Wald, lieblich geschmückt, Erde und Himmel in ihrer Schönheit zeigen, und dich dann fragen: Mensch, willst du so große Güter freventlich aufopfern, weil dir weh in einer Stunde ist, die vorübergehen wird, wie alles Andere?

Um sechs erwarte mich hinten an der Pforte des Gartens; ich komme gewiß, aber zum Letztenmale!

Sophie,

Hier enden die brieflichen Mittheilungen, und die Erzählerinn nimmt den Faden auf, um die Begebenheiten zu Ende zu führen. Sinnigen Frauen, für die besonders diese Erzählung, die in ihrem Hauptinhalte nur allzuviel Wahrheit enthält, mitgetheilt ward, bleibt es überlassen, heilsame Frucht aus dem Mitgetheilten zu ziehen; die Erzählerinn enthält sich jeder Nebenbemerkung. Wie die unglückliche Sophie irrte, wo sie sich einer unverzeihlichen Schwäche hingab, wird ohne das in die Augen gefallen seyn, und den denkenden Geist zu Reflexionen angeregt haben. Nun zum Schlusse der Geschichte.

Rudolph hatte, gespornt durch seinen Eifer, seine Geschäfte in der Hauptstadt baldmöglichst zu vollenden gesucht, um zu Sophien zurückkehren zu können, die er sehr krank, und besonders an Nervenzufällen leidend glaubte; er hatte alle seine Kräfte angespannt, und war fast in so viel Wochen fertig, als er Monden dort bleiben zu müssen geglaubt hatte. Das Ausbleiben von Sophiens Briefen beunruhigte ihn überdieß, und auf Flügeln der Sehnsucht und Liebe begab er sich in den Wagen, der ihn zurück zu den geliebten Wesen führen sollte, an denen einzig sein Herz hing. Er wollte die Gattinn angenehm überraschen, und schrieb ihr daher nicht, daß er schon so bald wiederkehren würde. Ueberhäuft mit den Lobsprüchen

seiner Vorgesetzten, ausgezeichnet durch seinen König, der schnelle und gewandte Arbeiter liebte und schätzte, bestieg er in heiterer Stimmung den Wagen. Doppelter Vorspann und eine Tag und Nacht fortgesetzte Reise führten ihn schneller noch, als er erwartet hatte, zum Ziele. Der Wagen hält endlich vor Eduards Wohnung, und er springt freudig heraus, aber obgleich der Postillion lustig in das Horn stößt, zeigt sich weder die Gattinn, noch einer der Freunde, die er hier erwarten zu dürfen glaubte; nur seine Diener und Sophiens Kammerfrau eilen ihm entgegen. Er fragt nach seiner Gattinn; sie ist ausgegangen, heißt es. Mißmuthig eilt er die Treppe hinauf zu seinem Kinde, das ruhig und sanft schlummert. Wo ist eure Frau hin, fragte er Margarethe, die nachgekommen war, um wieder ihre Stelle am Bette des schlafenden Kindes einzunehmen. Ich glaube, die gnädige Frau sind spazieren gegangen, ist die Antwort. „Allein?“ fragt Rudolph weiter, „es dunkelt ja fast.“ „Nein, der Herr Rittmeister haben sie, wie ich glaube, begleitet; ich sah ihn auch nach dem Garten gehen, als Ihre Gemahlinn sich hinab begab.“

Rudolph mußte sich jetzt entschließen, die Rückkehr Sophiens zu erwarten; es ward bereits ziemlich dunkel, und sie war noch immer nicht da; unruhig ging er im Zimmer auf und nieder, und war unschlüssig, ob er ihr nachgehen, oder sie erwarten sollte; aus Furcht, sie doch zu verfehlen, und das Wiedersehen dadurch zu verzögern, entschloß er sich endlich zu letzterem. Er ließ sich Licht geben, und schloß einen Schreibpult, der sich un-

ter den geretteten Mobilien befand, und wozu er und Sophie einen Schlüssel besaßen, auf, um sein Portefeuille, das mehrere wichtige Papiere enthielt, in dasselbe zu legen. Als er ein Schubfach öffnet, fällt ihm ein Brief in die Augen; die Schriftzüge desselben sind ihm völlig unbekannt, und die Neugierde treibt ihn, nachzusehen, wer ihn geschrieben.

Sein Herz erstarrt, während seine Augen das Papier durchlaufen; es war jener uns bekannte Brief von Wilhelm an Sophie! Lange steht er unbeweglich mit dem verhängnißvollen Blatte in der Hand; sein reines, edles Herz sträubt sich dagegen, den für ihn so furchtbaren Inhalt zu fassen. Sophie, seine angebetete Sophie konnte ihn verrathen, so lange hintergehen; jener Mann, den er als ein Muster von Großmuth und männlicher Tugend verehrte, hatte ihn so schändlich betrogen, ihn um seine theuersten Güter, um sein Weib und seine Ehre gebracht?! Und sie durchstrich jetzt am Arme des Verräthers die Fluren, gab ihm vielleicht in diesem Augenblick ihre eigene, seine Ehre preis! Wie in einem Kreise drehten sich die Gedanken in seinem Kopfe herum, und endlich stand nur das in gräßlicher Klarheit vor ihm, daß die Erde nicht ihn und den Nebenbuhler vereint mehr tragen dürfe. Er hatte Alles verloren, sein Weib, seine geliebte Sophie, aber die Ehre war noch zu retten — und retten wollte er sie, oder sterben, das sagte er sich! Keine Thräne entfloß dem Auge des sonst so weichen Mannes; wie sein Herz vor der Gewißheit seines namenlosen Elendes erstarrt war, so versagten ihm auch seine Augen

den wohlthätigen Dienst der Thränen. Noch immer hielt er, ohne es zu wissen, das unglückselige Papier in den Händen, in das er unaufhörlich hineinstarrte, ohne es weiter zu lesen; er hatte ja genug daraus ersehen: sein Unglück! Endlich faßte er sich, und nach Feder und Papier greifend, schrieb er die wenigen Wotre nieder:

„Ich erwarte den Räuber meines Glücks, den Zerstörer meines häuslichen Friedens, den ehrlosen Schänder der Gastfreundschaft morgen früh mit Anbruch des Tages auf dem freien Platze im nahen Walde."

Rudolph.

Auf diesen Zettel setzte er Wilhelms Addresse, und befahl Margarethen, ihn dem Rittmeister gleich nach dessen Zurückkunft zuzustellen. Auf den Rand des Briefes von Wilhelm an seine Gattinn schrieb er: „Wie auch die Loose fallen, wir sind auf ewig getrennt." Dann schloß er den Brief wieder in den Pult, und eilte aus dem Hause fort. Eduard, der von einem Spazierritte zurückgekehrt war, begegnete ihm auf der Treppe, und wollte ihn aufhalten, aber er eilte, ohne ihm zu antworten, an ihm vorüber, zum Hause hinaus. Er mußte, um sich einen Secundanten zu verschaffen, sich einem Freunde vertrauen, auch hatte er vergessen, sich bei seiner Flucht aus Eduards Hause mit Waffen zu versehen. Gegen Mitternacht, so lange war er in den Feldern umhergestreift, klopfte er an die Thür des pensionirten Hauptmanns von C., der ein braver Soldat und sein zuverlässiger Freund war. Er sagte diesem bloß, daß er sich am folgenden Morgen schlagen

müsse, und bat ihn um einen Aufenthalt für die Nacht, so wie um seine Begleitung; beides gestand ihm der Hauptmann zu. Mit den ersten Strahlen der Morgensonne weckte er den biedern Freund, und begab sich mit ihm auf den Weg. Hier machte er ihn mit einigen Anordnungen bekannt, die er in Hinsicht seines Vermögens getroffen wünschte, im Fall er bleiben sollte, und der Hauptmann gelobte ihm, diese Aufträge getreulich auszurichten.

Man hatte Degen und Pistolen mitgenommen, weil man nicht wußte, welche Waffen der Gegner wählen würde, dem die Wahl derselben überlassen bleiben mußte. Der Morgen war heiter und schön; jubelnd erhoben sich zahllose Lerchen und andre Vögel in die Lüfte, und begrüßten den jungen Tag mit ihren melodischen Gesängen; aber diese Schönheit der Natur drang nicht an Rudolphs Herz, der, Alles vergessend, und in dumpfem Hinbrüten neben seinem alten Freunde herging. Wir wollen sie den verhängnißvollen Weg vollenden lassen, und nach Eduards Wohnung zurückkehren, um mitzutheilen, was sich dort nach der Rückkehr des schuldigen Paares zutrug.

Eine Stunde nach Rudolphs Entfernung kehrten Wilhelm und Sophie von ihrem Gange zurück. Aengstlich trat ihnen Margarethe entgegen, und erzählte, daß ihr Herr angekommen sey, aber bereits das Haus wieder verlassen habe. Eine furchtbare Ahnung ergriff das Herz der Schuldigen; Sophie gedachte des doppelten Schlüssels sogleich, und erbleichte, während Wilhelm aus der Hand der Kammerfrau Rudolphs Billet empfing. So-

phie hatte den Pult aufgeschlossen, um sich zu überzeugen, ob ihre Ahnung sich bestätige; sie fand jene Worte am Rande des Briefes, und sank ohnmächtig in Margarethens Arme, deren Sorgfalt Wilhelm sie anvertraute, und sich auf sein Zimmer begab, um einige ganz nothwendige Vorkehrungen in Hinsicht seines Vermögens zu treffen. Dieser Ausgang sey ihm der gewünschte, erklärte er gegen Eduard, den er zu sich hatte rufen lassen, ihn um seinen Beistand zu dem Gange zu bitten, den er mit dem nächsten Tage zu thun habe. Falle ich, sprach er, so sage Rudolphen, daß Sophie weniger schuldig ist, als er vielleicht glaubt. Sie war fest entschlossen, ihren am Altare geleisteten Schwüren getreu zu bleiben, und dieß sollte unser letztes Wiedersehen seyn. Verbirg vor Sophien, was wir vorhaben, fügte er hinzu; ihr Körper hat durch beständige Seelenkämpfe in der letzten Zeit so sehr gelitten, daß sie den Gedanken nicht ertragen würde, mich und den Gatten einander mit blutigem Vorhaben entgegentreten zu sehen; und doch konnte es nicht anders enden! Wir beide haben nicht mehr Raum auf der Erde, das fühle ich; Einer von uns muß eine Ruhestätte unter derselben finden. Möge ich es denn seyn! Was soll mir das freudberaubte, nackte Leben? O dürfte ich nur die Hoffnung mit hinüber nehmen, sie dereinst noch wieder glücklich zu wissen, wie freudig würde ich den Tod aus der Hand des Gegners empfangen!

Sophie lag die ganze Nacht hindurch in einem betäubten, fast wahnsinnigen Zustande; sie rief bald Wilhelm, bald ihrem Gatten, und beschwur

sie, von ihrem blutigen Vorhaben abzustehen, und sie das Opfer ihres Zornes werden zu lassen; Rudolphs Worte unter jenem Briefe hatten ihr eine Ahnung dessen gegeben, was sich ereignen sollte, und so beschäftigte sich ihre Seele unaufhörlich damit. Gegen Morgen war sie in einen anscheinend wohlthätigen Schlummer gefallen, und die sie bewachende Margarethe hatte sich auf einige Augenblicke von ihrem Bette entfernt, um im andern Zimmer nach der kleinen Marie zu sehen, die zwar in der Genesung, aber noch immer großer Sorgfalt bedürftig war.

Durch einen schrecklichen Traum vermuthlich geängstigt, springt Sophie von ihrem Lager auf; noch war sie unentkleidet, denn sie hatte nicht zugeben wollen, daß man sie ausziehe. Sie eilt mit beflügeltem Schritte in den Garten hinab; Niemand hemmt ihren Lauf, denn zwei Bedienten hatte Eduard befohlen, sich gegen sechs Uhr an einer Stelle im Walde, die er ihnen bezeichnet, einzufinden; Margarethe war mit der indessen erwachten Marie beschäftigt, und die übrigen Mägde und Diener schliefen noch. Sie öffnet die zum Felde führende Pforte, und eilt ihrem Verhängnisse entgegen. Schon aus der Ferne erblickt sie zwei Männer, die etwas in einen Mantel Gewickeltes tragen; es scheint ein Mensch zu seyn; eine furchtbare Ahnung durchzuckt ihre Seele, und ehe Eduard, der in einiger Entfernung dem Zuge folgt, es verhindern kann, hat sie den Mantel von dem Schrecknisse gerissen, das dieser umhüllte. Ihr erstarrender Blick fällt auf Wilhelms entseelte Gestalt, auf die im Herzen empfangene Todeswunde, aus der

noch in Strömen das Blut fließt! Mit einem gräßlichen Schrei sinkt sie zu Boden. — Eduard ruft sie endlich in's Leben, aber nicht in's Bewußtseyn zurück; entflohen ist der Unglückseligen das Licht der Vernunft; das auf sie eingedrungene Schrecknis hatte diese vernichtet. Ihre Geistes- und Körperkräfte, schon in der letzten Zeit allzu gewaltsam angespannt, erlagen hier ganz, und ihr Leben sank zum Schattenleben herab, da ihr das entrissen ward, was sie vor andern Geschöpfen des Erdbodens auszeichnete, die heilige Vernunft. Sie spielte und tändelte mit den blutigen Locken des Geliebten, rief ihn dann zu sich, und wies ihn nun wieder fort; Rudolphs Name entfuhr ihren Lippen nicht; ihr Kind erkannte sie nicht mehr, als man es ihr zeigte. Nur mit Gewalt entriß man ihr die Leiche, um sie zu bestatten, denn kein Schlaf kam in mehreren Tagen und Nächten in ihre Augen. Als man ihr endlich die geliebten Ueberreste entrissen, und sie diese im ganzen Hause vergeblich gesucht hatte, erfüllte sich die Luft mit so herzdurchdringendem Jammergeschrei, daß sich dem schuldigen Eduard das Haar auf dem Haupte emporsträubte; er ward zum Erstenmal im Leben von Gewissensbissen gequält, und verwünschte seine Bereitwilligkeit, den Knoten schürzen zu helfen, der sich hier so blutig gelöst hatte. Seine eigene Sicherheit hätte es erheischt, daß auch er als Mitwisser und Theilnehmer des Duells sich entfernte, aber es war ihm unmöglich, die unglückliche Sophie fremder Sorgfalt zu überlassen; so blieb er, bis man ihn endlich festnahm.

Gerade als man ihn wegführte, und er mehr

um Sophiens als um sein eigenes Schicksal besorgt war, traf Antonie in N. ein. Sophiens letzte Briefe hatten sie nicht zu Hause getroffen, daher das Ausbleiben ihrer Antwort. Eine sie besuchende Freundinn hatte sie unglücklicher Weise vermocht, sie auf ihr zehn Meilen entferntes Landgut zu begleiten, und man mußte ihr daher die an sie eingegangenen Briefe nachsenden. So wie sie Sophiens letztes Schreiben empfing, setzte sie sich in den Wagen, um nach N. zu fahren. Ihr Herz ahnete Unglück, doch hoffte sie demselben durch ihr Erscheinen vorzubeugen, weil sie die Gewalt kannte, die sie über das Gemüth ihrer Freundinn auszuüben vermochte. Ach, daß sie um wenige Tage, trotz ihrer Eilfertigkeit und ängstlichen Besorgniß, zu spät kommen mußte!

Sophie lag bei ihrer Ankunft in einem tiefen, todesähnlichen Schlafe; die getreue Margarethe erzählte ihr mit heißen Thränen das Vorgefallene, und bat sie, sich ihrer Gebieterinn anzunehmen. Dieser Bitte hätte es nicht bedurft, denn schon der Anblick des so geliebten, so namenlos unglücklichen Wesens war hinreichend, sie zu dem zu bestimmen, was geschehen mußte, wenn Sophie nicht ganz verloren seyn sollte.

Die Gerichte versiegelten in Eduards Hause, und nahmen den ganzen Vorgang zu Protocoll. Rudolph hatte sich ihnen freiwillig gestellt, und erwartete mit Ergebung den Spruch, den sie über ihn fällen würden; seine stolze Seele ertrug den Gedanken nicht, wie ein gemeiner Mörder von Land zu Land zu flüchten, und sich durch Steckbriefe verfolgen zu lassen. Das Leben war ihm überdieß

zu einer so schweren Bürde geworden, daß der Gedanke ihm Freude machte, sich dieselbe bald abgenommen zu sehen. Man behandelte den allgemein geschätzten und bedauerten Mann mit der Achtung, die seinem Charakter und seinem Unglücke zukamen. Er war nie einem Andern störend und feindlich in den Weg getreten, und Vielen hülfreich gewesen; so hatte er keine Feinde, und ärntete jetzt in seinem Unglück überall Liebe und Bedauern. Sein Gefängniß war leidlich, und einige Freunde versahen es mit allen Bequemlichkeiten, ja seine Richter selbst, die nach dem Buchstaben des Gesetzes sein Urtheil sprechen mußten, reichten eine Schrift an den König ein, die ganz zu seinen Gunsten sprach. Erst kürzlich waren sehr strenge und geschärfte Duell-Mandate vom Könige ausgegangen, der dieses traurige Ueberbleibsel einer barbarischen Vorzeit in seinen Staaten auszurotten wünschte; daher lautete das Urtheil, welches die Richter über Rudolphen aussprechen mußten, auf lebenslängliche Gefangenschaft, eine Strafe, die tausendmal härter als der Tod unter diesen Umständen war.

Antonie erhielt die Erlaubniß, Rudolphen vor seiner Abführung in ein anderes Gefängniß besuchen zu dürfen; bei ihrem Anblick flossen seine Thränen, die ersten, lindernden, die er weinte. Sie machte ihn mit dem ganzen Hergang der Sache bekannt, und übergab ihm Sophiens Briefe; diese mußten nun natürlich die Schuld der Unglücklichen in seinen Augen mildern, und auch ihrem Unglücke flossen jetzt die Thränen des edeln Mannes. Gern willigte er darein, daß Antonie

diese mit sich nehme, um so die Pflichten der Liebe und Freundschaft zu erfüllen, und er selbst bewirkte die Erlaubniß dazu von der Behörde.

Sein Urtheil kam gemildert vom Hofe zurück; der König, in Erwägung der seltenen Umstände und der treuen Dienste, die Rudolph ihm geleistet hatte, wünschte ihn dem Vaterlande zu erhalten, und verwandelte die von den Gerichten ausgesprochene Strafe in zehnjährigen Festungsarrest; in der Folge ward dieses Urtheil noch gemildert, und schon nach vier Jahren kündigte man Rudolphen seine Freiheit an; auch seine Güter und übrigen Besitzthümer wurden ihm zurückerstattet.

Im Südosten unseres Welttheiles hatte inzwischen ein schwerbedrücktes Volk die schmählichen Sklavenfesseln abgeworfen, und rüstete sich zum furchtbaren Kampfe auf Leben und Tod, um jene abzuschütteln. Die Siegesnachrichten, die von dorther in Rudolphs Gefängniß drangen, waren der Lichtpunkt seines verödeten Lebens geworden, und mit Begeisterung hing er dem Gedanken nach, jener Sache seinen Arm zu leihen; das schien ihm die einzige, würdige Lösung seines Schicksals. Er besuchte gleich nach seiner Freilassung Antonien, die sein Kind unter ihre mütterliche Aufsicht genommen hatte, und die heiligen Pflichten der Freundschaft und Menschenliebe an seiner unglücklichen Gattinn erfüllte. Sophie entbehrte noch immer des Lichtes der Vernunft; sie kannte Antonie und ihre Marie nur in einzelnen, lichten Momenten, und war sonst unempfindlich gegen Alles, was sie umgab. Auch Rudolph stand mit tief erschütterter Seele vor der einst so geliebten, jetzt ganz

zerrütteten Gestalt; aber gleichgültig hafteten ihre Blicke an ihm, wie an einem leblosen Gegenstande, und er mußte sich entfernen, wenn nicht der Schmerz auch seine Seele zerrütten sollte.

Er traf Verfügungen über sein Vermögen, wie ein Sterbender, denn nicht wünschte, noch hoffte er, wiederzukehren. In die Hände von Antoniens Gatten legte er es nieder, und bestimmte eine Summe, die man ihm jährlich so lange nachsenden sollte, bis man seinen Tod erführe.

Eduard, der mit einer kürzern, gefänglichen Haft davon gekommen, aber durch die mitgetheilten Ereignisse tief erschüttert, vielleicht von seinem Leichtsinn gebessert worden war, schloß sich ihm an, und Beide eilten jenen großen Kämpfen entgegen, von denen die Mitwelt mit Erstaunen redet, die Nachwelt mit Bewunderung reden wird.

Bald ward Rudolphs Name ein Schrecken der feigen Feinde, eine Losung zur Bewunderung seiner Landsleute. Der Sieg schien ihm zu folgen, der Schrecken ging vor ihm her; selbst Hella's Heldensöhne staunten seine Tapferkeit, seinen Muth und seine Besonnenheit an, und erhoben seinen Ruhm in die Wolken, gruben ihn in Säulen von Erz. Viel ist durch ihn für die gute Sache geschehen, mehr noch hofft man von ihm.

Der Liebe, der zärtlichen Sorgfalt und Ausdauer gelang, was fast unmöglich geschienen: Sophie genas nach einer Reihe von Jahren, die sie unter Antoniens Augen verlebt hatte, von ihrer Geisteszerrüttung. Gleich nach Rudolphs Abreise

wurden die lichten Momente immer häufiger: bald erkannte sie auch Antonie und ihr Kind, selbst in denen, wo sie wieder in ihren beklagenswerthen Zustand zurücksank. Ihr Körper litt zwar mehr, als früher, aber eben dieses erklärten die Aerzte für ein günstiges Zeichen, und in der That erfüllten sich ihre Hoffnungen schneller, als sie geglaubt hatten. Aus einer schweren körperlichen Krankheit erstand Sophie auch geistig völlig genesen.

Religion, Freundestrost und Mutterliebe richteten ihr Herz auf, in dem die Reue Platz nahm, das aber nicht mehr von wilden, geisteszerrüttenden Schmerzen gequält ward. Mit Entzücken vernahm sie Rudolphs Heldenthaten, welche durch die öffentlichen Blätter zu ihrem Ohre gelangten; so hatte er sich wiedergefunden, und der furchtbarste Fluch ihres Schicksals war gelöst!

Aus hohen, umschatteten Bäumen ragt eine stille, ländliche Wohnung hervor; ein schöner, rings umschlossener Garten umgibt ihn. Tausend farbige, duftreiche Blumen verhauchen ihre Wohlgerüche in die Lüfte, sangreiche Vögel wiegen sich auf den Aesten der Bäume und Sträuche, und ein schönes Kind spielt mit den Blüthen, und hascht farbige Schmetterlinge, während eine hohe, schöne, aber blasse Frau, in einem schwarzen, idealischen Gewande, emsig in einer Blüthenlaube schreibt. Wer erriethe in ihr nicht Sophie, die hier die Geschichte ihres Lebens und ihres Herzens, zur Warnung für ihre gleichfalls schwachen Schwestern,

zu Papier bringt? Mir hat sie diese anvertraut, und ich habe hiermit ihren Wunsch erfüllt, sie der Welt in diesen Blättern mitzutheilen; mögen sie denn Früchte tragen, diese einfachen Bekenntnisse einer reuigen Seele! Der erste Schritt zu einem, wenn auch geringen, Unrechte, kann uns an den Rand des Abgrunds führen, wie die Kugel nicht mehr unserer Macht unterthan ist, die wir versendeten. Sophiens ganze Schuld ging aus ihrem ersten Schweigen gegen den Gatten hervor, dadurch gab sie sich in die Gewalt finsterer Mächte, die, wer hat das nicht an sich selbst erfahren? unaufhörlich in unser Leben eingreifen, und denen darum vom Weltenvater Macht gegeben ward, damit wir unsere Tugend im Kampfe mit ihnen bewähren; eine ungeprüfte, unversuchte Tugend ist ja keine wirkliche, sondern nur eine scheinbare.

Sophiens ganzes, jetziges Leben ist nur auf Wohlthun und tiefe, herzinnige Reue gerichtet. Sie ist verehrt und angebetet in der ganzen Umgegend, denn wie ein Engel des Trostes tritt sie in die Hütten der Armuth, naht sich den Schwachen, um sie zur Tugend zurückzuführen, und sammelt einen Kreis blühender Jugend um sich, dem sie Freundinn, Warnerinn und Lehrerinn zugleich ist; Marie blüht immer schöner und lieblicher empor, und ist die Wonne ihres Mutterherzens, die Hoffnung ihrer Zukunft.

Ihre Verbindung mit Antonien gewinnt immer mehr an Festigkeit, herzinniger Liebe und beglückendem Vertrauen, und oft tritt diese Freundinn mit dem frohen Bewußtseyn in den stillen Kreis, den Sophie um sich gezogen, daß sie die Schöpfe-

rinn so vieles Guten durch nie ermattende Liebe und immer rege Sorgfalt geworden sey; nicht zum Stolze erhebt dieser wohlthuende Gedanke sie, sondern zum herzinnigen Danke gegen Gott, der ein so großes Werk ihrer Hand anvertraute, und ihr die Kraft schenkte, es vollbringen zu können.

Ja gewiß, die Liebe vermag Alles! und Milde und Schonung, selbst gegen Schuldige, läßt finster drohenden Abgründen noch Blüthen entkeimen, die durch unzeitige Strenge und Unduldsamkeit verdorrt wären.

Schwestern, darum verlaßt auch ihr die fehlende, verirrte Freundinn nicht, wenn Schwäche oder Irrthum sie eurer auch unwürdig gemacht zu haben scheinen! Der Schuldige kann sich nur dann wieder aufrichten, wenn schonende Milde ihm die Hand reicht; er versinkt ganz, wenn ihm dieser Stab entzogen wird.

Jocko,

eine indianische Erzählung.

Aus dem Französischen frei bearbeitet

nach

L. Pougens.

An der nördlichen Küste einer americanischen Insel schwamm ein kleines Fahrzeug, das, von den stürmischen Wellen des Meeres umhergeworfen, sich eifrig bemühte, in den hier von der Natur gebauten Hafen einzulaufen. Die Personen, welche sich in demselben befanden, waren ein junger, englischer Capitaine, zwei Matrosen und ein Knabe von ungefähr sechs Jahren.

Endlich gelang es den Anstrengungen der beiden Matrosen, das Boot an's Land zu bringen; die Geretteten sanken auf die Kniee, küßten den Boden, und blickten mit dankenden Augen empor zum großen Gotte des Himmels, dessen mächtige Hand sie empfunden, dessen liebenden Schutz sie genossen hatten.

„Ach, lieber Onkel, es ist doch etwas Schreckliches um einen Sturm," sprach jetzt das Kind; „aber wo ist denn die Mutter?" fuhr es nach einer Pause fort.

„Armer William," antwortete der Capitaine; indem eine Thräne über seine gebräunte Wange rollte, „Vater und Mutter hast du verloren; in der Tiefe des Meeres liegen sie begraben."

„Begraben?" wiederholte der kleine William mit ängstlichem Tone.

„Der Sturm, welcher noch auf dem Meere braust," fuhr der Capitaine fort, „hat unser

Schiff so heftig an einen Felsen geschleudert, daß es in demselben Augenblicke in Trümmer ging. Ich stand gerade neben dir, als das wüthende Element von allen Seiten eindrang, und die Masten des Schiffes krachend zusammenstürzten. Mit starkem Arme faßte ich dich, während du schliefst, stürzte mich in's Meer, und schwamm mit dir nach einem Boote, welches jene beiden Matrosen zu unserer Rettung von dem zertrümmerten Schiffe gelöst hatten. Wir versuchten es, den Unglücklichen, die auf den Wellen umhertrieben, zu Hülfe zu eilen, allein der Sturm jagte unser kleines Fahrzeug mit solchem Ungestüm von dem gestrandeten Schiffe, daß wir jede Minute fürchten mußten, das Loos unserer vorangegangenen Brüder zu theilen. Doch hat der Himmel aus dieser Gefahr uns befreit, sein gütiges Walten wird uns auch ferner behüten, wenn wir nur die Hoffnung auf ihn nicht sinken lassen."

„Ach mein Vater, meine gute Mutter!" schluchzte der Kleine, welcher die Größe seines Verlustes noch nicht zu empfinden vermochte.

Lord Richard Tawnton, einer der begütertsten Einwohner Englands, hatte durch ein großväterliches Erbe ansehnliche Besitzungen in Guiana erhalten. Die Sehnsucht, diese Ländereien, von denen der Ruf so viel Vortheilhaftes erzählte, auch selbst in Augenschein zu nehmen, bewog den Lord, mit seiner Familie eine Reise dahin zu machen.

Ungern nur willigte Lady Tawnton in diesen Wunsch, allein, sich von Gatten und Kind zu trennen, hätte sie noch weniger vermocht. Einige Zeit vor dem zur Abreise bestimmten Tage kam ihr einziger Bruder, Capitaine von Derby, zum Besuche an. Er war nach einer glücklich ausgeführten See-Expedition erst vor wenigen Wochen, mit Ehre gekrönt, in das Vaterland zurückgekehrt, und hatte jetzt auf ein Jahr Urlaub genommen. Lord Tawnton empfing den geehrten Gast mit brittischer Herzlichkeit, und wünschte sich Glück, in dem lieben Schwager einen eben so angenehmen, als nützlichen Gesellschafter auf seiner Seereise gefunden zu haben. Auch Lady Tawnton sah nun mit ruhigerem Herzen der Zukunft entgegen; an der Seite eines solchen Helden glaubte sie sich den Gefahren des Meeres weniger ausgesetzt; seine brüderliche Liebe, wähnte sie, vermöge Sturm und Wettern zu gebieten.

An einem heitern Morgen bestiegen sie nun das schon vor Anker liegende Schiff. Günstig blies der Wind in die Segel, und nach kurzer Fahrt befanden sie sich schon in dem atlantischen Ocean. Der kleine William und Onkel Derby waren bald die besten Freunde. Nachdem Letzterer dem wißbegierigen Knaben alle Theile eines Schiffes gezeigt, und ihm ihre Bedeutung erklärt hatte, mußte er Begebenheiten aus seinem früheren Leben erzählen. Der Capitaine beschrieb dem Kleinen ein Seetreffen, die Gefahren eines Sturmes, und obgleich die Schilderungen des Onkels nichts weniger als aufmunternd waren, so fragte der muthige Knabe doch jeden Morgen den Schiffs-

jungen im Mastkorbe, ob noch keine feindlichen Flaggen am Horizonte erschienen. Blies der Wind nur ein klein wenig stärker als gewöhnlich in die Segel, so glaubte William schon seine Wünsche erfüllt, und einen Sturm im Herannahen; doch zu seinem größten Mißvergnügen blieben sowohl die Feinde, als der Sturm immer aus.

Eines Abends, als die Strahlen der Sonne sich schon in die Wellen zu senken begannen, machten häufig flatternde Seevögel die Schiffer aufmerksam; dunkelgraue Wolken stiegen im Norden auf, die vorher so friedlichen Wogen bewegten sich jetzt unruhig, und schienen die Vorboten eines nahen Sturmes zu werden. Der Steuermann ließ sogleich die Segel einziehen, und alle mögliche Vorsichtsmaßregeln nehmen. Der kleine William begriff nicht, wie man so ängstliche Vorkehrungen treffen möge; der Wind, meinte er, könne dem Schiffe ja nicht schaden, und er freue sich recht auf das Herumgeworfenwerden.

Ehe Mitternacht hereinbrach, war auch der Sturm mit seiner ganzen Heftigkeit da. Der Nordwind blies aus vollen Backen, und trieb das Schiff, trotz aller Mühe und Anstrengung des Steuermanns, südwärts. William, der nun alle Lust an einem solchen Schauspiel verloren hatte, erlag nach und nach den Rechten der Natur, und entschlief während des unaufhörlichen Tosens der Winde. Plötzlich durchdrang ein fürchterliches Krachen das ganze Schiff; einen Augenblick stand es ruhig, aber gleich darauf drang das Wasser mit Macht von allen Seiten ein, die Wände gingen aus ihren Fugen, und Trümmer bedeckten das

ungestüme Meer; der Capitaine hatte eben nur noch Zeit, den schlafenden William zu ergreifen, und mit ihm nach einem Boote zu schwimmen, dessen Taue zwei Matrosen von dem Schiffe losgehackt hatten. Der noch immer wehende Nordwind trieb sie ohne weitern Aufenthalt vorwärts, und warf sie gegen Morgen ans Land.

Während der Capitaine dem kleinen William die Ereignisse der verflossenen Nacht erzählte, wagten die beiden Matrosen sich vorsichtig etwas tiefer in's Innere des Landes. Bald brachten sie die erfreuliche Kunde, daß sie weder eine Spur von dem Daseyn barbarischer Einwohner, noch von wilden Thieren bemerkt hätten. —

Ein Fäßchen Zwieback, das einer der Matrosen im Augenblicke des Schiffbruchs in das Boot geworfen hatte, wurde jetzt herbeigeholt, und ein Theil desselben mit großem Appetite von den Schiffbrüchigen verzehrt; eine Quelle mit süßem Wasser, welche an dem Fuße eines kleinen Hügels aus dem Sande sprudelte, würzte dieß einfache Mahl.

Gegen Abend nahm sich der Capitaine vor, ebenfalls eine Wanderung in das Innere des Landes zu machen. Er untersuchte die im Gürtel befindlichen Pistolen, so wie seinen Degen, und trat, nachdem er den kleinen William dem Schutze der beiden Matrosen empfohlen hatte, die Reise an.

Schon nach kurzer Zeit mußte er sich den Weg durch das verworrene Gesträuch mit dem Degen

bahnen; kein menschlicher Fuß schien je diesen Boden betreten zu haben. Auf einmal kam es ihm vor, als ob er ein leises Geräusch in unbedeutender Entfernung vernähme. Seine Linke griff mechanisch nach einer Pistole, in der Rechten hielt er, wie schon erwähnt, den Degen. So blieb er, aufmerksam nach der verdächtigen Seite lauschend, ein Paar Minuten stehen: kein Laut rührte sich mehr von dorther. Nach einiger Ueberlegung ging er weiter, und nun vernahm er zu seinem Erstaunen das vorige Geräusch abermals. Unbekannt mit der Furcht, schritt er dem neckenden Orte zu; bald erblickte er zwischen Baumzweigen versteckt einen kleinen, menschenähnlichen Kopf, aus welchem ihn zwei freundliche Augen ansahen. Diese unvermuthete Entdeckung machte den beherzten Seemann doch einen Augenblick stutzen.

Eine kleine Weile standen die beiden Unbekannten so einander gegenüber, keiner schien dem Andern recht zu trauen. Endlich machte Capitaine Derby Miene, seinem Gegner näher zu treten, aber wie ein Blitz kletterte oder schwang sich vielmehr derselbe auf den Gipfel einer Kokospalme, wodurch jener in dem fremdartigen Gegenstande deutlich eine junge Aeffinn aus dem Geschlechte der Jocko's erkannte.

Der Capitaine legte jetzt beruhigt die Waffen bei Seite, und machte dem niedlichen Thierchen ein Zeichen, zu ihm herabzukommen. Anstatt demselben Folge zu leisten, wiederholte die Aeffinn das gemachte Zeichen, und stieß einige hohe, freudig klingende Töne aus, als sie bemerkte, daß der

Capitaine sich vergebens bemühte, auf den Baum zu klettern.

Während dieser fruchtlosen Versuche, sich des possirlichen Geschöpfes zu bemächtigen, hatte Herr von Derby Zeit, dasselbe näher zu betrachten. Es mochte etwas über 4 Fuß hoch seyn; die Farbe seiner Haare war grau, beinahe silberfarben, sein Angesicht ziemlich unbehaart, und glich, wegen seines unaufhörlichen Fletschens mit den Zähnen, einem eiteln Mädchen, das häufig und bloß in der Absicht lächelt, die Schönheit seiner Zähne bewundern zu lassen.

Zufälliger Weise hatte der Capitaine ein Stück Zwieback zu sich gesteckt; er brach ein wenig von demselben ab, und warf es der kleinen Jocko zu. Kaum hatte diese es bemerkt, als sie sich auch schon nach etwas Aehnlichem umsah, eine Kokosnuß pflückte, und diese nach Herrn von Derby warf. Ohne sich irre machen zu lassen, brach Letzterer abermals ein Stück von dem Zwieback, aß die eine Hälfte davon, und warf die andere der Aeffinn hin. Mit Blitzesschnelligkeit kam diese nun von dem Baume herab, beroch das Hingeworfene, sah hierauf den Fremden eine Weile halb freundlich, halb mißtrauisch an, beroch das Stückchen Zwieback noch einmal, und verzehrte es endlich mit großer Begierde. Der Capitaine warf ihr jetzt mehrere Stückchen hin, in der Hoffnung, sie zutraulicher zu machen. Jocko verzehrte zwar alle, sobald er aber Miene machte, nur einen Schritt näher zu kommen, flüchtete sich die Kleine geschwinde auf ihren Baum.

Herr von Derby sah, daß er so nicht in den

Besitz der niedlichen Jocko gelangen könne. Er fing das Spiel daher auf die umgekehrte Art an, ging rückwärts, indem er der Kleinen von Zeit zu Zeit etwas hinwarf, und hatte bald das Vergnügen zu sehen, wie diese ihm immer näher kam. Als sein Vorrath von Zwieback zu Ende gegangen war, mußte er ein neues Mittel ersinnen, um die Naschhaftigkeit der Aeffinn zu befriedigen. Er öffnete mit seinem Degen eine der am Boden liegenden Kokosnüsse, genoß einen Theil ihrer Milch und ihres Fleisches, stellte sie dann wieder auf die Erde, und entfernte sich, um seine kleine Freundinn ungestört an dem Ueberreste sich erfreuen zu lassen. Diese besann sich auch keinen Augenblick, und ließ sich die köstliche Frucht auf eine Art behagen, die den Capitaine überzeugte, daß deren Genuß ihr nichts Neues sey.

Unter diesen Spielereien verflossen mehrere Stunden. Herr von Derby bemerkte, daß es anfing, dunkel zu werden, und daß, wenn er in der unbekannten Gegend den Rückweg finden wolle, er schleunig umkehren müsse. Jocko schien diese Eile nicht günstig aufzunehmen; sie lief ihm erst geschwinde nach, und stieß dann einige Töne, die ihn zurückrufen sollten, aus; als sie aber wahrnahm, daß der Capitaine gar nicht mehr auf sie achte, blieb sie mit einer Art von Traurigkeit stehen, und entfernte sich dann langsam.

Als der Capitaine wieder bei seinen Gefährten ankam, fand er die beiden Matrosen beschäftigt, eine Hütte von Baumzweigen und etlichen Brettern zu errichten. Sein erster Blick fiel auf mehrere am Strande liegende Fässer und Kisten, die das Meer, nach der Erzählung der Matrosen, diesen Abend ausgeworfen hatte. Der kleine William saß mitten unter ihnen, und weinte; auch dem Capitaine traten beim Anblick dieser Gegenstände Thränen in die Augen.

„Kommst du endlich, lieber Onkel?“ rief der Knabe dem näher tretenden Herrn von Derby entgegen. „Ach, ich habe schon geglaubt, du seyst zu Vater und Mutter gegangen, und habest den armen William allein hier gelassen.“

Der Capitaine erzählte nun dem Knaben, um ihn zu trösten, daß er beinahe ein kleines Aeffchen mitgebracht habe; er schilderte die Spielereien des Thierchens so possirlich, daß William gar zu gerne im Augenblicke in den Wald gegangen wäre, um Jocko zu sehen, und wo möglich zu fangen. Der Onkel beschwichtigte ihn aber, und vertröstete ihn auf morgen, wo er ihn dann hinzuführen versprach.

„Herr Capitaine,“ sagte einer der beiden Matrosen, sich nähernd, „haben Sie die Güte, und sehen Sie jetzt unsere Arbeit an. Wir haben in Ihrer Abwesenheit eine Hütte gebaut; sie ist zwar nicht so schön, wie man sie in Altengland findet, aber doch immer bequem genug, um das müde Haupt darin niederzulegen.“

„Nun laßt 'mal sehen, Bursche,“ unterbrach der Capitaine, zur Hütte gehend, den Matrosen.

„Brav, brav, James, bist ja ein ganzer Baumeister, hast wahrhaftig das Ding so hübsch gemacht, daß ein König sich eines solchen Sommeraufenthaltes nicht schämen dürfte; — Schade nur, daß ich deinen Fleiß nicht belohnen kann," setzte er gedehnt hinzu, „nimm einstweilen diesen Händedruck!"

„Toms hat auch geholfen," entgegnete der gerührte Schiffer.

„Auch dir meinen Dank," fuhr der Capitaine, dem andern Matrosen ebenfalls die Hand reichend, fort. „Ihr habt beide brav gearbeitet; doch nun kommt, wir wollen unser frugales Mal halten, dann legen wir uns zur Ruhe, und betrügen unsern Kummer um ein Paar Stunden."

„Ja so, Herr Capitaine," rief Toms, „das haben wir Ihnen noch gar nicht gesagt; mit einer halben Tonne Rum hat das Meer uns auch beschenkt."

Damit sprang er davon, kam aber bald wieder, mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt, ein ziemlich großes Fäßchen vor sich herwälzend.

Die kleine Gesellschaft lagerte sich jetzt vor der Hütte; Herr von Derby reichte Jedem eine ansehnliche Portion Zwieback und eine große Muschel voll Rum.

Nach Beendigung dieser einfachen Abendmahlzeit ging der Capitaine mit dem kleinen William und James in die Hütte. Toms, der jüngere Matrose, sollte den ersten Theil der Nacht Wache halten, damit sich die Andern sorglos der Ruhe überlassen könnten.

„Es liegt sich ganz herrlich auf dem weichen

Moose," sprach der Capitaine nach einer kurzen Weile, „wenn man seine müden Beine so behaglich ausstrecken kann."

„Das glaub' ich," murmelte Toms, „besonders wenn man die Nacht zuvor nicht geschlafen hat."

„Schweig, Toms," brummte James," wenn du schon genug gewacht hast, so sag' mir's, dann will ich dich ablösen."

Der junge Matrose sprach kein Wort mehr, lehnte sich an einen Baumstamm, und sah mit weit aufgerissenen Luchsaugen spähend in die ziemlich dunkle Nacht. Endlich erwachte James wieder; vorsichtig schlich er aus der Hütte, und fragte Toms halblaut: „Wie sieht's, ist Alles ruhig?"

„Selbst die Bäume schlafen, glaub' ich," antwortete jener.

„Nun so leg' dich auch nieder, du Maulwurf, und schlafe," sprach James, „ich will jetzt wachen, bis Frau Sonne aufsteht."

Toms ließ sich das nicht zweimal sagen; mit einem gähnenden „Gutenacht!" ging er in die Hütte, und legte sich an die Stelle seines Gefährten nieder. — Ungefähr eine Stunde vor Anbruch des Tages erwachte auch Herr von Derby. Neu gestärkt sprang er von seinem Lager auf, trat aus der Hütte, und erkundigte sich bei dem Wache haltenden Matrosen, wie die Nacht verflossen sey. Dieser versicherte, daß weder er noch Toms das geringste Verdächtige bemerkt hätten, und daß sich der Herr Capitaine wieder ganz ruhig niederlegen könne.

„Dießmal ist die Reihe an dir,“ erwiederte Herr von Derby.

„Ich habe für diese Nacht genug geschlafen, Herr Capitaine,“ unterbrach ihn James.

„Nun so schlaf noch einmal für die vergangene,“ sprach Herr von Derby streng; „geh, ich will es haben!“

James konnte freilich dem Befehl des Capitaine nichts entgegensetzen, und gehorchte schweigend.

Herr von Derby's Wache ging eben so ruhig vorüber, als die der beiden Matrosen; bloß der kleine William rief im Traum bisweilen den Namen seiner Aeltern aus.

Langsam aber majestätisch stieg die Sonne aus dem Schooße des Meeres herauf, und begrüßte mit ihrem erhabenen Lichte die ganze Natur.

Obgleich das Herz des Seemannes durch den langen Umgang mit dem rauhen Elemente für die sanfteren Gefühle mehr oder weniger abgestumpft wird, und die weicheren Empfindungen der Seele ihm unbekannt sind, so fand der Morgen den Capitaine von Derby doch ganz in sich versunken, auf die weite Meeresfläche hinausstarrend. Keine Thräne benetzte zwar sein Auge, aber der Ausdruck von namenlosem Schmerze, der über seinem ganzen Angesichte ausgebreitet lag, verkündete den Sturm in seiner Seele.

Seiner theuern Verwandten beraubt, an die

Küste eines unbekannten Landes geworfen, vielleicht von rohen Einwohnern gefangen, mißhandelt — welch ein Loos für einen Mann, wie der Capitaine von Derby.

Diese Betrachtungen unterbrach der kleine William. „Guten Morgen, lieber Onkel," rief er, und sprang auf ihn zu. Der Capitaine blickte den Knaben traurig an, schloß ihn dann in seine Arme, und drückte ihm endlich, ohne ein Wort zu sprechen, einen Kuß auf den Mund.

„Was fehlt dir, lieber Onkel?" sprach William, welchem die ernste Stimmung des sonst immer so heitern Mannes auffiel. „Bist du böse auf mich, weil ich so lange geschlafen habe? Ach, zürne mir nicht, ich habe den Vater und die Mutter gesehen; die lieben Aeltern konnten sich des wiedergefundenen Williams nicht genug freuen!"

„Ja, gewiß, das werden sie auch," erwiederte der Capitaine; „darum lebe immer so, daß dir vor der Stunde des Wiedersehens nicht bangen darf. Und wenn sie herabblicken aus den Wohnungen der Frommen, so finden ihre Augen den Liebling ihrer Seele würdig, das Glück zu theilen, welches alle Guten einst erwartet."

Der kleine William war während dieses kurzen Gebetes in die Kniee gesunken, und hatte seine Hände andächtig gefaltet. Als der Onkel schwieg, begann er voll kindlicher Rührung: „Vater im Himmel, gib mir Kraft und Muth, des Onkels Wünsche zu erfüllen, und laß die lieben Aeltern bald mich wieder finden!"

„Amen!" setzte der Capitaine hinzu, und schloß den Knaben von Neuem in seine Arme. —

Die beiden Matrosen erhielten jetzt von dem Capitaine den Auftrag, der Küste entlang zu ziehen, und zu untersuchen, wie das Land beschaffen sey, auf welches der Sturm sie verschlagen habe. Nach Mittag kehrten diese zurück, und brachten eine große Schildkröte nebst mehreren Vogeleiern mit. Den eingezogenen Erkundigungen zu Folge war dieser Ort eine Insel von etwa sechs Stunden im Umfange. Sowohl von reißenden Thieren als auch von Menschen schien sie unbewohnt. Kokospalmen hatten die Ausgesendeten in Menge bemerkt; außerdem aber bot die Erde wenig fruchtereiche Erzeugnisse dar.

Kaum war das Mittagmal eingenommen, so ließ sich Williams Neugier, die kleine Jocko aufzusuchen, nicht länger zurückhalten. Onkel Derby, obgleich nicht ganz in der Stimmung, heute wieder die Spielereien eines Affen anzusehen, machte sich dennoch, dem Knaben zu gefallen, reisefertig. Es wurde ihm nicht schwer, den gestrigen Weg aufzufinden: die zerhauenen Gesträuche brachten ihn glücklich an den Aufenthalt der niedlichen Jocko.

Die Kleine saß auf einem Baume, und schien auch wirklich Besuch zu erwarten. Als sie des Capitaine's ansichtig ward, kletterte sie geschwind herab, und lief den Ankommenden mit großen Freudenbezeigungen entgegen. In der Eile trat sie denselben so nahe, daß sie des Capitaines Kleid be-

rührte; erschrocken über diese gleichsam unwillkührliche Nähe, wandte sie sich im Augenblicke wieder zur Flucht, und warf dabei den kleinen William beinahe zu Boden. Um das Thierchen nicht noch scheuer zu machen, stellte sich der Capitaine, als ob er sich gar nicht um sie bekümmere; er warf ihm bloß einige Stückchen Zwieback hin, setzte sich dann mit dem Knaben auf die Erde, und sah ruhig den Bewegungen der Aeffinn zu. Diese stieg langsam herab, nahm das Hingeworfene auf, beroch es wie gestern, und verzehrte es dann zur großen Belustigung Williams.

Der Capitaine ließ sich von dem Kleinen eine Kokosnuß holen, öffnete sie wie gestern mit seinem Degen, und hieß William, diese in Jocko's Nähe tragen. Er erwartete, daß die Aeffinn bei der Annäherung des Knaben davon laufen werde, erstaunte aber nicht wenig, als jene ruhig an ihrem Platze blieb, und William mit noch größerer Freundlichkeit als sein Geschenk betrachtete. Sie hüpfte um ihn herum, bezeigte ihr Vergnügen durch Luftsprünge, und schwang sich in den anmuthigsten Bewegungen mit unglaublicher Gewandtheit von einem Zweige zum andern. Jetzt näherte sie sich dem Knaben wieder, betrachtete die Kokosnuß einige Augenblicke, und fing dann an, mit dem größten Wohlbehagen deren Inhalt zu verzehren. Sie lud William durch Geberden ein, an dem Mahle Theil zu nehmen, aß dabei aber so hastig fort, daß ihre Gastfreundschaft nur als leere Ceremonie erschien.

Endlich rief der Capitaine dem Knaben zu, Jocko zu ergreifen und festzuhalten; doch sobald

dieser seine Hand ausstreckte, flüchtete sich die Aeffinn schnell auf ihren Baum. Nicht günstiger liefen alle weitern Versuche, sich des lustigen Thierchens zu bemächtigen, ab; Herr von Derby mußte alle Hoffnung, es zu erhaschen, aufgeben, und mahnte William deßhalb zur Rückkehr. Er nahm den Hut ab, und machte eine tiefe Verbeugung mit demselben gegen Jocko. Dieß setzte sie anfangs ein wenig in Verlegenheit, doch sogleich war sie wieder gefaßt; sie brach einige Bananenzweige ab, machte sich eine Art von Kopfputz aus denselben, setzte sich dieses Geflechte auf den Kopf, und machte nun auch ihrerseits mehrere Verbeugungen auf eine ernsthaft-komische Art gegen den Capitaine und William. Eine gute Strecke weit begleitete Jocko die Fortgehenden, indem sie ihnen unaufhörlich winkte; als das Gebüsche aber dünner, die Bäume seltener zu werden anfingen, blieb sie traurig zurück, und schlug verdrießlich den Weg in das dichtere Gehölz ein.

Den ganzen andern Morgen sprach William von nichts Anderem, als der niedlichen Jocko, und drang dem Onkel das Versprechen ab, nach Tisch wieder in den Wald zu gehen.

Der Capitaine füllte dießmal die Schaale einer Kokosnuß mit Rum, und nahm diese in der Hoffnung mit sich, die Aeffinn durch den Genuß des geistigen Getränkes vielleicht zutraulicher zu machen. William empfing ein großes Stück Zwieback und

eine Muschel, welche die Stelle eines Glases er=setzen sollte; so versehen machten sie sich auf den Weg.

Noch waren sie lange nicht bei der Stelle an=gekommen, an welcher der Capitaine ehegestern die kleine Jocko gefunden hatte, als sie schon den Gegenstand ihres Besuches ihnen entgegenkommen sahen. Jocko's Kopf war mit einer Mütze von künstlich und anmuthig in einander geschlungenen Zweigern bedeckt, die sie auf eine so komische Art vor ihren Gästen abnahm; daß diese sich des La=chens nicht enthalten konnten, und mit tiefen Ver=beugungen ihre Grüße wiederholten.

William beschenkte sie mit einigen Stücken Zwieback; der Capitaine goß etwas Rum aus sei=ner Kokosflasche in die Muschel, trank einen Theil davon, und stellte den Rest der kleinen Jocko hin. Diese ging hastig darauf zu, beroch den Rum, sah dann lange argwöhnisch auf den Capitaine, führte aber doch endlich die Muschel zum Munde, und trank ein wenig davon. Verwunderungsvoll und freundlicher als je blickte sie auf den Capitaine, trocknete mit der Zunge ihre Lippen, führte die Muschel dann wieder zum Munde, und wiederholte dieß so lange, bis jene ganz geleert war.

Herr von Derby sah voll Vergnügen auf das Spiel der Aeffinn; mit jedem Zuge kam dieselbe näher, so daß sie am Ende ohne alle Scheu sich zu den Füßen des kleinen William niederlegte. Nach einer Pause nahm sie ihren Kopfputz ab, warf ihn bei Seite, und wälzte sich voller Lust auf der Erde umher. Dem Capitaine wäre es jetzt ein Leichtes gewesen, sich Jocko's Besitz zu versichern,

allein er scheute sich, die Gutmüthigkeit derselben zu mißbrauchen, und sie zu fangen. Er bedachte, daß es weit unterhaltender für ihn und William seyn würde, sich an ihren ungezwungenen Spielereien zu ergötzen, als sie zur Gefangenen zu machen.

Früher als die beiden erstenmale brach der Capitaine heute auf. Als wenn sie zur Gesellschaft gehörte, ging Jocko ohne die mindeste Furcht mit William; sie unterhielt ihren kleinen Spielcameraden vortrefflich, der auch seinerseits unausgesetzt das possirliche Geschöpf neckte. Erst beim Anblicke der Hütte schien die Kleine zu erstaunen; überrascht blieb sie vor derselben stehen, und betrachtete sie mit höchst neugierigen Augen. William nahm sie bei der Hand, um sie in das Innere derselben zu führen; in diesem Augenblicke aber trat James aus dem Eingange. Das wilde Aussehen des bärtigen Matrosen erschreckte die arme Jocko so sehr, daß sie eilig die Flucht ergriff, und wie der Blitz im Gehölze verschwand.

„Du hättest dich wohl verstecken können," sprach William, „dann wäre die liebe Jocko gewiß bei uns geblieben; aber es ist kein Wunder, du bist auch wirklich gar zu häßlich. Zur Strafe sollst du von nun an immer der garstige James heißen!"

„Meinetwegen!" brummte der Seemann, während er sich an die Bereitung der Abendmahlzeit machte.

„Sey nur ruhig, William," tröstete der Onkel, „morgen besuchen wir unsere kleine Freundinn wieder!"

Am folgenden Tage, ehe der Capitaine mit William nach dem Walde ging, nahm der Letztere den alten Matrosen bei Seite, und flüsterte ihm in's Ohr: „Höre, James, du weißt, was ich dir gestern gesagt habe, wenn die kleine Jocko heute wieder mit uns kommt, und du erschreckst sie durch deinen Anblick, so nenne ich dich nicht mehr den garstigen, sondern den bösen James!“

„Nun ja, ich will mich verstecken,“ antwortete der Matrose, halb lächelnd. —

Als der Capitaine mit William an den gewöhnlichen Zusammenkunftsort kamen, war weit und breit nichts von einem Affen zu entdecken. William rief sein „Jocko, liebe Jocko!“ nach allen Seiten, der Capitaine schlug mit den Händen zusammen, um seine Anwesenheit anzuzeigen; doch vergebens; nirgends zeigte sich eine Spur von der Kleinen.

In der Hoffnung, daß sie wohl noch kommen würde, setzte William sich mit dem Onkel unter einem Baume nieder; nach Verfluß von wenigen Minuten hörten sie in einiger Entfernung ein Geräusch, und gleich darauf kam Jocko eilig herbeigelaufen. William sprang rasch auf, und bewillkommte seine Spielgenossinn mit einem guten Stück Zwieback; Herr von Derby reichte ihr eine Muschel voll Rum, den sie gleichsam mit Ueberlegung einzunippen schien. Jetzt faßte sie William unter dem Arm, zog ihn fort, und machte dem Capitaine ein Zeichen, ihm zu folgen. Der Knabe wäre ohne die geringste Bedenklichkeit mitgegangen, doch Herr von Derby stand einige Zeit

überlegend; der Aeffinn, Gott weiß wohin, zu folgen, dünkte ihm nicht ohne Gefahr; leicht hätte diese ihn zu mehreren Thieren ihrer Art führen können, welche, die Gutmüthigkeit der kleinen Jocko nicht theilend, seine Neugier empfindlich hätten bestrafen können.

Der Capitaine rief daher William zu sich, und bedeutete der Aeffinn, daß sie nicht mit ihm gehen würden. Jocko, welche dieß recht wohl zu verstehen schien, näherte sich langsam und bittend dem Knaben, gleichsam als ob er ein gutes Wort bei dem Onkel einlegen sollte, und blickte so offen und zutraulich um sich, daß der Capitaine jeden Verdacht beseitigte, William bei der Hand nahm, und der Aeffinn winkte, vorauszugehen. Diese machte vor Vergnügen die seltsamsten Sprünge, und tanzte zur Dankbarkeit unausgesetzt um ihre Gäste herum.

Keine Viertelstunde mochten sie auf diese Weise durch den, eben nicht sehr angenehmen Theil des Waldes vorwärts gegangen seyn, als Jocko mit einem Male davon lief. Der Capitaine bemerkte zu seinem Erstaunen, daß er sich vor einer reizenden Gruppe von köstlichen Kokosbäumen befand, in deren Mitte eine allerliebste, kleine Hütte stand, welche der, von den Matrosen am Meeresstrande erbauten ganz ähnlich war.

Jocko streckte freundlich ihren Kopf aus derselben hervor, und lud ihre Gäste ein, in das Innere zu treten. Dem kleinen William wurde es nicht schwer, der Einladung zu gehorchen, allein der Capitaine hätte nur mit Mühe durch diese

Oeffnung schlüpfen können. Als die Aeffinn sah, wie ungeschickt sie diese Einrichtung gemacht hatte, wurde sie äußerst verdrießlich, und blickte Herrn von Derby mit einer Miene an, aus welcher die innigste Wehmuth sprach.

Der Capitaine ging auf die Hütte zu, löste mit Vorsicht einige Zweige über der zum Eingang bestimmten Oeffnung, und erweiterte sie auf diese Art beträchtlich. Jocko wurde nun wieder ausgelassen lustig. Herr von Derby trat in die Hütte, in welcher er eine Menge der schönsten Kokosnüsse fand, die sich die Aeffinn hier gesammelt hatte..

Nach einem Aufenthalte von einigen Stunden machte der Capitaine Miene zur Heimkehr; dieß schien jedoch nicht in Jocko's Plan zu liegen, denn sie stellte sich vor den Ausgang, und wollte, halb mit Bitten, halb mit Gewalt, die Abreise ihrer lieben Gäste verhindern. Sie hatte ja eine Hütte gebaut, Vorräthe an Früchten herbeigeschafft, kurz nach ihren Begriffen für die bequemste Einrichtung gesorgt. Dessen ungeachtet blieb es bei der Abreise; Herr von Derby und William winkten der Kleinen, mitzukommen, doch diese blieb zürnend in ihrer Hütte zurück, und ließ ihre Gäste ohne Begleitung fortgehen.

~~~~~~~

Am Morgen des nächsten Tages stand der alte James am Feuer, und bereitete einen Theil der neulich erbeuteten Schildkröte zum Frühstück. In
~~~~~~~

dieser Beschäftigung unterbrach ihn mehrere Male ein sonderbares Schreien vom Walde her; er blickte nach demselben, und sah dort die kleine Jocko, hinter einigen Zweigen versteckt, aufmerksam ihn betrachten. Um das Thier nicht in Angst zu versetzen, stellte er sich, als ob er es gar nicht bemerke, ging in die Hütte, und zupfte den noch schlafenden William ein wenig am Kleide.

„William,“ rief er endlich, als dieser nicht erwachen wollte, „William, der Affe ist da!“

„Meine Jocko?“ erwiederte der Knabe, sich den Schlaf vollends aus den Augen wischend, „wo, wo?“

„Dort im Walde,“ sprach der Matrose.

Eilig stand William auf, lief aus der Hütte nach dem bezeichneten Orte, erblickte aber seine niedliche Freundinn nirgends. Plötzlich vernahm er aus der Gegend der Hütte ein fürchterliches Angstgeschrei, an welchem er deutlich die kleine Jocko erkannte. Er kehrte daher eilig um, und fand bei seiner Ankunft an der Hütte das arme Thierchen neben dem Onkel im Grase liegen. Sie hatte sich, während James William zu rufen ging, die Gelegenheit zu nutze gemacht; das hell lodernde Feuer erregte ihre Aufmerksamkeit, sie wähnte vielleicht ein lebendiges Wesen in dem glänzenden Element, und wollte es zu ihrer Unterhaltung anfassen; doch mit Entsetzen gewahrte sie, wie schmerzhaft dessen Berührung sey.

Die Verletzung ihrer Pfoten war indessen zu unbedeutend, als daß Jocko lange daran dachte. Sie erholte sich bald wieder, empfing dann zum

Frühstücke etwas Zwieback und Rum, und schien alle Furcht vor den Matrosen verloren zu haben; nur dem Feuer wich sie ängstlich aus.

Jetzt besann sie sich auf einmal, schlug dann mit ihrer Pfote an die Stirn, und lief eilig nach dem Eingang des Waldes. Hier hob sie etwas vom Boden auf, und kam hurtig damit zurück. Es war ein kleines Päckchen mit Bananenblättern umwickelt; sie gab dasselbe dem kleinen William, der es aber seiner Schwere wegen nicht zu tragen vermochte. Der Capitaine trat hinzu, untersuchte das Geschenk, und fand zu seinem freudigen Erstaunen mehrere wunderschöne Muscheln und einige Edelsteine, die zwar noch ungeschliffen, aber von seltenem Werthe waren.

Bei diesem Anblicke siegte der habsüchtige Europäer über den Menschen; er enthüllte seinen niedrigen Durst nach Schätzen, selbst in einer Lage, wo das Schicksal ihm die Nichtigkeit solcher Güter deutlich genug bewiesen hatte.

Der Capitaine nahm Jocko in seine Arme, und drückte sie voll Entzücken — an sein Herz. — — —

So verflossen mehrere Tage; der Capitaine und William besuchten die kleine Jocko, oder diese befand sich als Gast am Meeresstrande, wo sie Alles, was sie sah, auf eine possirliche Art nachahmte; auch ihre Angst vor dem Feuer verschwand nach und nach, ja sie lernte sogar bald die Kunst,

es zu unterhalten; höchst zierlich schöpfte sie mit einer Muschel Wasser aus der Quelle, brachte jeden Morgen dürres Holz aus dem Walde, und verrichtete viele andere kleine Dienste; dadurch gewann sie sich die Zuneigung der beiden Matrosen, die sich manchen Schluck Rum am Munde absparten, und der niedlichen Jocko eine Freude damit machten. Nur wenn der Capitaine ihr durch Zeichen zu verstehen gab, daß er noch mehr Edelsteine wünsche, wurde sie auffallend traurig; sie ließ das Köpfchen auf die Brust sinken, und hielt beide Pfoten abwehrend vor das Gesicht. Herr von Derby ergriff sie mehrere Male unter dem Arm, und gab ihr zu erkennen, daß sie in seiner Begleitung an jenen Ort gehen sollte; aber bebend entzog sie sich dann immer seinen Liebkosungen, und floh.

Eines Tages ließ sie länger als gewöhnlich auf sich warten. Der kleine William wurde ungeduldig, und verlangte, nach dem Walde zu gehen, um Jocko aufzusuchen; doch der Onkel tröstete ihn mit der Versicherung, daß sie jetzt gewiß bald kommen werde. Als aber der Mittag vorübergegangen, und die Aeffinn immer noch nicht da war, wurde Herr von Derby selbst unruhig, und entschloß sich, nach der Kleinen zu sehen. Während er die Waffen umgürtete, hörte er aus weiter Entfernung ein Geschrei, in welchem er die Stimme der Aeffinn erkannte. William ließ sich jetzt nicht länger zurückhalten. Mit den Worten: „Jocko, liebe Jocko!“ eilte er zum Walde. Kaum hatte er diesen erreicht, als Jocko, aus mehreren

Wunden blutend, eilig daher gelaufen kam, und außer Athem zu den Füßen des Knaben niederstürzte.

„Arme Jocko, was ist dir geschehen?“ weinte William, und wollte sich eben zu ihr auf den Boden setzen, da gewahrte er noch zu rechter Zeit eine riesengroße Schlange, die zischend auf ihn losfuhr. Mit einem entsetzlichen Schrei sprang er bei Seite; die verwundete Jocko richtete sich behende von der Erde auf, und warf sich dem Ungeheuer entgegen.

Der Capitaine, welcher eben in den Wald trat, war Zeuge dieser heldenmüthigen Aufopferung. Entschlossen zog er eine Pistole aus seinem Gürtel, zielte gerade auf den Kopf der blutgierigen Schlange, und zerschmetterte ihn mit dem ersten Schusse. Krampfhaft bog das Ungeheuer seinen Leib zusammen, um sich jetzt mit ganzer Macht auf den Capitaine loszustürzen, aber ohnmächtig sank es zusammen, sein giftiges Leben aushauchend.

Die unglückliche Jocko lag gleichfalls am Boden; ihr purpurrothes Blut floß in Strömen aus den erhaltenen Wunden. Wehmüthig blickte sie den Capitaine an, und reichte ihm dann einen kleinen, mit Bananenblättern umgebenen Bündel, den sie selbst im Kampfe mit der Schlange nicht losgelassen hatte. Er schob die Blätter auseinander, und fand eine Menge kostbarer Edelsteine.

Die beiden Matrosen, durch den Pistolenschuß ebenfalls herbeigerufen, legten sie nun auf einige geflochtene Zweige, um sie nach der Hütte zu brin-

gen. Herr von Derby brachte ihr mit Mühe einige Tropfen Rum bei; William stand traurig neben seiner kleinen Spielgefährtinn; endlich wurden ihre Blicke wieder freundlich; mit ruhiger Miene sah sie den Capitaine, dann den Knaben an, machte eine Bewegung, als ob sie aufstehen wollte, sank aber gleich wieder zurück, schloß ihre Augen, und hörte für immer auf, Athem zu holen.

Der Capitaine wendete sich ab; eine Thräne, die wider seinen Willen ihm über die Wangen rollte, konnte er nicht mehr verbergen. William rief, laut weinend: „Jocko, Jocko, so wache doch wieder auf!“ die Matrosen selbst, von der Todesart dieses treuen Thierchens tief bewegt, gingen nach dem Strande, um sich von der Erinnerung an diesen Auftritt loszureißen.

„Toms,“ rief der eine Matrose, nach dem Meere blickend, „trügt mich das Wasser in meinen alten Augen nicht, so flattern dort unten Segel.“

„Wahrhaftig,“ sprach der andere, „du hast recht, und wo Segel flattern, da kann ein Schiff nicht weit seyn.“

Er hatte die letzten Worte noch nicht ganz geendet, als er schon auf dem Gipfel eines Baumes saß, wo er zu seiner größten Freude deutlich ein Schiff mit der portugiesischen Flagge erkannte. Die beiden Matrosen eilten nach der Hütte zurück, dem Capitaine ihre frohe Entdeckung mitzutheilen. Seinem Rath zufolge wurde nun sogleich

ein Feuer angezündet, damit dessen aufsteigender Rauch dem fernen Schiffe die Anwesenheit von Menschen verkünde.

Es verging keine halbe Stundr, so erblickte Tom's scharfes Auge schon ein Boot, welches auf die Insel zusteuerte. Auf des Capitaine's Anordnung mußten die beiden Matrosen im Sande ein Grab für die unglückliche Jocko bereiten; er selbst nahm die erhaltenen Edelsteine in Verwahrung, und ging mit William an das Ufer.

Das Boot kam näher. „William, William!“ hörte man eine männliche Stimme aus demselben rufen. Herr von Derby traute den eigenen Sinnen kaum, als er seinen Schwager aus dem Fahrzeug steigen sah.

„Vater, Vater,“ schrie der Knabe, „wo hast du die Mutter?“

„Bruder, du lebst?“ rief der Capitaine.

„Mein Kind, o mein Kind,“ weinte Lord Tawnton an William's Halse.

Lange konnte man zu keiner gegenseitigen Erklärung gelangen. Endlich erzählte Lord Tawnton in wenigen Worten, daß seine Gattinn sich auf dem Schiffe befinde; als er das Zeichen bemerkt habe, sey eine geheime Ahnung in seiner Seele erwacht, daß er auf dieser Insel Kind und Freund endlich wiederfinden werde.

In jener furchtbaren Nacht hatte er sich mit seiner Gattinn und einigen Seeleuten ebenfalls in ein Boot gerettet; fünf Tage trieben sie in diesem

auf den stürmischen Wellen umher; am sechsten nahm ein portugiesisches Fahrzeug, das nach Brasilien segelte, die halb Verhungerten auf.

Welche Feder vermag die Wonne der Lady Tawnton zu schildern, als sie den verloren geglaubten Sohn wieder an ihr Mutterherz drückte!

Den andern Tag lief das Schiff in den Hafen San Salvador ein, von wo aus der glückliche Lord Tawnton mit seiner Familie die Reise in sein großväterliches Erbe zu Fuße fortsetzte.

Die Nemesis,

oder:

Wie die Arbeit, so der Lohn.

Komische Novelle.

Aus dem Dänischen frei bearbeitet

nach

Oehlenschläger.

Die sicherste Speculation, bei welcher man, wenn es klug angegriffen wird — nichts verlieren kann, als höchstens seinen guten Namen, (ein Ding, das unter fein gebildeten Leuten nur für den einigen Werth hat, welchen Rang oder Geld nicht über alle gemeine Rücksichten erheben) und allenfalls die Ruhe des Gewissens auf dem Todbette, wenn nicht ein wohlthätiger Nervenschlag uns davon befreit — die sicherste Speculation, sagen wir, ist — zu rechter Zeit bankerott zu machen.

Diese einträgliche Kunst verstand kein Mensch besser, als Herr Horpiz, ein angesehener Kaufmann in einer kleinen Landstadt, und er übte sie auch mit solchem Glücke aus, daß alle seine Verwandte, Freunde und Bekannte sich jede Nacht bei offenen Thüren ruhig niederlegen konnten, ohne von der Furcht vor Dieben gestört zu werden, denn Herr Horpiz hatte eine so eigene Gabe, die Leute treuherzig zu machen, daß Jeder, der viel oder wenig übrig hatte, es für ein Glück hielt, wenn Herr Horpiz so gefällig war, ein Anlehen von ihm anzunehmen; und erst, als so ziemlich alles Geld im Städtchen in seine Kasse geflossen war, machte er Gebrauch von seinem Talent, und erklärte sich vor den Gerichten für zahlungsunfähig. Er wußte die damalige Handels-

crisis, durch welche manches große Haus fiel, die aber doch nur dem Ort durch die Zeitungen bekannt wurde, weil man hier von keinen andern Papieren wußte, als die man zu Rathsprotocollen und Tüten verbrauchte, so schlau zu seinem Vortheil zu benutzen, daß man ihm durchaus nichts anhaben konnte. Nun fing er erst recht an, sein bedeutendes Vermögen, das er den Augen der Untersuchungs-Commission zu entziehen gewußt hatte, in Ruhe zu genießen.

Durch diese wohlgelungene Operation wurden die Reicheren in den gepriesenen Mittelstand versetzt, der uns so vieler Sorgen um das Irdische überhebt, und die Aermeren zu Bettlern gemacht; allein Herr Horpiz ließ sich dabei Essen und Trinken recht wohl schmecken, und es gedieh ihm auch dergestalt, daß er täglich zunahm — wenn auch nicht an Gnade und Weisheit, doch wenigstens an Fleisch und Fett. Sein Bauch rundete sich zu einer Janitscharentrommel; sein Doppelkinn hing auf die Brust herab, gleich dem Halsbehänge eines Farren, und seine Backen strotzten, wie zwei aufgetriebene Rindsblasen.

Unter Allen aber, denen seine speculative Industrie zu einem erhöhten Appetit verhalf, weil sie nie so viel hatten, sich satt zu essen, stand John Pfeiffer, der Barbier, mit seinem lieben Weibchen und einem halben Dutzend Kinderchen, oben an. Das ganze, schöne Beibringen der Frau, mit Allem, was der Mann sich seit vielen Jahren erpflastert und erschabt hatte, war zur Mastung des ehrlichen Horpiz drauf gegangen, und dem armen Bartkünstler blieb nichts mehr übrig, als sein

Scheersack mit einigen stumpfen Messern, deren Schneidevermögen er an seinem eigenen Halse zu erproben öfters versucht war, weil die verarmten Bürger ihre Bärte aus Sparsamkeit zu lange wachsen ließen, und der erschlaffende Genuß des Wassers, durch welches alle Energie aus den ehemals von Bier und Branntwein begeisterten Köpfen verdrängt ward, weder wohlthätige Arm- und Beinbrüche, noch zerlöcherte Hirnschädel mehr aufkommen ließ. Herr Horpiz hatte sich freilich dadurch ein großes Verdienst um die Sittlichkeit des Städtchens erworben, und wußte dieses auch in den frommen Conventikeln, zu denen er sich hielt, mit Flammenworten geltend zu machen; allein das übrige rohe Volk, bei welchem der Gnade-Durchbruch noch nicht Statt gefunden hatte, und das in dem originellen Sittenbeförderer nur den Räuber seines Vermögens erblickte, wollte seine Verdienste nicht anerkennen, und Pfeiffer insbesondere hatte ihm nicht nur ewigen, bittern Haß geschworen, sondern trachtete auch ernstlich darnach, keine Gelegenheit vorbeigehen zu lassen, um sich Ersatz für das durch ihn Verlorene zu verschaffen. Auf dem sogenannten rechtlichen Wege schien dieses jedoch nicht möglich, denn der Barbier war ein armer Teufel, Herr Horpiz aber ein angesehener Mann, der einen guten Tisch führte, und eine Gesellschaft recht angenehm zu unterhalten wußte, wenn auch nicht durch Witz und kluge Gespräche, aber doch durch kräftiges Bier und ächten Porto Ricco.

Wer indessen, in Bezug auf die Wahl der Mittel nicht zu den engherzigen Zweifelkrämern

gehört, der kann Vieles durchsetzen, was Leuten, deren Gewissen sich nicht über die verrosteten Vorurtheile gegen sogenanntes Unrecht zu erheben weiß, gemeinhin unthunlich scheint.

Eine solche Gelegenheit bot sich dem hungernden Barbier gleichsam auf dem Credenzteller dar. Er durfte nur zugreifen, und Rache und Eßlust wurden befriedigt. Die Unbill, welche die magere Gerechtigkeit des Ortes ihm zugefügt hatte, sollte ein fettes Schwein einigermaßen wieder gut machen; aber — es liegt nun einmal in der Bestimmung des Menschen, an den unsichtbaren Fäden des Schicksals geleitet zu werden, und ohne Glück werden weder Schlachten gewonnen, noch Länder erobert, noch — Schweine gestohlen.

Herr Horpiz, der, wie wir schon oben mit jener löblichen Deutlichkeit zu verstehen gaben, die den Leser alles Selbstdenkens überhebt, war ein großer Freund vom Essen und Trinken, und trieb dieses Geschäft mit so rastlosem Eifer, daß man in Versuchung gerieth, zu glauben, er esse gar nicht, nein — er schlinge nur. Dickbesagter Herr Horpiz hatte ein Schwein geschlachtet, und solches wegen dessen ungewöhnlicher Größe und Schönheit auf einem Schragen in der untern Hausflur bei offener Thüre jedermänniglich zur ergötzlichen Anschauung ausgestellt. Mit großem Vergnügen bemerkte er, wie die Vorübergehenden bald auf ihn, bald auf das Product seiner Eichelmast die vergleichenden Blicke warfen, und diese Parallele war ihm in jeder Hinsicht schmeichelhaft, denn dadurch allein konnte die dem Thiere zu zollende Bewunderung passend ausgesprochen werden.

Auch Pfeiffer schlich vorüber, und warf verstohlene Blicke in die offene Thüre. Der reizende Anblick der auf dem Paradebette ruhenden Rüsselschönheit, fesselte ihm die lüsternen Sinne, und während seine Füße in dem Boden wurzelten, schwang sich sein dichterischer Geist zum Olymp empor. Mit hoher Extase, aber nur ganz leise, wie einst der Barbier des Midas dem Schilf das Geheimniß von den Eselsohren seines gnädigsten Herrn verrieth, rief er aus:

Hier liegt sie, wie auf Blumen hingegossen,
Von Titian's Meisterhand, Cytheren's Bild.
Von weißem Speck, wie Schaum des Meers, umflossen,
Dem Aphroditen's hoher Reiz entsprossen,
Und wie von Sammt die Schinken, zart und mild,
Wie selig ist, wer je die Lust genossen,
Die aus dem Duft von solchen Braten quillt;
Was sind dagegen Ruhm und all' die Possen,
Nach welchen man, zu Fuß und in Carrossen,
Sich müde ringt, doch nicht den Hunger stillt?
O, wärest du, verklärter Eber, mein,
Wie würd' ich dann so satt, so selig seyn!

Da der große Kant in einem Almanach — seit neuerer Zeit, neben den Flugblättern, die ergiebigste Quelle aller Weisheit — die natürliche Erklärung des Wunders, wie eine Legion Teufel in eine Schweinsheerde gefahren, und sie in's Wasser gestürzt habe, siegreich widerlegt hat, so wird man gewiß auch gläubig hinnehmen, daß es ebenfalls der leidige Satan war, der, in Gestalt eines fetten Schweines, den hungernden Barbier in Besitz nahm, und ihm den frevelhaften Gedanken einhauchte, seinen poetischen Wunsch zu ver-

wirklichen. Hastig eilte er nach Hause, schilderte seiner Frau die Schönheit des Mastschweins mit allem Feuer eines Verliebten, und schloß dann mit dem Vorschlag, es — zu erbeuten.

„Stehlen?" fragte Lise, betroffen die Augen niederschlagend.

„Pfui, wie kannst du das häßliche Wort aussprechen!" fuhr er auf; „das Schwein ist ja nur ein Theil des Unsrigen, um das uns der Schurke gebracht hat. Bilde dir einmal ein, wir seyen in Feindesland — und Horpiz ist ja unser ärgster Feind — da nimmt man, wo etwas zu nehmen ist, ohne so viel Recht darauf zu haben, als wir auf das Schwein."

„Nein lieber Mann, das geht nicht. Horpiz ist ein Schurke, aber das berechtigt uns keineswegs, einen Schurkenstreich an ihm zu verüben. Ehrlich währt am längsten — —"

„Und der Hunger auch," fiel Pfeiffer mißmuthig ein. „Sieh Weib, da liegen unsere Kinder, die du in den Schlaf gesungen hast, weil wir ihnen nichts zu essen geben konnten; und wenn sie morgen erwachen, da werden sie die Mäuler wieder aufsperren, wie die jungen Raben. Becker und Metzger borgen uns nicht mehr; hätten wir aber das Schwein, das der Großhanns zur Schau ausgestellt, so könnten wir uns und unsern armen Würmern wochenlang den Hunger stillen, und —"

„Ach Gott, die armen Kinder! — Ist denn gar nichts mehr da, was wir verkaufen könnten?"

„Gar nichts. Alles so rein weg, wie rasirt."

„— Je nun, wenn du es verantworten willst, in Gottes Namen! Es ist wahr, er hat das Schwein

und sich selbst doch nur von unserem Vermögen gemästet; auch bedarf er dessen nicht, um seinen Hunger zu stillen, wie wir. Aber wenn wir verrathen würden! Du weißt wohl, John, die kleinen Diebe hängt man, die großen — —"

„Das laß du dich nicht anfechten, liebe Lise. Unsere Policei meint es gut mit den armen Leuten, und schläft nie fester, als gerade in der Zeit, wo sie wachen sollte; der Nachtwächter schlendert durch die Gassen, ohne sich um Anderer Thun und Lassen zu bekümmern. Sobald er seinen Vers vor unserem Hause abgeplärrt hat, schleichen wir hinüber — es sind ja nur sechs Schritte zu Horpiz — die Thüren werden hier nie geschlossen, und Licht brauchen wir auch keines, denn ich habe mir den Platz genau gemerkt, wo das feiste Thier liegt. Denke dir nur die Freude, wenn unsere Kleinen morgen erwachen, und es duftet ihnen eine kräftige Metzelsuppe in die Nase! Und heute noch schneid' ich dir ein hübsches Rippchen aus dem Thier, das bratest du, und es soll herrlich uns schmecken, da wir den ganzen Tag noch nichts über den Mund gebracht haben!"

„Ja, ja! Pfeffer und Salz sind noch im Hause. Ach, ich kann es kaum erwarten! Aber Brod sollten wir doch auch dazu haben, und ein Glas Bier oder einen Schluck Branntwein, und Salat, und —"

„Hör' auf Weib! Das wäre ja ein fürstliches Tractament! Weißt du was? Ich versetze dem Bäcker eines von meinen Messern, dafür gibt er uns schon, was wir brauchen, und dann wollen wir den Spitzbuben hoch leben lassen, der uns ohne

Wissen und Willen einen so glücklichen Abend bereitet.“

So ging es noch lange fort. Die armen Leute genossen im Voraus alle die schmackhaften Bissen, die aus einem fetten Schweine gewonnen werden können, machten Pläne, wie sie einen Theil desselben verkaufen wollten, um sich andere, nöthige Bedürfnisse dafür anzuschaffen, und — alle Bedenklichkeiten über Recht oder Unrecht waren verschwunden.

O Hunger! Du mächtigster Beherrscher aller Sterblichen! Durch dich getrieben drängt das sanfte Lamm den schwächeren Bruder von der besseren Weide; der Tiger wagt sein Leben an den stärkeren Feind; der Dichter macht Verse im Taglohn; der Schelm druckt sie nach; John Pfeiffer stiehlt, und selbst diese Tirade, die so wenig hierher gehört, wie die meisten Maximen in unsere Romane, verdankt ihr Daseyn dir, denn sie hilft den Bogen füllen, ohne die Geschichte um ein Haar breit weiter zu bringen!

Herr Horpiz hatte durch das viele Treppauf- und Treppabsteigen, ein zweiter Apelles hinter seinen Gemählden, die Urtheile der Vorübergehenden über die Schönheit seines borstigen Ebenbildes zu belauschen, sich mehr Bewegung gemacht, als oft in einer ganzen Woche, und setzte sich daher mit ganz besonderem Appetit zum Nachtessen. Seine alte Haushälterinn, die, als Beide noch jünger waren, sich seiner vorzüglichen Gunst zu erfreuen gehabt hatte, und daher auch jetzt noch

Manches sich gegen ihn herausnehmen durfte, was, bei seinem heftigen Temperament, nicht leicht Jemand wagte, sah ihm mit Verwunderung zu. Er schlang die unverdaulichen Schweinsnieren-Klöße mit solcher Hast hinunter, und goß so viel Wein darauf, daß er am Ende der Mahlzeit in seinem Lehnstuhl saß, wie eine ausgestopfte Wachsfigur. Barbara, die, seit dem die Sünde sie verlassen, mit größerem Eifer als ihr Herr der Frömmigkeit sich ergeben, und einen besondern Trieb in ihrem Herzen empfand, die Fehler Anderer aufzudecken, um — wie sie fromm versicherte — auf deren Bekehrung zu wirken, benutzte immer die Verdauungsstunde des Herrn Horpiz, um ihm in's Gewissen zu reden, weil er sie da am ruhigsten anhörte, was freilich mehr einer sich regelmäßig einstellenden Schläfrigkeit, als seiner Zerknirschung zuzuschreiben war. Heute begann sie ihre Dessert-Predigt mit folgenden Worten:

„Es ist doch unbegreiflich, wie der Mensch so sehr am Irdischen hängen kann!“

Horpiz gab bloß einen dumpfen Laut von sich, den man eben sowohl für ein schlaftrunkenes Gähnen, als für ein Zeichen des Einverständnisses halten konnte.

„Wehe denen, deren Gott ihr Bauch ist!“ sagte sie, die Augen gen Himmel gewendet, und Horpiz wiederholte denselben Laut.

„Sie haben jetzt wieder für Sechse gegessen,“ fuhr sie dreister fort, „und denken nicht daran, wie viele Menschen um Ihretwillen hungern müssen.“

Hier wollte er sein schweres Haupt erheben,

sank aber gleich wieder auf die weiche Rücklehne zurück, und stammelte kaum vernehmlich: „Dummköpfe!“

„Sie haben das Vertrauen des Publicums mißbraucht.“

„War eben gescheidter als das Publicum.“

„Mich würde so was auf dem Gewissen drücken.“

„Wäre wohl der Mühe werth! — Mich drücken nur die schweren Klöße im Magen.“

„Ach, du mein Himmel, welche frevelhafte Reden!

Wenn einst mein Stündlein kommen wird,
Und Hölle, Tod und Teufel
Um meine bange Seele schwirrt,
Da heißt es ohne Zweifel:
Ihr Böcke geht zur linken Hand,
Und —“

„Jetzt hör sie einmal auf, mit ihrem dummen Geschwätz,“ fuhr sie Horpiz an. „Die großen Herren verschlucken ganze Länder, und man setzt ihnen Ehrensäulen. Das heiß' ich erst einen Appetit! Eh' mein Stündlein schlägt, kann ich übrigens noch Vieles gut machen, und ihre Böcke — Na, ich mag mich nicht tiefer einlassen mit ihr; steigt mir so schon alles Blut gegen den Kopf — Nimm sie das Licht, und leuchte sie mir hinunter; an dem Anblick meines Schweins will ich mich von dem Aerger erholen, den sie mir eingejagt hat.“

Damit stand er auf, und taumelte, sich an den Wänden haltend, der Thüre zu. Vergebens suchte sie ihn abzuhalten; vergebens stellte sie ihm seine Betrunkenheit vor: er taumelte fort, und ehe sie mit dem Licht nachkam, stürzte er die Treppe hinab, und fiel gerade auf das untenliegende Schwein. Ob er den Hals gebrochen, oder ob der zu häufige Genuß der Speisen und des Weins, vielleicht auch der Aerger, ihm einen Schlagfluß zugezogen, mag vor der Hand unentschieden bleiben; so viel ist aber gewiß, daß er der ganzen Länge nach todt auf dem Schragen lag, und sein Körper das Schwein bedeckte. Barbara schüttelte den Erblaßten, aber ihre Mühe war vergebens; er gab kein Zeichen des Lebens mehr von sich. Da überfiel sie eine solche Angst, daß sie selbst eine Zeitlang alles Bewußtseyns beraubt war. Endlich raffte sie sich auf, untersuchte noch einmal genau den erstarrten Körper, und da sie sich von seinem Tode vollkommen überzeugt hatte, eilte sie die Treppe hinauf, stärkte sich an einem Glase Branntwein, und nahm aus der Commode, was sich in der Geschwindigkeit zusammenraffen ließ, um, wie sie sich selbst beschwichtigte, nicht an ihrem verdienten Lohn verkürzt zu werden, wenn die Gerichte mit ihren langen Fingern in die Verlassenschaft greifen würden. Dann zündete sie eine Laterne an, und lief nach einem Arzt, indem sie zuvor den Leichnam mit einem alten Tischtuch umwickelt hatte.

Kaum war sie aus dem Hause, so schlich sich Pfeiffer mit seiner Frau hinein. Wie sehr sie sich auch früher von der Untadelhaftigkeit ihres

Vorhabens überzeugt glaubten, so überfiel sie doch in dem Augenblick der Ausführung eine Angst, die sie beinahe aller Besinnung beraubte. In größter Eile ergriffen sie die eingewickelte Last, und trugen sie keuchend in ihre Stube. Glücklich dort angekommen, eilte Frau Lise in die Küche, um Feuer anzumachen, und die nöthigen Vorbereitungen zum Braten zu treffen; Pfeiffer aber lief zum nächsten Bäcker, um gegen sein schlechtestes Rasirmesser ein Brod und ein Stutzglas voll Branntwein einzutauschen. Bei seiner Zurückkunft schloß er sorgfältig die Thüre ab, und hieß seine Frau Licht bringen. Dann holte er ein scharfes Brodmesser, das ihm bei seinen chirurgischen Operationen zugleich als Scalpell diente, zog den Rock aus, stülpte die Hemdärmel zurück, und nahm mit einem triumphirenden Blicke auf seine Frau, die voll Erwartung mit dem Lichte neben ihm stand, das Tuch von der mühsam errungenen Beute.

Vor Entsetzen entfielen Messer und Lampe ihren gelähmten Händen; kein Laut kam aus den zusammengeschnürten Kehlen; das Blut stockte in ihren Adern; Augen und Mund weit offen, standen sie, wie versteinert da.

Da klopfte es an ihrem Laden, und Barbara's bekannte Stimme rief dem Barbier zu, er möchte sogleich mit ihr kommen. Pfeiffer glaubte sich verrathen, und dieser neue Schrecken machte dem ersten Platz. Schnell besonnen raffte er sich auf, zog seinen Rock an, den er lange nicht finden konnte, und eilte dann vor die Thüre, wo Barbara seiner harrte. Lise aber trieb die Angst, — denn sie glaubte nicht anders, als das

Schwein habe sich in Herrn Horpiz verwandelt — in die Küche, wo sie erschöpft vor dem Heerde niedersank.

Indessen war der Arzt in die finstre Hausflur getreten, um nachzusehen, ob noch Hülfe zu schaffen sey. Er tappte im Dunkeln umher, und fand bald den ihm von Barbara bezeichneten Schragen, auf welchen, nach ihrer Angabe, ihr unglücklicher Herr gefallen sey. Der haarige Körper, an dem er umher griff, fiel ihm zwar im ersten Augenblicke höchlich auf, doch löste er sich das Problem, welches ihm anfangs der Gedanke an die Möglichkeit der Existenz eines Menschen mit Sauborsten vorgespiegelt hatte, durch die etwas erklärlichere Vermuthung auf, der Verunglückte sey mit einer Wildschur zugedeckt; er suchte daher emsig nach einer Hand, um dem Patienten den Puls zu fühlen, und hatte eben, zu seinem nicht geringen Erstaunen einen Huf ergriffen, als Barbara mit der Laterne und der Barbier mit dem Scalpell herein traten. Ein geschickter Maler würde hier reichen Stoff zu einem trefflichen Bilde gefunden haben. Im ersten Augenblick sah der Arzt bald den entschlafenen Eber, bald die erstarrte Haushälterinn, bald den von Gewissensangst gefolterten Bartkünstler an. Dann aber röthete unwillkührlicher Zorn sein Gesicht, und in den heftigsten Ausdrücken schimpfte er über die Frechheit, einen Doctor medicinae des Nachts aus der Ruhe zu stören, um einem todten Schwein den Puls zu fühlen. Barbara hörte von all' diesem nichts; sie fühlte nur das Schreckliche des Gedankens, daß der Teufel ihren Herrn geholt habe, denn dieses

war ihre volle Ueberzeugung, und der Barbier, in dessen Kopfe es nunmehr zu tagen anfing, seufzte, sich erholend, tief auf. Als die beiden Andern davonstürzten, der Doctor nämlich voll Ingrimm nach Hause, Barbara aber voll Grausen zu einer Nachbarinn, weil sie in ihrer Wohnung, die der Teufel nun einmal entschieden zu Ausübung seines Strafamts auserkoren hatte, nicht zu bleiben wagte, hielt der gleichsam neugeborene Pfeiffer sich nun zu einer Belohnung für seine Angst und Mühe vollkommen berechtigt, schnitt ganz gemüthlich eine der Rippen, auf die er und seine Frau sich schon so sehr gefreut hatten, aus dem fetten Schwein, und brachte sie seiner immer noch in Todesangst am Heerde schwebenden Lise.

Nachdem er ihr den ganzen Vorgang erzählt, und sie dadurch beruhigt hatte, wurden die Bratanstalten auf's Neue begonnen, und dann die kostbare Mahlzeit in der Küche mit all' dem Appetit verzehrt, den nur der Hunger gewähren kann.

Ist aber einmal der Magen befriedigt, dann treten die Functionen des Kopfs wieder in ihre Rechte. Nach langer Zeit einmal recht gesättigt, räumten sie die Ueberreste für den folgenden Tag zum Frühstück ihrer Kinder zusammen, und berathschlagten nun, was mit dem schweren Cadaver des seligen Herrn Horpiz anzufangen sey.

„Weißt du was," sagte John zu seiner wieder ängstlich gewordenen Ehehälfte, „wir tragen ihn dem französischen Windbeutel vor das Haus, der sich voriges Jahr mit seiner jungen Frau als Friseur hier einschwärzte, und mir alle weiblichen Bartkunden wegschnappte."

„Verdient hätt' er's wohl um uns, daß wir ihm einen Streich spielten,“ sagte Frau Lise. „Es war noch nie im Gebrauch, daß die Friseurs in deine Kunst pfuschen.“

„Drum ist er ein Franzose, und diese haben immer etwas Apartes,“ sagte John. „Bei denen gibt's Minister, die zugleich Geistliche, und Geistliche die zugleich Kuppler sind, Schuhputzer die sich Künstler nennen, und Friseure, die rasiren. Das kam nun unsern Frauen, die nicht nur, wie Alle, Haare auf der Zunge, sondern auch um das Kinn haben, sehr zu statten, denn es fällt keinem Menschen auf, wenn eine Frau sich frisiren läßt; wenn aber ich mit meinem Scheerbeutel komme, macht jede glatthäutige Nachbarinn ihre boshaften Anmerkungen.

Dieser Barbierwitz, mit einem Schluck Branntwein versetzt, wirkte nun so kräftig auf die Gesättigten, daß sie mit frohem Muthe, obwohl nicht ohne unsägliche Anstrengung, den Todten vor das Haus des Friseurs trugen, und ihn, da er schon ganz steif war, vor der Thüre aufstellten. Dann legten sie sich so ruhig zu Bette, als wenn gar nichts geschehen wäre; denn auch in das kleine Städtchen war die Aufklärung schon so weit eingedrungen, daß man nichts mehr für Unrecht hielt, was von der Obrigkeit nicht wirklich bestraft wurde.

Mitternacht war vorüber, und Monsieur Narcisse taumelte, von einem Nachtschmause, ziemlich benebelt, nach Hause. Der Anblick eines Mannes in Schlafrock und Pantoffeln vor seiner Thüre, schien ihm, der ohnehin zur Eifersucht geneigt war, höchst verdächtig. Erst schlich er sich um ihn her,

um auszuspähen, wen er vor sich habe, und ob er sich mit dem Stock, den er in der Hand trug, ohne Gefahr an seinen Nebenbuhler wagen könne, oder ob er Leute herbeirufen müsse. Als er aber den dicken, unbeholfenen Horpiz erkannte, dem er sich wohl für gewachsen hielt, und gegen den er um so weniger Schonung zu brauchen glaubte, als er kein Kunde von ihm war, so rief er ihn, mit aufgehobenem Arm, barsch an: „Was maken Er da?“ Natürlich erfolgte keine Antwort. Dieses Schweigen hielt er für Muthlosigkeit eines bösen Gewissens, und schlug nun so kräftig auf seinen Gegner los, daß dieser um, und zu seinen Füßen fiel. Da der Geprügelte weder einen Laut von sich gab, noch ein Glied rührte, so schien dem Haarkräußler die Sache doch bedenklich. Er bückte sich nieder, um den Gegenstand seiner Rache näher zu untersuchen, und der Schrecken, als er ihn todt fand, verjagte plötzlich alle Weindünste aus seinem Kopfe. Er glaubte steif und fest, er habe einen Mord begangen, und eine fürchterliche Angst trieb ihm den gekräuselten Titus wie Vorsten in die Höhe. „Ah mon dieu! que faire?“ waren die einzigen Worte, die sich aus seiner gepreßten Brust hervordrängten; aber mit diesen kehrte auch der französische Leichtsinn wieder in sein Herz zurück, und ohne sich länger zu besinnen, schleifte er den Körper in den eben stark angeschwollenen Bach, der durch das Städtchen einer vor dem Thor befindlichen Mühle zufloß.

Diese Mühle war öfters der Aufenthalt von Raubgesindel, und da vor wenigen Tagen Einer aus ihrer Zunft gehängt worden war, hatten sich

einige von der Bande hier eingeschlichen, um ihren Cameraden zu stehlen, und ihm ein, zwar weniger erhabenes, aber ihrer Phantasie doch weniger widerndes Ruheplätzchen zu verschaffen.

Noch ehe der Tag graute, kam Herr Horpiz angeschwommen, und das unterschlächtige Wasserrad erfasste ihn sogleich an seinem langen Schlafrock, und that ihm sein erstes Recht an.

Der Müller merkte an dem schweren Gang seiner Maschine, daß ein fremder Gegenstand ihren Umschwung hemme, und eilte mit seinen Knechten, nach der Ursache zu sehen. Sie kamen gerade, als Herr Horpiz an der obern Schaufel hing, die ihn, beim weitern Umdrehen, von sich schleuderte. Kaum gewahrten dieses die Räuber, die eben im Begriff waren, ihren Freund aus seinem dreibeinigen Ehrentempel zu erlösen, so sprangen sie jubelnd in's Wasser, und zogen den geräderten Leichnam heraus, um ihn an die Stelle des Baumelnden zu hängen. Vorsatz und Ausführung folgten sich, wie bei resoluten Leuten immer, in möglichster Schnelle, und ehe noch Aurora des alten Tithon Bett verließ, hing Herr Horpiz am Galgen. Ein muthwilliger Zephyr spielte mit seinen Locken, und schaukelte ihn sanft hin und her, wie den Perpendickel einer Kirchenuhr; selbst Phöbus hielt später seine Rosse an, und blickte mit Wohlgefallen auf das Vollmondsgesicht des Verklärten.

Das Städtchen war noch keine Stunde wach, als sich die Sage von dem schrecklichen Ende des, Allen verhaßten Betrügers mit immer vergrößernden Zusätzen verbreitete. Barbara hatte sich

mit der Aussage begnügt, daß der Teufel ihren todtgefallenen Herrn geholt, aber in der nächsten Straße wußte man schon, daß er ihm den Hals gebrochen, ihn unter fürchterlichem Gebrüll in die Luft geführt, dort in Stücke zerrissen, und diese gegen alle vier Weltgegenden geschleudert habe. Weiter Entfernte, die von dem geschlachteten und zur Schau ausgestellten Schweine nichts wußten, aber es mit Horpiz zugleich nennen gehört hatten, behaupteten frisch weg, daß der eine in das andere verwandelt worden sey; und als nun Alles hinzu strömte, um sich mit eigenen Augen davon zu überzeugen, ließ die Seitenöffnung, die durch die abgelöste Rippe entstanden war, in den Köpfen des Volks gar keinen Zweifel mehr übrig, daß sie vom Satan gemacht worden sey, um die verruchte Seele daraus hervorzuziehen.

Die löblichen Policeibeamten, die in der Regel immer zuletzt erfahren, was in dem Kreise ihrer Amtsverrichtungen vorgeht, kamen endlich auch hinzu, schüttelten die Köpfe, und wurden nach langen Deliberationen darüber einig, daß sie nicht wußten, was sie von der Sache denken sollten.

Barbara, der Arzt und die nächsten Nachbarn wurden zwar zu Protocoll vernommen, ihre Aussagen waren aber so verwirrt, daß die Herren, trotz ihrer angeborenen Weisheit, nicht klug daraus werden konnten. Der Arzt gab an, Barbara sey betrunken gewesen, denn sie habe stark nach Branntwein gerochen, und in diesem Zustande das Schwein, einiger Aehnlichkeit wegen, für ihren Herrn gehalten, der vielleicht eine Reise gemacht habe. Barbara dagegen schimpfte dieser Be-

schuldigung wegen über den Arzt, erzählte den Vorgang der Wahrheit gemäß, von der mit ihrem Herrn gehabten erbaulichen Unterredung an, bis zu dem unglücklichen Salto mortale, mischte aber so viel Eigenes aus dem Schatz ihrer pietistischen Ansichten darunter, daß man wirklich geneigt wurde, der Vermuthung des Arztes auch heute beizupflichten. Von den Nachbarn war nun gar nichts zu erheben, denn je weniger sie Positives wußten, desto erfinderischer war ihre Phantasie, und statt der Thatsachen gaben sie Vermuthungen an, die sich in jedem Punkte widersprachen. Pfeiffer, den die Neugierde auch herbeigelockt hatte, hütete sich wohl, irgend eine Meinung zu äußern, und machte, heimlich lachend, den unbefangenen Zuschauer. Mr. Narcisse aber, den sein Beruf vorbeiführte, eilte von dannen, als ginge ihn das Ganze gar nichts an.

Es wurde nun beschlossen, das Haus zu schließen, und das Stadtsiegel auf die Thüre zu drücken, bis es sich entscheide, wo der Eigenthümer hingekommen sey, und ob er wieder zurück kehre. Allein das fette Schwein konnte man doch nicht mit verschließen, ohne Gefahr, das Haus dadurch zu verpesten. Es entstand also die Frage: wohin damit? So lüstern auch die löbliche Policei, die sonst gerne ihre Confiscationen mit dem Eßbaren anfängt, auf das wohlbeleibte Corpus delicti blickte, so schien ihr doch die Vindication bedenklich, weil Herr Horpiz wieder kommen, und den Werth dafür verlangen könnte. Man bot es also dem Meistbietenden zum Kauf an; aber die Furcht, zur Erstehung eines Objectes gezwungen zu werden,

mit dem der Teufel sein Spiel getrieben hatte, entfernte plötzlich die Menge. Niemand blieb, als John Pfeiffer, und dieser erklärte endlich, daß er es unter der Bedingung übernehmen wolle, dem Herrn Horpiz, wenn er wiederkomme, den Werth dafür zu bezahlen; außer diesem Fall aber, weil es doch immer eine gewagte Sache bleibe, sich mit dem Teufel in einen Proceß einzulassen, und weil er bloß den Zweck habe, die hochweisen Herren aus einer Velegenheit zu ziehen, müsse es ihm, zur Belohnung seines Muths und seines Patriotismus unentgeldlich verbleiben. Weil nun keine besseren Bedingungen zu erzielen waren, so wurde das Schwein dem Barbier zugesprochen, und von ihm sogleich in sein Haus geschafft.

Es war in der That eine schwere Aufgabe für die guten Leute, ihren Triumph über die Dummheit ihrer lieben Mitbürger, und ihre Freude über den Besitz eines Guts, um das sie so viel gewagt, und das ihnen jetzt gleichsam aufgedrungen wurde, nicht laut werden zu lassen. Aber sie waren arme Teufel, und diese dürfen sich nur heimlich über einen gelungenen Schelmstreich freuen; sie begnügten sich also damit, beim Zerlegen und Einsalzen der seltenen Glücksgabe, einander freundlich zuzulächeln, und im Stillen die Wege der Vorsehung zu bewundern, die einem Betrüger den Hals bricht, um ehrliche Leute vor dem Verhungern zu schützen.

So vergingen mehrere Tage; Herr Horpiz kam nicht. — Er wurde in den öffentlichen Anzeigen aufgefordert, seinen Aufenthalt anzuzeigen, aber man hat, wenigstens in neuerer Zeit, kein

Exempel, daß Jemand den Galgen nahmhaft gemacht hätte, an dem er hing. Ist doch dieser Ort schon an sich der öffentlichen Beschämung preisgegeben, und kein vernünftiger Mensch wird ihn zu seinem Asyl wählen, wenn er verborgen bleiben will. Herr Horpiz antwortete also nicht.

Schon war er beinahe vergessen, denn Monsieur Narcisse hatte eine neue Damenperücke, seiner Angabe nach, aus Paris erhalten, als der Herr Bürgermeister den Besuch eines alten Freundes aus einer entfernten Stadt erhielt, dem er, unter andern Ehrenbezeigungen, auch die Merkwürdigkeiten des Städtchens zeigte: Das Rathhaus mit dem ominösen Wappen, ein Ochsenkopf, dem die Frau Bürgermeisterinn während der letzten Einquartirung die Hörner hatte frisch vergolden lassen; das Criminal-Gefängniß, von dessen Festigkeit er rühmte, daß nicht einmal ein Sonnenstrahl eindringen könne; das Zucht- und Irrenhaus, auf welches aber nur die Bürger des Städtchens Ansprüche hatten, u. s. w. Am Ende bedauerte er sehr, daß er von dem angenehmen Besuch nicht früher gewußt habe, weil er dann den Deliquenten, der kürzlich hier hingerichtet worden, aufgespart hätte, um seinen Freund das imposante Schauspiel mitgenießen zu lassen, da sie hier, leider! weder Theater noch Concerte hätten. Um dem Fremden aber doch einen Nachgenuß einer so sehenswürdigen Feierlichkeit zu verschaffen, führte er ihn zu dem vor dem Thor gelegenen Galgen, und staunte nicht wenig, als er von ferne den flatternden Schlafrock erblickte, der mit dem cag-

anliegenden Armensünderkleid, von grauem Zwillich mit schwarzer Einfassung, auch nicht die mindeste Aehnlichkeit hatte. Er fand darin einen höchst strafbaren Eingriff in die Würde seines Amtes, da ihm von jeher das Recht zustand, für die Toilette der Galgenschwengel zu sorgen; und in größter Wuth eilte er seinem Freunde voraus, um sich in der Nähe von dem Scandal zu überzeugen.

Hier stand nun der dicke Bürgermeister vor vor dem nicht minder dicken Opfer der Gerechtigkeit, und konnte nicht begreifen, wie ein Mensch, der nach Jahre langer Gefangenschaft wie eine ausgetrocknete Mumie aus den Händen der Justiz gekommen war, nun so schnell zu einem so respectabeln Bauche zu gelangen vermochte. Es konnte, seiner Meinung nach, nur von der gesunden Luft herrühren, die auf diesem Hügel strömte, und er ging schon mit sich zu Rathe, ob er nicht dem Galgen einen andern Platz anweisen, und für sich ein Lusthaus hierher bauen wolle, als er den Maleficanten-Cadaver mit Hülfe seiner Amtsbrille schärfer in's Auge faßte, und in dessen Gesichtszügen den bis jetzt vermißten H o r p i z erkannte.

Nun aber stand ihm der Verstand völlig still, gerade als wär' er auf dem Rathhause. Er rief seinen Freund herbei, zeigte mit dem Finger nach der unbegreiflichen Verwandlung, und kreuzte und segnete sich; denn wie konnte dieses anders bewerkstelligt worden seyn, als daß der Teufel, wie ja die allgemeine Sage ging, den geheimen Sünder wirklich geholt, und gegen den überwiesenen

hier ausgetauscht habe. Er eilte nun in das Städtchen zurück, ließ plötzlich den großen Rath zusammenberufen, und theilte, an allen Gliedern zitternd, dem versammelten Magistrat die grauenvolle Entdeckung mit. Es war ein imposanter Anblick, die Herren um den langen Tisch mit offenen Mäulern sitzen zu sehen, als hätten sie sich mit einander verabredet, alle zugleich zu gähnen, was doch sonst nur bei wichtigen Verhandlungen abwechselnd zu geschehen pflegte. Nach und nach faßten sie sich wieder, und der alte Raths-Consulent sprach zuerst: „Nun aber quæritur: Quid faciendum?“

„Ei was dumm! Abscheulich ist das!“ sagte ein Rathsglied, seines Handwerks ein ehrsamer Schneider. „Den Schlafrock hab' ich ihm selbst gemacht, und der darf nicht am Galgen hängen bleiben.“

„Wenn aber der Böse — Gott sey bei uns! ihn hingehängt hat, der Welt zum Exempel gegen die sündige Hoffarth und die Lüste des Fleisches, wer mag da widerstreben? Er geht umher wie ein grimmiger Löwe, und suchet, wen er verschlinge,“ sagte ein kopfhängender Schuster.

„Er hat recht, Meister Fleck,“ fiel der Bürgermeister ein. „Man muß dem Teufel sein Spiel nicht verderben. Wir haben einmal die Kosten für den Maleficanten aufgewendet, um das uns zustehende Recht zur hohen, peinlichen Gerichtsbarkeit nicht in Abgang kommen zu lassen, wenn gleich der Kerl nur ein Paar junge Gänse gestohlen hat, es wäre also eine ewige Schande für uns,

wenn wir jetzt den Galgen leer stehen ließen, und darum trage ich darauf an, den Burschen hängen zu lassen, wie er hängt. Außer dem Schneider, dem es nur um den Schlafrock zu thun war, sagten alle, wie gewöhnlich, ja, und der Rathsschreiber brachte die Sentenz sogleich zu Protocoll. Dann erhielt er den Auftrag, eine Abschrift davon mit einer vollständigen Species facti in das Stadtarchiv, zum ewigen Andenken, zu liefern, damit die Nachwelt sich noch überzeugen könne, daß man, trotz der gottlosen Aufklärer, hier noch fest an den Teufel geglaubt habe.

Nachdem dieser weise und gerechte Beschluß gefaßt war, wurde eine Commission ernannt, um bei Horpiz zu obsigniren, und sein Vermögen genau zu untersuchen, da das Gerede der Stadt, als habe er muthwillig fallirt, und die Leute um das Ihrige betrogen, in seinem schrecklichen Ende hinreichende Wahrscheinlichkeit erhalten.

Und so fand sich's denn auch. Die Gerichte, die von Rechtswegen immer zuerst für sich sorgen, brachten sogar den Spaziergang des Herrn Bürgermeisters an den Galgen in Rechnung, und der Ueberrest wurde den früher durchgefallenen Gläubigern, nach dem beliebten Jus volontariae vertheilt, wobei John Pfeiffer aus dankbarer Erinnerung, daß er die löbliche Policei so muthvoll aus der Schweinsgeschichte gezogen hatte, am besten wegkam; denn er erhielt nicht nur sein und seiner Frau ganzes Capital mit Zinsen zurück, sondern auch das Haus des Herrn Horpiz, das

Niemand kaufen wollte, weil er darin spuke, um einen Spottpreis. Da nun auch Monsieur Narcisse, aus Furcht, es möchte bei der neuen Untersuchung entdeckt werden, welchen Antheil er an dem Verschwinden des vermeintlichen Nebenbuhlers gehabt habe, aus dem Städtchen gezogen war, so erhielt Pfeiffer nicht nur alle seine vorigen männlichen und weiblichen Bartkunden wieder, sondern noch viele andere, welche die Neugierde trieb, von ihm zu erfahren, was es mit dem bezauberten Schweine für eine Bewandtniß habe, und welchen Unfug das Gespenst in seinem Hause treibe.

John war schlau genug, den Vortheil einzusehen, den ihm der Aberglaube seiner lieben Mitbürger brachte; er wußte also seinen Kunden bei jedem Besuch, mit der, den Barbierern eigenen Geschwätzigkeit, ein neues Mährchen aufzubinden, und endlich war er im Stande, alle Jahre selbst ein Schwein zu mästen, so groß und fett, wie weiland Herr Horpiz.

Der Weg zu Ehrenstellen ist nicht immer der ehrenvollste, und Mancher steigt auf der Leiter des Glücks empor, weil er die Leiter zum Galgen schlau zu umgehen wußte. So geschah es denn auch mit Pfeiffer. Die löbliche Absicht, ein Schwein zu stehlen, versetzte ihn, durch eine besondere Verwicklung der Umstände, in den Wohlstand; dieser bahnte ihm den Weg in den hochweisen Rath, und da der Bürgermeister nach einigen Jahren, wie früher Herr Horpiz und sein

Schwein, den Weg alles Fleisches ging, ward Pfeiffer einstimmig an dessen Stelle gewählt. Seine erste Regentenhandlung war nun, dem Ochsenkopf im Stadtwappen einen Schweinskopf beizugesellen, und dadurch der Nachwelt einen immerwährenden Beweis seines dankbaren Gemüths zu hinterlassen.

Astolfo und Lisarda,

oder:

der Pilger.

Aus dem Spanischen frei bearbeitet

nach

Lope de Vega Carpio.

Unweit des weltberühmten Golfs von Barcelona fuhren einige Fischer, ihrem Gewerbe nachgehend, in einem Kahne auf dem Meere umher. Bald versprach ihnen das ausgeworfene Netz eine reiche Beute, denn nur mit großer Mühe vermochten sie dasselbe aus dem trügerischen Wassergrunde empor zu ziehen. Allein ihre Freude machte eben so bald einem gewaltigen Schrecken Platz, als sie in dem gehofften Schatze einen Menschen erkannten, der zwischen Leben und Tod rang. Das Mitleid erwachte bei diesem Anblick in den Herzen der Küstenfischer, und ließ sie auf einige Zeit den Durst nach Gewinn vergessen. Dem Unglücklichen beizustehen, ihn wo möglich wieder in's Leben zu rufen, hielten sie für heilige Pflicht. Ungesäumt ruderten sie an's Land, wo sie schnell ein Feuer anzündeten, den Geretteten mit warmen Tüchern rieben, und so nach einer halben Stunde den hohen Genuß hatten, ihre Mühe mit dem Segen des Himmels gekrönt zu sehen.

Der zum Leben neu Erwachte war ein Jüngling von nicht viel mehr als zwanzig Jahren, seine Sprache verrieth einen Bewohner Castiliens, obgleich seine Kleidung einen vornehmen Mauren bezeichnete. Die Fischer konnten ihr Erstaunen

darüber nicht bergen, und der junge Mann erzählte seinen neugierigen Rettern, daß er im Herzen Spaniens, in der Landschaft Toledo, geboren sey. Familien-Verhältnisse hätten ihn vor einigen Jahren gezwungen, mit seiner Schwester eine Reise nach Italien zu unternehmen, auf welcher sie in die Hände africanischer Corsaren gefallen seyen. Diese hätten sie nach Fez geführt, wo es ihnen vor wenigen Wochen gelungen sey, sich aus Jahre langer Sklaverei zu befreien. Eine glückliche Fahrt schien die Fliehenden zu geleiten; allein diesen Morgen habe ein plötzlicher Sturm im Angesicht der Thürme von Barcelona ihr Fahrzeug ergriffen, und mit gewaltigem Arme in die Tiefe des Meeres geworfen, aus welcher das Mitleid der Fischer nur ihn gerettet.

„Ach, meine theure Lisarda!" schloß der unglückliche Jüngling seine Erzählung, „so habe ich dich für dieses Leben verloren! Von den gierigen Wellen des Meeres erfaßt, mußt du jetzt ungeliebt modern bei den Ungeheuern der räuberischen Tiefe. Blicke herauf aus deinem feuchten Grabe, blicke auf deinen treuen Astolfo, der am Ufer wandelt, und seine Thränen mischt mit den Wogen, die gefühllos an ihm vorüberrollen. O Lisarda, du meines Lebens einzige Gefährtinn, an deren Seite die Sklaverei mir weniger fühlbar, der Tod weniger schmerzhaft gewesen wäre, noch einmal schenke mir den Blick deines freundlichen Auges, noch einmal lasse mich vernehmen den Wohllaut deiner Stimme, damit ich Muth bekomme, ohne dich ferner zu athmen, ohne dich auf dieser Erde wandeln zu müssen."

So klagte der Jüngling; wohl rührte sein Weinen die Fischer, die Wellen des Meeres aber hörten nicht auf die Ausbrüche seines Schmerzens, und flossen still und langsam ihren gewohnten Gang dahin.

Einer der Fischer brachte jetzt ein Brod und etwas Wein herbei, er reichte beides dem jungen Mann, der erst nach langer Ueberredung zum Genusse einiger Stärkung zu bewegen war. Während dessen stieg die Nacht mit ihrem glänzenden Gefolge am Himmel herauf; die Fischer nahmen den unglücklichen Astolfo mit sich in ihre Hütte, bereiteten ihm ein Lager von getrocknetem Grase, und wünschten ihm eine sanfte Ruhe.

Kaum mochte Astolfo einige Stunden Schlafes genossen haben, als er erwachte, und unfern der Hütte eine männliche Stimme, von den Tönen einer Leier begleitet, vernahm; der Inhalt des Liedes verrieth ihm, daß der Sänger ein Fischer sey, welcher sich über die Sprödigkeit eines Landmädchens beklagte. Astolfo schlich leise aus der Hütte, und näherte sich dem Fischer, der zitternd zu den Füßen des vermeintlichen Mauren niederstürzte.

„Stille,“ rief ihm Astolfo zu, „du hast nichts von mir zu fürchten; ich bin nicht, was meine Kleidung verkündet. Spanier, wie du, bitte ich dich bloß, mir den Weg nach Barcelona zu zeigen.“

Gerne erfüllte der junge Fischer den Wunsch des Unbekannten; er führte ihn einen kleinen Hügel hinauf, beschrieb ihm dann, so gut die Dunkelheit der Nacht es erlaubte, den Weg, und wollte

wieder umkehren. Ein donnerndes: „Halt!“ verhinderte ihn daran. Zugleich traten zwei Männer mit vorgehaltenen Feuergewehren aus einem Busche, und baten, eben nicht auf die höflichste Art, um Auslieferung seines Eigenthums. Der Fischer versicherte den Unbekannten, daß er arm sey, und nichts besitze, als diese Leier, mit welcher er den größten Theil seines Lebensunterhaltes verdiene. Die Fremden beachteten jedoch diese Entschuldigung nicht im geringsten; ihre Blicke ruhten auf Astolfo, dessen glänzende Kleidung eine reichere Beute versprach.

Ohne Miene zur Flucht zu machen, blieb dieser ruhig stehen, erwartete furchtlos das Näherkommen der beiden Unbekannten, und ließ sich endlich auch eben so ruhig von ihnen ergreifen und fortführen.

Nachdem sie so eine Weile landeinwärts gegangen waren, begann Astolfo: „Was verlangt ihr?“

„Deine Schätze!“ sprach einer der Unbekannten.

„Die könnt ihr im Meeresgrunde suchen,“ erwiederte Astolfo.

„Wie,“ fuhr dieser fort, „bist du vielleicht auf dem Fahrzeuge gewesen, das der Sturm gestern Abend umgeworfen hat?“

Astolfo schwieg; diese Worte riefen die Erinnerung an Lisarda's Verlust in sein Gedächtniß zurück.

„Ja,“ sprach der zweite Unbekannte, „er sieht dem Andern so ähnlich, als ob es sein Bruder wäre.“

„Beim St. Christoph!“ erwiederte der erste, Astolfo näher betrachtend, „du hast recht; nur scheint er etwas älter.

Diese Unterredung weckte Astolfo's ganze Neugierde. „Von wem sprecht ihr?“ fragte er mit muthigem Tone.

„Das wirst du schon erfahren!“ wurde ihm zur Antwort. Ungeachtet aller Mühe bekam er auf keine seiner Fragen auch nur den geringsten Aufschluß. Furcht und Hoffnung füllten seine Seele; war es Lisarda, von der die Fremden sprachen; und wer waren diese? Vielleicht Diener der Gerechtigkeit, die den Verbannten, kaum in's Vaterland Zurückgekehrten schon entdeckt hatten, und ihn jetzt zum ewigen Kerker führen wollten!

Ungefähr nach Verfluß einer Viertelstunde sahen Astolfo's Begleiter sich von einer Wache angerufen; auf das gegebene Losungswort durften sie unangehalten weiter ziehen. Der Schein eines Feuers flackerte jetzt durch die Bäume, und bald gewahrte Astolfo um dasselbe wohl an fünfzig Männer versammelt, deren wildes Aussehen keinen Zweifel mehr über ihre Beschäftigung ließ.

Ehe der vermeintliche Maure in diesen Kreis trat, fühlte er sich auch schon von zwei Armen umschlungen.

„Astolfo, mein Gatte,“ rief die Gestalt, welche auf den Eintretenden zugeflogen war, „du lebst?“

„Bist du es wirklich, meine theure Lisarda!“ sprach der Jüngling zu gleicher Zeit.

„Hab' ich es nicht gesagt, Hauptmann, es ist ein Weib!“ raunte einer der Räuber dem Anfüh-

rer in's Ohr; „ja traut nur meiner Nase, wenn es gilt, ein solches Wild aufzuspüren.“

Um unsern Lesern erklären zu können, wie es kam, daß Lisarda, die Astolfo den Fischern als seine Schwester nannte, in die Gewalt der Räuber gerieth, müssen wir in unserer Geschichte zurückgehen, und das Wichtigste sowohl aus Astolfo's, als aus Lisarda's Jugendgeschichte erzählen.

Astolfo war der einzige Sohn des Grafen di Montilla, welcher den Frühling seines Lebens, für König und Vaterland streitend, im Felde zugebracht hatte. In der denkwürdigen Schlacht bei Lepanto rettete ihn Don Armando Fugaçe aus schmachvoller Gefangenschaft, in die ihn sein unbesonnener Muth leicht hätte führen können. Beide Männer schlossen auf dem Kampfplatze einen Freundschaftsbund, der für das ganze Leben dauern sollte, und als wenige Jahre darauf diesem eine Tochter, jenem ein Sohn geboren wurde, verlobten sie ihre Kinder noch an der Mutterbrust, damit sich das schöne Verhältniß bis auf die späte Nachkommenschaft fortpflanzen möge. Astolfo's Vater folgte einem ehrenvollen Rufe seines Königs nach Madrid, Don Fugaçe aber lebte in stiller Abgeschiedenheit mit seiner Familie auf einem reizenden Landsitze in Arragonien ganz dem häuslichen Glücke.

Als Astolfo in das zwanzigste Jahr trat, machte sein Vater ihn mit dem, seinem Jugendfreunde gegebenen Versprechen bekannt, und forderte ihn zugleich auf, sich zur Abreise bereit zu halten, um die schöne Lisarda, Don Fugaçe's Tochter, kennen zu lernen. Ein gehorsamer Sohn, bat Astolfo

bloß den Vater, ihn erst einige Jahre nach Flandern ziehen zu lassen, wo er sich Lorbeern des Sieges zu sammeln gedenke, um ein Glück, wie Lisarda's Besitz, zu verdienen. Gerührt umarmte der Graf di Montilla den Erben seiner Tapferkeit, und entließ ihn nach wenigen Tagen, ausgerüstet mit einem prachtvollen, kriegerischen Zuge und seinem wärmsten Vatersegen.

Anstatt aber nach Flandern zu eilen, überredete Astolfo einen treuen Jugendfreund, in seiner Kleidung und unter seinem Namen dorthin zu reisen. Ohne daß der Graf di Montilla den Betrug ahnte, hüllte der junge Astolfo sich in die einfache Kleidung eines Landmanns, ging nach Arragonien, und suchte dort Mittel, als Diener in dem Hause seiner Verlobten aufgenommen zu werden. Er wollte die zukünftige Gefährtinn seines Lebens prüfen, und fände er sie seiner Liebe unwürdig, dem Vater das gegebene Wort auf irgend eine Art zurückbringen. Seine einnehmenden Gesichtszüge öffneten ihm das Haus Don Fugaçe's. Vor allen andern Dienern zeichnete Astolfo, jetzt unter dem Namen Fernando, sich bald durch sein offenes Benehmen und seinen edelmüthigen Stolz aus. Ohne jemals ein tadelndes Wort gegen einen seiner Mitdiener auszusprechen, richteten sich doch diese in kurzer Zeit alle nach ihm. Don Fugaçe entging diese Veränderung in seinem Hause keineswegs, und liebevoll ruhte oft sein Blick auf dem schönen Jüngling, der sorgfältig Alles vermied, was Argwohn gegen seinen angenommenen Stand erwecken konnte. Nur wenn Lisarda an ihm vorüberging, oder wenn ihr himmlisches Auge das

seine traf, mußte er eilig in sein Gemach fliehen, um durch die gesteigerte Lebensthätigkeit aller Pulse den Verrath nicht selbst herbeizuführen.

Schön, wie der holde Mai, wenn die Küsse der Morgensonne ihn erwecken, war Lisarda, welcher Astolfo's hohe, männliche Gestalt, und seine zarte, stille Huldigung nicht verborgen blieben.

Eines Abends erging sich die reizende Jungfrau im Garten des Schlosses; Astolfo nahte ihr mit einem Auftrage vom Vater, und wollte sich nach demselben wieder schweigend entfernen.

„Warum zitterst du, Fernando?“ rief ihm Lisarda nach.

„Verzeiht,“ sprach er umkehrend, „nur der Adler wagt es ungestraft, in die Sonne zu blicken; nur Astolfo di Montilla darf Lisarden sich ohne Gefahr nähern.“

„Welchen Namen sprichst du da?“ unterbrach ihn die Jungfrau; „kennst du Astolfo?“

„Der Ruf nennt ihn euern Bräutigam,“ entgegnete der Befragte. „O der Beneidenswerthe, dem solche Rosen blühen,“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

„Fernando,“ sprach Lisarda sanft verweisend, „was ist dieß für eine Sprache?“

„Die Sprache der Liebe,“ fuhr Astolfo fort.

„Schweig und entferne dich; meine Ehre verbietet mir, dich länger anzuhören!“

„Eure Ehre? Nein, reizende Lisarda; ich habe euch beleidigt, es ist wahr, aber eure Ehre habe ich nicht verletzt. Ihr müßt meine Entschuldigung hören, und wenn ihr dann mir nicht verzeihen könnt, so will ich gerne mich entfernen, und euch

nimmer wiedersehen. — Ich selbst bin Astolfo di Montilla.“

„Astolfo di Montilla?“

„Der Sohn jenes Grafen di Montilla, dem euer Vater das Leben rettete, euer Verlobter. Der Ruf euerer Schönheit hat den Weg bis zu Spaniens Hauptstadt gefunden, und oft war es mein stiller Wunsch, dieses Ideal weiblicher Vollkommenheit kennen zu lernen. Denkt euch mein freudiges Erstaunen, als der Vater mir eines Tages euern Namen als den meiner Verlobten nannte. Da, verzeiht der unerfahrenen Jugend, da begann ich zu zweifeln, ob eine so gepriesene Schönheit auch den Schmuck der Tugend besitze. Von so vielen jungen Männern umschwärmt, dachte ich mir, kann ihr Herz leicht eine Wohnung jener Leidenschaften geworden seyn, die dem Gatten nur Qualen, statt der gehofften Seligkeit, bereiten. Ich faßte daher den Entschluß, unbekannt, in niedriger Hülle, euer Betragen zu beobachten, und hinterging meinen Vater, indem ich vorgab, auf dem Felde der Ehre meinen Namen dem euerigen gleich berühmt machen zu wollen. Ich kam hier an, sah euch, Lisarda, sah euere Schönheit, vermählt mit den Tugenden der reinen, unbefleckten Jungfrau, und fühle jetzt mein namenloses Unrecht. Ich habe eueren, meinen Vater, habe euch so schwer beleidigt, daß ihr mir nicht verzeihen könnt, denn mein Vergehen ist Frevel an der Unschuld, mein Zweifeln an der Reinheit euerer Tugend, Zweifel an der Heiligkeit des Himmels. O Lisarda, bete für meine Seele; im Kampfe mit den Ungläubi-

gen will ich den Tod suchen, der meiner Sehnsucht Qualen, meiner Seele Leiden enden soll!“

Rasch wollte der junge Mann sich nach diesen Worten entfernen; allein Lisarda's Stimme rief ihn zurück.

„Astolfo,“ sprach die reizende Jungfrau, „warum fliehst du? An der Sanftmuth jener unbekannten Lisarda durftest du zweifeln — ich vergebe dir.“

„Lisarda!“ rief der Jüngling, indem er voll inniger Rührung zu ihren Füßen sank.

„Was beginnst du?“ unterbrach ihn Lisarda, bedenke, wenn man dich so neben mir fände. Schnell erhebe dich; der Diener Fernando darf es nicht wagen, vor der Verlobten Astolfo di Montilla's zu knieen.“

„O Lisarda, diese Worte rufen meine Schuld mir flammend in die Seele zurück. Du hast mir vergeben, aber Vergeben ohne Vergessen ist nur halbe Verzeihung. Engel der Milde, vollende dein Werk!“

„Wohlan,“ sprach die Jungfrau, ihm die Hand reichend, „der Väter Wille schon hat unser Loos bestimmt, wir vermögen ihm nicht zu widerstehen. Eile nach Madrid, entdecke deinem Vater den Betrug, durch den du seine redliche Liebe hintergingst, dann kehre zurück, wie es dem Bräutigam Lisarda's, der Tochter Don Fugaçe's, geziemt.“

Die Verlobten wollten noch nähere Abrede nehmen, wie Astolfo am schleunigsten seine Reise zurücklegen könne, als ein Bote Don Fugaçe's Lisarda zu ihrem Vater rief.

„Um Mitternacht — hier!“ lispelte die Jungfrau ihrem Geliebten zu, und folgte dem Diener in's Schloß.

„Meine Tochter, rief Don Fugaçe Lisarden entgegen, als diese in's Zimmer trat, so eben erhalte ich einen Eilboten aus Madrid, durch den ein Freund mir die Nachricht sendet, daß der Graf di Montilla als Staatsverräther gefänglich eingezogen worden sey. Nicht weniger Verdacht suche man auf den Sohn zu wälzen, der sich zwar, nach des Vaters Aussage, in Flandern befinden soll, von dem aber dunkle Gerüchte behaupten, er habe Spanien nicht verlassen. Mein Freund meldet mir zugleich, daß man in Madrid die Vermuthung hege, Astolfo werde sich zu dem Vater seiner Verlobten flüchten. Aber so gerne ich den unglücklichen Jüngling auch zu retten wünschte, müßte ich ihn dann den Gerichten überliefern, um nicht selbst ein Opfer der Verläumdung zu werden.“

„Armer Astolfo!“ unterbrach Lisarda die Erzählung des Vaters, „o daß ich dich zu retten vermöchte!“

„Wir müssen dieß Gott und der heiligen Jungfrau überlassen,“ fuhr Don Fugaçe fort, „ist mein Freund schuldlos, so dürfen wir nicht an dem Schutze des Himmels und an seiner Rettung zweifeln; hat er aber das Vaterland verrathen, so ist unser Bedauern Sünde, und wir würden dadurch theilhaftig seiner Schuld, wie seiner Strafe werden.

Lisarda küßte ihres Vaters Hand, und entfernte sich traurig aus dem Gemach. Ein so plötzlicher Uebergang von der Fülle des höchsten Glü-

ckes bis zur tiefsten Stufe des Elends vermochte nur eine Seele wie Lisarda's, nicht gänzlich niederzudrücken. Wenige Zeit bedurfte sie, um sich wieder emporzurichten, und einen kühnen Entschluß zu fassen. Als die nahe Thurmuhr Mitternacht verkündete, nahm sie einen kostbaren Diamantenschmuck, und ging nach dem bezeichneten Orte, wo Astolfo bereits ihrer harrte. Mit wenigen Worten entdeckte sie hier ihrem Verlobten die gefahrvolle Lage, in welcher sowohl er, als auch sein Vater schwebe, und ermahnte ihn, durch schleunige Flucht sein Leben zu retten.

„Fliehen — ohne dich —“ versetzte Astolfo, „nein, Lisarda, das vermag ich nicht. Seit du mich deiner Liebe versichert hast, fürchte ich nichts mehr; wer des Himmels gewiß ist, den schrecken die Gefahren der Erde nicht. — Lass' uns zu deinem Vater eilen, und unser Geheimniß ihm entdecken; sein Edelmuth wird nicht gestatten, daß der Sohn seines Freundes mit Schande bedeckt in's Grab steige. Er wird gewiß Alles anwenden, mich vor der Wuth meiner Verfolger zu schützen.“

„Um aller Heiligen willen nicht,“ unterbrach ihn die Jungfrau, „kennst du die Gesetze unseres Vaterlandes so wenig, daß du glaubst, Schlösser oder Mauern könnten dem spanischen Gericht ein Opfer verbergen? Du würdest nur meinen Vater mit in dein Unglück flechten, und mich zur älternlosen Waise machen. Hier nimm diese Diamanten; mit ihrer Hülfe wirst du leichter und schneller die Gränze Spaniens erreichen; nur wenn ich dich außerhalb dieses Reiches weiß, kann ich wieder ruhiger athmen.“

„Wohlan denn, Lisarda," rief Astolfo endlich, „ich will fliehen, aber nur mit dir! Wenn du mich wahrhaft liebst, so folgst du dem Bräutigam in seine Verbannung. Leicht finden wir einen Priester, der unsere Herzen zum ewigen Bunde einsegnet. In Livorno, weiß ich, hat mein Vater angesehene Freunde; diese werden den Vertriebenen gerne aufnehmen, bis die Sonnenstrahlen des Rechts meine Unschuld erwiesen haben."

„Und mein Vater?" rief Lisarda.

„Von Barcelona aus entdecken wir ihm die Ursache deiner Flucht, mit Verschweigung unseres Aufenthalts. Er wird trauern um seine Tochter, aber sich freuen über die Rettung des unglücklichen Astolfo."

Die Fußtritte mehrerer Pferde, die vor dem äußern Schloßthore zu halten schienen, unterbrachen das Gespräch der beiden Liebenden.

„Hörst du," fuhr Astolfo jetzt fort, „das sind die Häscher, die deinen Geliebten zum Tode führen wollen. Zögerst du noch?"

„Heilige Maria!" weinte Lisarda, und zog, ihrer selbst sich kaum bewußt, Astolfo nach der Gartenthüre. Als sie die väterliche Besitzung verlassen hatte, wandte sie sich noch einmal um.

„Treue bis zum Tode!" sprach Astolfo, und muthiger folgte Lisarda dem geliebten Jüngling.

Ohne sich irgendwo aufzuhalten, setzten die Flüchtigen ihren Weg die ganze Nacht fort. Mit anbrechendem Morgen kamen sie an eine Capelle, wo ein Mönch, durch Verheißung großen Lohnes dazu vermocht, sie vor dem Gnadenbilde der heiligen Jungfrau auf ewig verband. Nach wenigen

Stunden der Ruhe verließen sie diesen Ort, und gelangten endlich nach Chalamera. Hier vertauschte Lisarda, um desto eiliger und unerkannter fliehen zu können, die Kleidung ihres Geschlechtes gegen männliche; diese Vorsicht rettete sie auch vor ihren Verfolgern, denn in der nämlichen Stunde, in welcher sie Don Fugaçe's Villa verlassen hatten, waren die Späher auf derselben angekommen. Die Flucht der beiden jungen Leute wurde nicht sobald bekannt, als man auch schon auf allen Seiten ihnen nachsetzte. Don Fugaçe selbst leitete diese Verfolgungen mit einem Eifer, der ihn von jedem Verdachte der Mitschuld freisprach.

Dessen ungeachtet erreichten die Flüchtigen glücklich Barcelona, wo sie ein Schiff bestiegen, das eben nach Italien segeln wollte.

Schon wähnten sie, allen Gefahren entgangen, ruhig in Livorno den Augenblick ihrer Rückkehr erwarten zu können, als Corsaren das Schiff überfielen, und alle darauf befindliche Personen nach Africa in die Sklaverei führten. Die beiden Gatten wurden getrennt; Astolfo erhielt einen Kaufmann zum Gebieter, der seine Sklaven mit unerhörter Grausamkeit mißhandelte; Lisarda hingegen wurde von einem Araber gekauft, der diese ohnehin schon so Unglücklichen weniger barbarisch behandelte. Mit großer Vorsicht wußte sie ihr Geschlecht zu verbergen, indem sie voll Standhaftigkeit und Muth alle Drangsale duldete, denen die Sklaven des sanftmüthigsten Herrn dennoch unvermeidlich ausgesetzt sind. In kurzer Zeit machte sie durch ihr einnehmendes Wesen auf die Gemahlinn des Arabers einen so günstigen Eindruck, daß

diese ihren Gatten bat, dem jungen Sklaven grö=ßere Freiheit zu gestatten. Auch diesen rührte die Jugend und Schönheit Lisarda's, er sprach ihn von allen harten Arbeiten frei, ließ ihm die Fes=seln abnehmen, und gebrauchte ihn bloß zu den leichtesten Diensten des Hauses.

Im Vaterhause hatte Lisarda sich vorzüglich mit der Pflege ausländischer Blumen und Ge=wächse beschäftigt. Heimlich bemühte sie sich jetzt, eine seltene Pflanze zu bekommen, diese sorgfältig groß zu ziehen, und ihre Wohlthäterinn zur Dank=barkeit mit derselben zu überraschen.

Bald bot sich eine günstige Gelegenheit, diese zu überreichen, dar; Lisarda trat mit weinenden Augen, das Geschenk in der Hand, vor ihre Ge=bieterinn. „Reizende Blume des Orients,“ sprach sie, „erlaubt einem armen, des Vaterlandes be=raubten, Jünglinge, euch dieses kleine Denkmal inniger Verehrung anzubieten. Nehmt es gütig auf; ich habe es gepflegt mit treuer Liebe, benetzt mit den Thränen, die mir die Sehnsucht nach der Heimath erpreßt hat. Möge es euch an die Wohlthaten erinnern, die ihr dem verlassenen Skla=ven erzeigt habt.“

Die Türkinn reichte dem schönen Jüngling gü=tig die Hand, tröstete ihn mit freundlichen Wor=ten, und ermuthigte ihn durch die Versicherung ih=res Schutzes.

Noch am Abend desselben Tages ließ der Ara=ber Lisarden zu sich rufen. Er empfing sie mit zürnender Miene, und begann in strengem, ver=weisenden Tone:

„Sklave, wie konntest du dich erfrechen, meine Gemahlinn zu beschenken?“

„Herr,“ antwortete Lisarda, „meine Dankbarkeit für so viele empfangene Wohlthaten — —“

„Schweig,“ fuhr ihn der Gebieter an, „dein Frevel verdient, geahndet zu werden.“

„Ich bin in deiner Macht,“ erwiederte Lisarda mit Seelenruhe; „du kannst mich tödten; doch, ich bin schuldlos.“

Freundlich sprach der Araber: „Ja, das bist du, wackerer Jüngling, und ich würde den Zorn des großen Propheten auf mich laden, wenn ich deine Jugend noch länger in schimpflicher Sklaverei schmachten ließe. Sey frei, und ziehe in dein Vaterland; Allah's Segen begleite dich!“

Lisarda wußte vor Freude keinen Dank zu stammeln. Die Gemahlinn des Arabers trat nun ebenfalls in's Gemach; einige Sklaven, prachtvolle, orientalische Kleider tragend, folgten ihr, und überlieferten diese, auf ihrer Herrinn Befehl dem knieenden Jüngling. Der Araber fügte dem Geschenk einen ansehnlichen Beutel, mit Zechinen gefüllt, nebst einem reichgeschmückten Pferde bei.

Dankend schied die junge Spanierinn von ihren Wohlthätern, ihre einzige Sorge war jetzt, den geliebten Gatten aufzufinden, um ihn befreien, oder wenigstens sein Loos theilen zu können. Lange war ihr Mühen vergebens, endlich fand sie ihn in den andamanischen Gebirgen, den ungewohnten Arbeiten beinahe erliegend. Der Anblick Lisarda's fachte alle Lebensglut in seinen Adern wieder an; mit dem Ausrufe: „Heilige Jungfrau!“ stürzte er zu ihren Füßen. Der Aufseher der Sklaven

bemerkte kaum, daß Astolfo von der Arbeit ausruhe, als er auch schon näher trat, dem Unglücklichen in den härtesten Ausdrücken fortzuarbeiten befahl, und die Peitsche zur Bekräftigung seiner Befehle schwang.

Lisarda sparte weder Bitten noch Geschenke, um den Wächter zu bewegen, daß er sie einige Minuten mit dem spanischen Sklaven sprechen ließe, aber dieser wies beides zurück, und befahl ihr, sich ungesäumt zu entfernen. Sie versuchte nun, den Herrn ihres Gatten zu bewegen, diesen Sklaven an sie zu verkaufen, aber ob sie auch gleich eine immer höhere Summe für ihn bot, blieb der tyrannische Kaufmann doch ungerührt, und wendete ihr lachend den Rücken zu.

Ohne sich durch diese mißlungenen Versuche abschrecken zu lassen, gab Lisarda nicht alle Hoffnung auf, Astolfo's Fesseln zu lösen. Der Aufseher der Sklaven behandelte nach einigen Tagen den täglich wiederkommenden Jüngling weniger unfreundlich; auch seine Härte gegen den spanischen Sklaven hatte sich um Vieles gemindert. Dadurch ermuthigt, wagte Lisarda endlich, seine ohnedieß immer lauer gewordene Wachsamkeit mit einem ansehnlichen Geschenke vollends einzuschläfern. Die Nacht begünstigte das kühne Unternehmen, und glücklich führte sie den befreiten Gatten in ihre Wohnung, wo schon morgenländische Kleider und gesattelte Pferde bereit waren.

In Ceuta bestiegen sie ein Schiff, das nach Barcelona zu segeln Willens war. Doch im Angesicht des sichern Hafens ging es unter, mehr durch Ungeschicklichkeit des Steuermannes, als

durch den ausgebrochenen Sturm. Astolfo und Lisarda glaubten, ihr Grab hier zu finden, doch der Himmel hatte den jungen Spanier durch das Mitleid jener Küstenfischer, nnd seine Gattinn durch die Hand mehrerer Räuber gerettet, die von dem gestrandeten Schiffe einige Beute zu erhaschen glaubten. —

Wir verließen beim Anfang unserer Erzählung Astolfo in dem Augenblicke, als er seine Gattinn zwar am Leben fand, aber auch zugleich einsah, wie gefahrvoll ihre beiderseitige Lage war. Diese wurde noch schwieriger, durch die Entdeckung, daß Lisarda's Geschlecht nicht jenes sey, welches ihre Kleidung bezeichne.

Der Hauptmann der Bande näherte sich dem jungen Manne mit der Frage, wer die in seinen Händen befindliche Gefangene sey?

„Mein vor Gott angetrautes Weib,“ erwiederte Astolfo, „das ich mit dem letzten Tropfen meines Blutes zu schützen wissen werde.“

„Oho,“ lachte der Hauptmann, „du hast ja gewaltig vielen Muth; wer bist du denn?“

„Dein Feind, wenn du mir länger meine und meiner Gattinn Freiheit verweigerst,“ sprach Astolfo.

Der Hauptmann sah den jungen Mann mit ein Paar Augen an, die bewiesen, daß er sich nicht viel aus solcher Feindschaft mache. „Wie ist dein Name?“ fuhr er fort.

„Er ist zu ehrwürdig, um ihn vor den Ohren elender Diebe auszusprechen,“ entgegnete Astolfo.

Der Anführer zog knirschend einen Dolch aus

dem Gürtel, und wollte den kühnen Jüngling niederstoßen.

„Halt ein, Hauptmann,“ rief ein Räuber der schon lange Astolfo aufmerksam betrachtet hatte, und jetzt des Anführers Hand mit Gewalt zurückdrängte. Die Züge dieses Mauren sind mir nicht unbekannt; wie du weißt, lebte ich vor einigen Jahren in Madrid, wo ich in den angesehensten Familien Zutritt gesucht und erhalten hatte. Dort sah ich auch diesen Jüngling; sein Gesicht straft seinen Anzug Lügen, und ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß es der junge Graf di Montilla ist, welcher bei der Einkerkerung seines Vaters Spanien verließ. Ein hoher Preis ist auf seine Auslieferung gesetzt, und jedes Gericht zahlt denselben gerne.

„Was Gericht,“ unterbrach der Hauptmann den Räuber, „ich frage den Henker nach Gericht und Preis. Gerade weil sein Vaterland ihn ausstieß, darum nehme ich ihn in Schutz. Du gefällst mir, Bursche,“ fuhr er, zu Astolfo gewendet fort, diese, die du deine Gattinn nennst, nicht weniger, lass' mir sie als mein Eigenthum, und bleibe hier.“

„Elender Bube,“ rief Astolfo, indem er einem der daneben stehenden Räuber das Schwert entriß, und auf den Hauptmann eindrang, „fahr zur Hölle!“

Durch eine geschickte Wendung entging der Banditenfürst dem tödtlichen Hiebe, Astolfo sah sich in demselben Augenblicke von der ganzen Horde umzingelt, er fühlte, wie das Schwert ihm ent-

rissen, und seine Hände in feste Bande geschnürt wurden.

„Knüpft ihn an einen Baum, auf dem Felsen dort oben;" schrie der Hauptmann den Räubern zu, „ich will dem Schurken Respect vor meines Gleichen einprägen."

Zwei Räuber waren sogleich bereit, den Befehl ihres Gebieters zu erfüllen.

„Astolfo, mein Astolfo," weinte Lisarda, die bisher bloß durch stumme Bewegungen an dem Auftritte Theil genommen hatte, „so soll ich dich auf's neue verlieren! Morde mich mit meinem Gatten," wendete sie sich gegen den Hauptmann, „sey barmherzig, und lass' mich sein Geschick theilen!"

„Nein, süßes Täubchen," erwiederte dieser unter frechen Liebkosungen, „so holden Reizen kann ich meine Bewunderung nicht versagen. Du mußt leben, und über mich herrschen."

Lisarda gab sich zwar alle ersinnliche Mühe, zu ihrem Gatten zu gelangen, aber der Hauptmann hielt seine Beute eben so fest umschlungen, als die beiden Räuber den gefangenen Astolfo eilig fortschleppten.

Das erste Grauen des Morgens ließ die, ihr Opfer begleitenden Mörder kaum den schmalen Pfad entdecken, der zu dem, vom Hauptmann bezeichneten Orte führte. Astolfo betrat gefaßt den Gipfel des Felsens; oben angekommen, bat er die Beiden, ihm nur noch eine kurze Frist zu gönnen, um seine Seele in die Hände des Allmächtigen zu empfehlen.

„Aber mach's kurz," brummte einer derselben, „wir haben noch wichtigere Geschäfte."

Der andere Räuber hingegen, welcher des Hauptmanns Arm von dem Mord Astolfo's abgehalten hatte, nahm seinen Gefährten bei der Hand, und führte ihn einige Schritte seitwärts.

„Höre, was meinst du," begann er, „wäre es nicht besser, wenn wir den armen Teufel entwischen ließen? Ich pflege immer zu sagen, was mir keinen Vortheil gewährt, das lasse ich lieber bleiben, und daß wir nichts davon haben, wenn wir dem jungen Manne unsern hänfenen Halsschmuck anlegen, das siehst du doch wohl ein?"

„Du hast recht," erwiederte der erste, „aber wenn's der Hauptmann erführe —"

„Ei," fiel der andere ein, „du bist nicht klug, wer wird's ihm denn sagen; und überdieß, wer weiß, wie lange es noch mit diesem dauert; ich habe ohnehin allerhand Ahnungen."

„Nun wenn du meinst," sprach der erste wieder, „mir ist's recht."

„Wohl, so lass' mich machen!"

Unterdessen zog Astolfo ein Heiligenbild aus dem Busen, kniete nieder, und wandte sein Angesicht betend zum Himmel empor. Da stiegen die ersten Strahlen der Morgensonne im Osten aus dem Meere herauf, golden fiel ihr Glanz auf das schöne Haupt des Jünglings, der seine letzten Lebens-Augenblicke im stillen Gespräche mit seinem Gotte zubrachte, und Lisardens Zukunft dem Schutze des Höchsten empfahl. Wunderbar hätte dieser Anblick auch gefühllosere Herzen ergriffen; Astolfo's Jugend und Unschuld bestärkten die Räu-

der in ihrem mitleidigen Entschlusse; sie näherten sich dem Knieenden, der so eben sein Gebet endete, ihnen mit heiterem Angesicht entgegen trat, und sprach: „Ich bin bereit!“

„Es sey fern von uns,“ begann einer der Räuber, „die blutbefleckte Hand an euere Unschuld zu legen. Um aber unserem Hauptmann ein Zeichen eueres Todes bringen zu können, müßt ihr uns gestatten, daß wir euch euerer prächtigen Kleider berauben.“

Hier fingen sie ohne Umstände an, Astolfo's Oberkleid auszuziehen.

„Damit ihr aber desto leichter entkommen könnt,“ fuhr der andere Räuber fort, „so nehmt hier mein Pilgerkleid; es ist so bekannt und geliebt, daß ihr überall, wo ihr einsprecht, freundliche Aufnahme finden werdet.“

„Gute Menschen,“ sprach Astolfo, „ich sollte euch danken für euere Schonung, aber so lange meine Gattinn noch in den Händen eueres frechen Hauptmanns ist, habe ich keinen andern Wunsch, kein anderes Gefühl, als diese zu befreien.“

„Beruhigt euch,“ trösteten die Räuber, „der Hauptmann hat sich durch sein übermüthiges Betragen bei der ganzen Bande schon so verhaßt gemacht, daß sein Sturz nicht fern mehr ist. Wir versprechen euch, die Ehre euerer Gemahlinn nach unsern Kräften in Schutz zu nehmen, und Alles zu versuchen, um sie zu retten.“

„Euer Lohn soll meinem Danke gleichen,“ erwiederte Astolfo, indem er den beiden Männern seine Hände reichte, „doch wo werden wir uns wieder sehen?“

„Geht nach dem Kloster Monserrate,“ versetzte einer der Räuber; „am Fuße des Berges findet ihr eine Hütte; dort tretet ein, und fragt nach dem alten Lorenzo; der Einsiedler wird euch dann gut aufnehmen, und sollte es nöthig seyn, so lange verbergen, bis wir ihm nähere Botschaft zusenden. — Jetzt aber fort, unser langes Ausbleiben möchte Verdacht erregen; lebt wohl, vergeßt den alten Lorenzo nicht, und grüßt ihn von mir, ich heiße Nicolo.

Die Räuber schritten eilig den Felsenpfad hinab, Astolfo kniete noch einmal nieder, und dankte dem Himmel für seine wunderbare Errettung. Dann hüllte er sich in das Pilgerkleid, und machte sich auf den Weg nach dem Kloster Monserrate.

Als die beiden Räuber bei dem Sammelplatze ankamen, traten sie mit kecker Stirn vor den Hauptmann, und legten ihm Astolfo's Kleider, zum Zeichen seines erfüllten Befehles, zu Füßen. Lisarda sank bei diesem Anblicke bewußtlos nieder. Der Hauptmann lobte den Eifer der beiden Mörder, und gab dann das Signal zum allgemeinen Aufbruch. Die ohnmächtige Lisarda, welche nach und nach wieder zu sich kam, wurde auf ein Maulthier gehoben, und von einigen Räubern, unter denen sich auch Nicolo befand, einem sichern Aufenthalte zugeführt.

In die peinlichsten Gefühle versunken, ritt Lisarda mit ihrer Begleitung dahin. „Muthig, Donna, euer Gatte lebt,“ flüsterte ihr plötzlich ein Räuber mit der größten Vorsicht in's Ohr.

„Wie?“ rief Lisarda aus.

„Um aller Heiligen willen schweigt," sprach Nicolo eben so leise, „ihr stürzt euch und ihn in's Verderben, wenn ihr noch eine Sylbe sprecht!"

Lisarda wußte nicht, ob der Räuber durch vergebliche Hoffnungen sie sorglos machen wolle, oder ob seine Aussage wirklich Glauben verdiene. Mehrere Male versuchte sie, nach den nähern Umständen zu fragen, aber Nicolo zog sich in eine solche Entfernung zurück, daß es Lisarden rein unmöglich wurde, ein heimliches Wort mit ihm zu wechseln, ohne die Aufmerksamkeit mehrerer Räuber zu erregen.

Nach einigen Stunden kam der kleine Zug an eine Höhle, an deren Eingang der Hauptmann schon seine reizende Beute erwartete. Er hob sie mit plumpem Anstand von ihrem Maulthiere, bot ihr den Arm, und führte sie in das Innere eines Felsens, wo reich mit Wein und Speisen besetzte Tafeln den Eintretenden entgegen blinkten. Lisarda wurde von dem Hauptmann an den Ehrenplatz des Tisches geführt, und ein Trinkgelage begann, bei welchem Astolfo's Gattinn manchen rohen Scherz anhören mußte, der das Blut bald mit Gewalt nach ihren Wangen trieb, bald wieder zurück in das tiefste Herz jagte. Alle Aufforderungen ihrer Tischnachbarn, im schäumenden Madeira ihres Grams zu vergessen, wies sie mit Stolz zurück, der Hauptmann hingegen bedurfte dieses Zusprnches so wenig, daß er noch vor dem Ende der Mahlzeit, bis zur Besinnungslosigkeit berauscht, unter den Tisch sank.

Diese Begebenheit erregte einen kleinen Aufstand unter den übrigen Gästen; doch mochte sie

wohl zu häufig Statt finden, als daß man sich lange damit beschäftigte. Einige der Räuber rafften den Berauschten auf, und trugen ihn nach seinem Lager.

Nicolo, welcher sich in der Nähe der Gefangenen immer etwas zu schaffen gemacht hatte, um ihre Aufmerksamkeit nicht von sich abzulenken, schien längst schon auf diesen Zeitpunkt gelauert zu haben. Er gab ihr heimlich einen Wink, auf welchen sie sich unvermerkt vom Tische erhob, und dem Räuber in ein Seitengemach folgte.

„Donna, wenn ihr Muth habt," sprach jetzt Nicolo, „so seyd ihr gerettet! Noch einmal, euer Gatte lebt."

„Mein Astolfo," rief Lisarda, „wo, wie?"

„Das ein anderes Mal," fuhr der Räuber fort; „jetzt laßt mich euch nur das Mittel zu euerer Rettung zeigen. Das Ungeheuer, welches den Tod eueres Gatten befahl, muß fallen, und zwar durch euch!"

„Durch mich, das schwache Weib?" wiederholte Lisarda.

„Ja, durch euch;" entgegnete Nicolo. Ein Weib, das tausend Reize schmücken, das seiner Schönheit Allmacht sich bewußt ist, kann mit einem Blicke über Nationen herrschen; warum solltet ihr nicht dieser kleinen Zahl gebieten können! Betrachtet überdieß den größern Theil der Männer, die ihr so eben verließet, als Mitwisser meines Geheimnisses. Sie warten nur auf den günstigen Augenblick, die Waffen gegen den allgemein verhaßten Hauptmann zu kehren. Sein Uebermuth hat ihn zum Feinde Aller gemacht, denn seine

Grausamkeit schonte selbst des Blutes der eigenen Gefährten nicht; nur Rache kocht in dem wilden Busen derselben, und der Schlaf, dem er sich jetzt sorglos überläßt, sey sein Todesschlaf. — Auf, Donna, euer Beispiel vermag Alles, ergreift diesen Dolch, und folgt mir in die Versammlung zurück; der Wein wird die Herzen meiner Brüder ermuthigt haben, der Geist des Göttertrankes wird ihren Arm stählen, und der Wüthrich muß hinab zum ewigen Verderben!“

Lisarda stand unbeweglich bei den gräßlichen Reden des Banditen. Ihre Augen ruhten auf dem Dolche, den Nicolo ihr in die Hand gedrückt hatte. „Ich kann nicht!“ rief sie endlich, und warf den blinkenden Stahl bei Seite, „ich kann nicht!“

„Ihr könnt nicht?“ sprach Nicolo. „Das leichte Mittel zu euerer Rettung könnt, wollt ihr nicht ergreifen? Wie, Donna, wenn euer Gatte Zeuge euerer Muthlosigkeit wäre, — wenn er hörte, daß euere Freiheit in euerer Macht stand, daß es nur eines Winkes aus euerem Auge bedurfte, um wieder vereint mit ihm zu werden — o Donna, ihr liebt eueren Gatten nicht, sonst würdet ihr nicht so zaghaft und unschlüssig vor mir stehen!“

„Gönnt mir Zeit, laßt mich überlegen,“ sprach Lisarda —

„Ueberlegen,“ unterbrach der Räuber Astolfo's Gattinn, „nein — zu schnell entrinnt die Zeit; jetzt oder nie! Wenn der Bösewicht erwacht, so kann ich nichts mehr für euch thun. Eure Tugend ist dann gewiß verloren, und nur der Tod vermag

euch vor der Schande seiner Umarmung zu retten."

„O mein Astolfo, was soll ich thun?"

„Mir folgen!" rief Nicolo, indem er rasch den am Boden liegenden Dolch wieder aufnahm, ihn Lisarden in die Hand drückte, und sie mit Gewalt aus dem Gemache nach dem Versammlungssaale zog.

„Brüder!" rief er, mit Lisarden unter die tobenden Zecher tretend, „der längst ersehnte Augenblick der Rache ist gekommen. Dieses edle Weib fordert uns auf, ihre heiligen Rechte zu beschützen, und den Elenden seiner verdienten Strafe zu überliefern."

Ein Theil der Räuber, ohne Nicolo's Reden noch ganz zu verstehen, griff sogleich zu den Waffen, und stellte sich vor das Gemach des Hauptmanns.

„Wer nicht im Solde des Tyrannen steht," fuhr Nicolo fort, „der verlasse jene Thüre!"

Statt der Antwort krachten aber einige Pistolen, von den Freunden des Hauptmanns abgeschossen, und ein Schuß streifte sogar Lisarda's Arm. Dieß war die Losung zu einem allgemeinen Gefechte; wie wüthende Tiger stürzten die jetzt auf einander los, die noch vor wenigen Augenblicken den Becher der Freude zusammen geleert hatten.

Nicolo bedeckte Lisarden mit dem eigenen Körper; manchen Hieb fing sein gewandter Arm auf, allein auch aus mancher Wunde floß bald sein Blut. Da aber der Anhänger des Hauptmanns weniger waren, als der Freunde der sogenannten

Freiheit und Unabhängigkeit, so blieb das Gefecht nicht lange unentschieden. Die meisten der Anhänger des Anführers bezahlten ihre Treue mit dem Leben, einige nur, zu schwer verwundet, um fortkämpfen zu können, mußten ihren Hauptmann auf die jämmerlichste Weise sterben sehen. Lisarda schauderte zurück vor den Gräueln, die sich der rohe Haufe an dem Leichname seines Feindes auszuüben nicht entblödete. Nicolo trat zu ihr, und dankte im Namen seiner Brüder für ihre Theilnahme an Aller Befreiung. Der Schrecken während des Kampfes, und ihre, zwar nur leichte Wunde machten sie jetzt der Erholung äußerst bedürftig. Sie bat um einige Stunden Ruhe, und wurde von Nicolo nach einem kleinen, reinlichen Gemache geführt, wo sie, wie ihr Begleiter versicherte, ungestört und nach Gefallen ausruhen könne.

Während dieser Zeit setzte Astolfo seinen Weg nach dem Kloster Monserrate fort. Mehrere Male stieg zwar der Gedanke in ihm auf, ob der gar zu gefällige Räuber nicht zum Schelm an ihm geworden; allein er überlegte immer wieder, daß seine Rückkehr weder ihm noch Lisarden den kleinsten Nutzen gewähren würde, ja, daß er dann seine Gattinn des vielleicht einzigen Freundes noch berauben könne, indem er den ganzen Zorn des Hauptmanns auf Nicolo lade.

Aus diesen Betrachtungen weckte ihn der Ton einiger Stimmen; er wandte sich um, und bemerkte in geringer Entfernung mehrere Pilger, die sich bestrebten, ihn einzuholen. Nach dem gewöhn-

lichen Gruße fragte ihn einer derselben, wohin seine Wanderung gehe.

„Zum gesegneten Gnadenbilde von Monserrate,“ erwiederte Astolfo.

„So reisen wir zusammen,“ versetzte der vorige Pilger; „denn auch wir machen eine Wallfahrt nach Monserrate, wo wir die Wunderkraft der heiligen Jungfrau anflehen wollen.“

Mehr um die nicht willkommenen Reisegefährten los zu werden, als aus wirklicher Ermüdung, sprach Astolfo: „Ihr geht mir zu rasch, auch bin ich schon einige Tage auf dem Wege, und deßhalb so ermüdet, daß ich dem einladenden Plätzchen unter diesen Bäumen nicht widerstehen kann. In einigen Stunden gedenke ich euch zu folgen, sollte ich euch aber nicht mehr einholen, so sehen wir uns ja in Monserrate wieder; glückliche Reise!“

Damit drehte er ohne Weiteres den Pilgern den Rücken zu, und warf sich auf den schattigen Rasen nieder. Die Ueberlästigen hingegen schienen den Sinn von Astolfo's Rede nicht zu verstehen, und einer erwiederte:

„Auch wir schlagen ein Stündchen Ruhe nicht aus, denn euere angenehme Gesellschaft entschädigt uns reichlich für den kleinen Aufschub.“

„Mit euerer Erlaubniß!“ sprachen die andern, und lagerten sich ganz vertraulich auf den Boden neben Astolfo, der seine aufdringlichen Gesellschafter ziemlich unfreundlich behandelte.

„Ja, ja,“ begann nach einer kurzen Pause ein alter Pilger, die vorhin abgebrochene Unterredung fortsetzend, „wer denen in die Hände fällt, der

darf sich den heiligen Stephanus zum Vorbilde nehmen. Da will ich mein Leben lang mich lieber mit Fastenspeise behelfen, als in das Revier solcher Jäger kommen.“

„Mich dauert nur das arme Weib,“ versetzte ein Anderer.

„Pah,“ rief der vorige wieder, „wer weiß, vielleicht ist sie jetzt erst recht guter Dinge; allein den jungen Mann bedaure ich, der so in seinen Sünden an dem Baum hängt. Zwei Rosenkränze will ich aber auch in Monserrate für ihn sprechen, und auf den Knieen die Mutter Gottes bitten, daß sie mich gnädig möge wahren vor solchem Märtyrer-Ende.“

„Von wem sprecht ihr?“ rief hastig Astolfo, welcher jetzt an der Unterhaltung großen Theil zu nehmen anfing.

„Ach, lieber Herr,“ versetzte der Alte, „ein Fischer hat uns diesen Morgen von einem jungen Manne gesagt, der durch Räuberhände an einen Baum geknüpft worden sey.“ Nun erzählte der Pilger dem aufmerksamen Astolfo die eigene Geschichte dieses letzteren, schilderte in den grellsten Farben die Grausamkeiten der Räuber, und schloß mit der Versicherung, daß er und seine Gefährten nun nichts mehr für ihre Sicherheit zu besorgen hätten, seit ihre Reise durch die Anwesenheit eines jungen Mannes, wie Astolfo, so kräftigen Schutz erlangt habe.“

Den Erzählern entging die Aufmerksamkeit und Theilnahme, mit der ihr neuer Gesellschafter die Begebenheit würdigte, nicht; doch war Astolfo zu klug, um den Unbekannten die wahre Ursache sei-

nes Schreckens zu entdecken; er verbarg deßhalb den Schmerz seiner Seele unter erheuchelter Furcht, und mahnte zur schleunigen Fortsetzung der Reise. Als die Pilger bemerkten, daß der junge Mann sich ebenfalls vor den Räubern zu fürchten schien, eilten sie hastig vorwärts, nicht ohne die Augen bisweilen furchtsam nach allen Seiten zu drehen. So oft der Wind, mit den Blättern eines Baumes spielend, irgend ein kleines Geräusch verursachte, fuhren Alle wie ein Trupp geängsteter Schaafe zusammen; wenn sie aber gar Fußtritte oder den Hufschlag galoppirender Pferde hinter sich vernahmen, so glaubten sie, ihr letztes Stündlein sey gekommen, und fingen in der Todesangst an, das Ableiern ihres Rosenkranzes mit schnöden Verwünschungen gegen die Räuber zu vermischen.

Wäre Astolfo in einer weniger trostlosen Stimmung gewesen, so hätte ihm die wirklich in hohem Grade komische Furcht seiner Begleiter die angenehmste Unterhaltung gewährt; aber die Erinnerung an Lisarda, ihre gefahrvolle Lage, beschäftigten seine Gedanken so sehr, daß er kaum auf das lächerliche Betragen der Pilger achtete.

Endlich erblickten die müden Wanderer den Klosterberg von Monserrate. Auch Astolfo beschleunigte seine Schritte, denn ob er gleich der Empfehlung des Räubers nicht allzusehr traute, so sehnte er sich doch nach Jemanden, dem er seinen Verlust klagen, und von dem er Trost, wenn auch nicht Hülfe, erwarten durfte. Eben ging er mit sich selbst zu Rathe, ob er dem alten Lorenzo sein ganzes Vertrauen schenken sollte, als ein ziemlich bejahrter Eremit, von starker Leibes-

beschaffenheit und recht wohlgenährtem Aussehen, auf die Pilgernden zukam.

„Gelobt sey Jesus Christus!“ sprachen die Pilger, sich bekreuzigend.

„In Ewigkeit!“ brummte der Einsiedler, und wollte weiter gehen.

„Frommer Mann,“ rief ihm Astolfo nach, „könnt ihr mir die Hütte des alten Lorenzo nicht zeigen?“

Der Eremit blieb stehen, sah den Frager eine Weile an, und sprach dann mit weit artigerem Tone: „Warum nicht, ich bewohne sie selbst!“

„Ihr?“ erwiederte Astolfo, „so heißt ihr auch Lorenzo?“

„Nicht so eigentlich,“ versetzte der Alte, „sonst hieß ich wohl so, aber seit die Gnade der Mutter Gottes mich erleuchtet, nennt man mich den heiligen Bonifacius.“

Astolfo sah den Eremiten verwundert an, und wollte eben mit Nicolo's Empfehlung herausrücken, aber der Alte, seine Absicht errathend, fuhr fort: „Der Name thut indessen nichts zur Sache, wenn ihr gekommen seyd, vor unserem Gnadenbilde zu beten, so kann euch St. Bonifacius eben so gut begleiten, wie der alte Lorenzo. Allein heute könnt ihr den Berg nicht mehr ersteigen; ihr seyd freilich noch jung, aber meine Füße würden mir den Dienst versagen; darum tretet in meine Hütte, sie ist nicht mehr weit entfernt; dort könnt ihr ungestört ruhen, bis die Glocken von dem Klosterthurm uns zur Messe rufen.“

Als die Pilger ihren Gefährten von dem Eremiten so gut aufgenommen sahen, folgten sie

ohne Einladung dem heiligen Bonifacius ebenfalls.

Bei dem Eintritte in die Wohnung des Alten bemerkte Astolfo, daß sie zwar nicht von großem Umfang, aber doch geräumig genug war, um seine Gefährten alle beherbergen zu können.

Der heilige Bonifacius warf aber keinen übertrieben freundlichen Blick auf die Pilger, denn daß der junge Mann, welcher ihn mit seinem wahren Namen angeredet hatte, nicht in vertrauter Freundschaft mit jenen stehe, sah er bald ein. Um jedoch seinen Ruf als Heiliger nicht zu verlieren, mußte er sich schon bequemen, die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben. Er holte aus einem Winkel der Hütte einen großen Krug Wasser und einige Stücke Brod, und theilte beides unter die Pilger aus.

„Es ist heute Freitag," sprach er, „und da kann ich meinen Gästen kein besseres Mahl vorsetzen. Um es aber mit himmlischer Seelenspeise zu würzen," fuhr er nach einer Pause fort, „will ich euch eine von den Legenden erzählen, welche die Gnadenkraft der heiligen Jungfrau von Monserrate im herrlichsten Lichte zeigt."

„Ach ja, frommer Mann," riefen die Pilger, „thut das!"

„Vor vielen tausend Jahren," fing der Einsiedler an, „lebte nicht weit von hier ein Mahler, dessen einziges Streben war, die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben der heiligen Jungfrau darzustellen. Bei der Erscheinung des Engels, wo sie, den Rosenkranz betend, auf den Knieen lag, mahlte

er sie mit dem Ausdrucke des zärtlichsten Erstaunens; ihr Angesicht übertraf sogar an Schönheit und himmlischem Glanze das des Engels. Bei der Geburt des Heilandes stellte er sie voll inniger Andacht dar; der kaum geborene Jesusknabe umstrahlte sie mit dem Schimmer seines himmlischen Gewandes, und verbreitete über ihr ganzes Wesen eine heilige Bewunderung. Aber den höchsten Triumph erreichte seine Kunst bei der Kreuzigung; mit dem Ausdrucke der frömmsten Hingebung und Heiligung stand sie vor dem sterbenden Sohn; wer das Bild sah, Christen und Heiden, mußten vor demselben niederknieen und beten; so unvergleichlich schön war es.“

„Wie er die Schönheit der heiligen Jungfrau in immer größerer Herrlichkeit und Vollendung darstellte, so gab er sich auch alle Mühe, den Satanas mit der möglichsten Häßlichkeit, in seiner ganzen Abscheulichkeit zu mahlen, so daß dessen Gestalt Jedem, der sie erblickte, den lebhaftesten Widerwillen und Schrecken einflößen mußte. Darüber entrüstet, ersann der Erbfeind alles Guten tausend Mittel und Wege, den armen Mahler in den verhaßten Arbeiten zu stören, und seinen Kopf zu verwirren. Lange gab er sich alle ersinnliche Mühe, seinen verderblichen Plan auszuführen, doch die schirmende Hand der Mutter Gottes wandte alle Pfeile des höllischen Schützen von ihrem Lieblinge ab. Endlich beschloß der Böse, sein Opfer bei der Schwachheit des Fleisches anzugreifen; er wußte es einzuleiten, daß der Mahler sich sterblich in die Frau eines Kriegsknechtes verliebte, und daß diese den jungen, hübschen Mann

ebenfalls sehr gern sah. Anstatt nun an den Bildern der heiligen Jungfrau fortzuarbeiten, lief der Mahler Tage lang auf den Straßen umher, wo er den Gegenstand seiner sündigen Gedanken zu finden hoffte. Hier wurde es jetzt dem Satanas leicht, als ein junges Herrchen nach der Mode gekleidet, den Unglücklichen immer tiefer in sein Netz zu ziehen. Er gab ihm allerhand verderbliche Rathschläge, und zuletzt auch den, mit seiner Geliebten die Stadt zu verlassen; er, fügte der Versucher hinzu, wolle sie dann beide an einen Ort bringen, wo sie ungestört eine glückliche Zukunft verleben könnten.“

„Diesen Vorschlag führten die Liebenden aus, kaum hatten sie aber die Thore der Stadt im Rücken, so stieg der Teufel auf den Thurm einer Kirche, und läutete hier die Glocken mit solcher Heftigkeit, daß alle Einwohner sich an den öffentlichen Plätzen versammelten. Nun trat der verkleidete Böse mitten unter das Volk, erzählte laut die Unthat des Mahlers, munterte es auf, dem Heuchler nachzueilen, und ihn sammt seinem gestohlenen Gute wieder einzufangen. Der Kriegsknecht stand bei seinen Mitbürgern in großer Achtung, daher kam es, daß Alle sogleich zu den Waffen griffen, und sich nach verschiedenen Seiten in der umliegenden Gegend zerstreuten, um der Verbrecher habhaft zu werden.“

„Satanas verwirrte unterdessen den Kopf des Mahlers so sehr, daß er nicht mehr fliehen konnte, sondern immer mit seinem Raube in der Irre herumlaufen mußte, bis er einem Haufen Volkes in die Hände fiel. Dieser führte den vorher beliebten jungen Mann nebst dem Weibe des Kriegs-

knechtes unter Spott und Hohn in die Stadt zurück, wo Beide sogleich in das Gefängniß geführt, und in zwei verschiedenen Gemächern bewacht wurden."

„Den Kriegsknecht dauerte indessen seine Frau in hohem Grade; er ging deßhalb in der Absicht, sich mit ihr zu versöhnen, und ihr das ihm zugefügte Unrecht zu verzeihen, nach dem Kerker. Allein die Richter gestatteten ihm diese löbliche Handlung keineswegs, sondern erklärten theilnahmlos, daß die beiden Verbrecher ohne Gnade am folgenden Morgen auf dem öffentlichen Markte, zum Beispiel für Andere, verbrannt werden sollten. Kaum erlangte der bedaurungswürdige Ehemann durch inständiges Bitten, daß er den letzten Abschied von seiner Frau nehmen durfte."

„Als der Kriegsknecht das Zimmer der Gefangenen betrat, fand er dieselbe am Boden sitzen, ihre schönen Haare hingen aufgelöst um ihr liebliches Angesicht, und ob sie gleich von seltener Länge waren, vermochten sie doch den unaufhaltsam strömenden Quell ihrer Thränen nicht zu trocknen; ja bei dem Anblicke des beleidigten Gatten weinte sie noch weit stärker. Anstatt ihr über ihr Betragen Vorwürfe zu machen, suchte der Kriegsknecht im Gegentheil sie noch zu beruhigen, vergab ihr von Herzen die ausgeübte Treulosigkeit, und schnitt ihr beim Abschiede einen Theil ihres schönen Haarschmuckes ab, um ihn zum Andenken an eine geliebte, aber ungetreue Gattinn aufzubewahren."

„Während dieser Zeit fing die Nacht an, Himmel und Erde mit ihrem dunkeln Gewande zu um-

schleiern. Der Mahler, den jetzt erst das Verbrecherische seiner That gewaltsam erschütterte, lag in einem Winkel seines Gefängnisses auf der Erde. Da erinnerte er sich der heiligen Maria, die er stets in so herrlicher Anmuth dargestellt hatte; zu ihr flehte er voll Inbrunst; er bat sie, ihn und die arme, obwohl verführte, aber doch unschuldige Frau zu retten; sein ganzes Leben wolle er dafür nur Maria's Dienste widmen, und ihre strahlende Schönheit immer mehr zu verherrlichen suchen."

„Die hohe Königinn des Himmels, gerührt durch das Flehen des Mahlers, stieg herab von ihrem Throne, löste die Fesseln der Gefangenen, und öffnete ihnen des Kerkers Pforten. Nun befahl sie der Frau des Kriegsknechtes, ruhig nach Hause zu gehen, und sich an der Seite ihres Mannes niederzulegen; den Mahler aber hieß sie ebenfalls in seine Wohnung zurückkehren, und seines frommen Versprechens eingedenk zu bleiben."

„Als am nächsten Morgen die ganze Stadt sich vor dem Gefängnisse versammelte, um sich an dem Anblick der Hinrichtung der beiden Verbrecher zu weiden, kam der Kriegsknecht voll Verwunderung mit seiner Frau, deren Haare plötzlich wieder so lang geworden waren wie vorher, auch herbei, und erzählte dem Volke das staunenswerthe Ereigniß. Wohl gab es Manche unter der Menge, die das Wunder in Zweifel zogen, allein weil der Kerkermeister die Aussage der Frau ebenfalls bekräftigte, ging der ganze Zug nach dem Hause des Mahlers, um sich von der Wahrheit vollends zu überzeugen. Unbefangen saß der junge Mann vor einem Bilde der heiligen Jungfrau,

wunderte sich über den frühen, zahlreichen Besuch seiner Mitbürger, und staunte nicht wenig, als er dessen Ursache erfuhr. Mit gewandter Zunge wußte er das Volk zu überreden, daß dieser Vorfall nichts weniger als wirklich geschehen sey, sondern daß sie ihn nur geträumt hätten. Und siehe da, die Allmacht der heiligen Jungfrau: — die ganze Stadt kehrte nach Hause zurück, und glaubte andächtig, daß sie den sonderbaren Vorfall nur geträumt habe!!!"

Die Pilger hatten während dieser ganzen Erzählung mit gefalteten Händen und offenem Munde dem heiligen Bonifacius zugehört. Jetzt warfen sie sich alle auf die Kniee, beteten laut das Ave Maria, dankten ihrem Wirthe für die anmuthige Historie, und versicherten einstimmig, daß sie ihnen lieber gewesen sey, als das wohlschmeckendste Abendbrod.

Astolfo hingegen glaubte, den Schalk in dem Einsiedler deutlich erkannt zu haben, und nahm sich vor, recht auf seiner Hut zu seyn, um nicht durch die Entdeckung seines Standes sich neuen Gefahren auszusetzen.

„Es fängt an, spät zu werden," sprach endlich Bonifacius zu den Pilgern, „und ihr werdet die Ruhe nicht verschmähen. Hier im Nebengemache ist mein Lager, wenn ihr euch ein wenig behelft, so werdet ihr Raum genug haben. Dieser," fuhr er, auf Astolfo deutend, fort, „der jüngste von euch Allen, muß sich schon hier auf dem Boden mit mir behelfen."

Er machte das Zeichen des Kreuzes über die Pilger, öffnete die Thüre zu seinem Schlafzimmer,

und ließ Alle, bis auf Astolfo, hineingehen. Dann verschloß er das Gemach von außen mit Hülfe eines starken Riegels, ging nach der andern Seite der Hütte, drückte hier an einer verborgenen Feder, worauf sich von selbst eine zuvor unsichtbare Thüre öffnete, und führte schweigend den erstaunten Astolfo in ein Gemach, das man vergebens hier gesucht haben würde.

„Hier sind wir sicher," begann Bonifacius, „und ihr könnt mir ohne Scheu vertrauen, wer euch sendet, und was ihr von mir wollt."

„Was ich von euch gehört und gesehen habe," erwiederte Astolfo mißtrauisch, „läßt mich weder das Eine noch das Andere wagen."

„Ich verstehe," sprach der Alte; „ihr haltet mich übrigens für gar zu fromm, wenn ihr glaubt, daß ich euch, weil es heute Fasttag ist, nicht einen guten Trunk und etwas Fleisch vorsetzen könnte."

Damit holte er, ohne Astolfo's Antwort abzuwarten, eine tüchtige Kanne Wein und einen großen Braten herbei, stellte Beides auf einen Tisch, und fing an, seinem Gaste mit gutem Beispiel voranzugehen.

„Auf gute Bekanntschaft, junger Mann!" sprach der Einsiedler, setzte die Kanne an den Mund, und reichte sie hierauf Astolfo, dessen Mißtrauen nach und nach zu schwinden begann.

„Nun wohlan," erwiederte der junge Spanier, ich will euch vertrauen; wer aus einem Becher mit mir trinkt, der wird mich nicht verrathen. — Ein gewisser Nicolo läßt den alten Lorenzo grüßen, und ihn bitten, mir so lange Schutz zu gewäh-

ren, bis meine Verhältnisse sich günstiger gestaltet haben.“

„Nicolo,“ wiederholte der Alte im Tone des höchsten Erstaunens und der schmerzlichsten Erinnerungen; — „seyd mir willkommen, wie ihr auch heißen möget; betrachtet diese Hütte als euer Eigenthum, der alte Lorenzo wird sich bestreben, euch den Aufenthalt hier so angenehm als möglich zu machen.“

„Wer ist dieser Nicolo?“ fuhr Astolfo fort, dem die Erschütterung seines Wirthes bei dem Namen des Räubers nicht entgangen war.

„Ihr kennt ihn nicht?“

„Er hat mir das Leben gerettet, und versprochen, noch ungleich mehr für mich zu thun; darf ich seinen Worten glauben?“

„Wenn er euch den Mond zu stehlen versprochen hat, so hält er's auch,“ versetzte der Eremit, „darauf könnt ihr euch verlassen. — Doch wollt ihr mich nicht mit dem Stande und Namen meines Gastes bekannt machen, ich kann dann vielleicht Nicolo's Versprechen bekräftigen.“

Nach einigem Bedenken erwiederte der junge Pilger: „Ich heiße Astolfo di Montilla.“

„Montilla,“ schrie der heilige Bonifacius, „der Sohn des Grafen di Montilla, der in dem Kerker zu Madrid schmachtet?“

„So wären also meine ängstlichen Besorgnisse gegründet,“ sprach Astolfo, „die Unschuld meines Vaters ist noch nicht am Tage, Tugend und Biedersinn sind noch mit Füßen getreten, und das ehrwürdige Haupt eines wackern Mannes gebleicht vom Kummer über den Undank seiner Mitbürger!“

Der Einsiedler hatte sein Gesicht mit beiden Händen verhüllt, und sich schmerzlich von dem jungen Grafen abgewendet. Endlich holte er tief Athem, trat zu Astolfo, und sprach mit feierlicher Stimme:

„Jüngling, wenn Nicolo dich hierher gesendet hat, so ist dein Vater gerettet."

„Wär's möglich," versetzte Astolfo, „mein Vater gerettet? Doch sprecht, wie käme er mit jenem Räuber in Verbindung?"

„Frage nicht, sondern glaube: die Geheimnisse und Schicksale der Staaten liegen oft in den Händen eines Bettlers."

„Lorenzo, Lorenzo!" rief eine Stimme von außen, indem zugleich an der Thüre der Hütte stark gepocht wurde.

„Bleibt hier verborgen," flüsterte der Alte dem Grafen di Montilla zu, „noch seyd ihr nicht vor jeder Gefahr sicher."

Damit eilte er hastig aus dem Versteck, und schritt nach der Hüttenthüre, um sie dem ungestümen Pocher zu öffnen.

„Nicolo!" rief er, als er des Besuches ansichtig ward, „du so spät — und nicht allein?" setzte er gedehnt hinzu.

Hoch glühten die Wangen des Räubers, feurig blitzten seine Augen. „Du hast Besuch," sprach er jetzt, „geschwind bringe uns zu ihm."

Der Einsiedler führte die neuen Gäste in seinen versteckten Aufenthalt, wo Astolfo sogleich dem Begleiter Nicolo's entgegeneilte, und ihn voll Freude an sein Herz drückte.

„O mein Gatte," rief Lisarda, denn sie

war es, die des Räubers Muth aus den Händen seiner Gefährten befreit, und glücklich mit ihrem Astolfo vereinigt hatte.

„Du hast redlich Wort gehalten,“ sprach der Graf zu dem Räuber, „aber ach, ich vermag jetzt nicht, nach Wunsch und Pflicht dich zu belohnen. Noch hält dunkle Nacht den Glanz meiner Familie umfangen; arm an Schätzen, kann ich in diesem Augenblicke dir nur innig danken.“

„Ihr wollt“ unterbrach ihn der Räuber, „mich belohnen — dafür, daß ich euch —; doch ich besinne mich; ihr wißt ja nicht, könnt nicht wissen, wie unglücklich ich euch gemacht habe“ —

„Du?“ sprach Astolfo mit Verwunderung.

„Ja ich!“ rief Nicolo, zu seinen Füßen stürzend. „Hört in wenigen Worten mein Verbrechen, das so nahe mit euerem Unglück verwandt ist. Vom Durst nach Golde geblendet, ließ ich mich von einem persönlichen Feinde eueres Vaters bereden, diesen stürzen zu helfen. Mehrere Jahre sammelte ich falsche Beweise, und erkaufte unter der Hefe des Volkes Zeugen gegen den unschuldigen Grafen di Montilla, der kein anderes Unrecht begangen hatte, als der verdienstvolle, würdige Liebling seines Königs zu seyn. Endlich trat jener Feind mit den unächten Papieren auf, klagte laut eueren Vater als Staatsverräther an, und brachte Schmach und Schande über die unglückliche Familie Montilla.“

„Gott im Himmel!“ sprachen Astolfo und Lisarda.

„Mit einem fürchterlichen Eide,“ fuhr der Räuber fort, „mußte ich dem Bösewichte gelo-

ben, seine Niederträchtigkeit nie zu entdecken; doch der Tod, der mächtige Befreier aus allen Banden, löste auch meinen Schwur. — Hier sind die Beweise von der Unschuld eures Vaters, eilt damit nach Madrid; meiner Gegenwart bedarf es dort wohl nicht, denn diese Papiere enthalten die bündigste und vollständigste Rechtfertigung.“

Bei diesen Worten zog er ein Paket Schriften aus dem Busen, und gab es dem jungen Grafen di Montilla, der dem Ehrenräuber seiner Familie in dem Augenblicke nicht zürnen konnte, in welchem er sein gestohlenes Gut wieder reuig herausgab. Lorenzo trat jetzt der Gruppe ebenfalls näher, und erflehte Verzeihung von Astolfo, denn auch er habe Nicolo's Frevel ausführen helfen. Der Graf di Montilla vergaß die erlittenen Beleidigungen, und seine daraus entstandenen Drangsale; er reichte beiden Männern die Hand, verzieh ihnen, und bat sie nur, ihm Mittel zu verschaffen, zur Befreiung seines Vaters nach Madrid eilen zu können.

Lorenzo erbot sich, in wenigen Minuten einen Wagen herbeizubringen; Nicolo drang dem Grafen eine volle Börse auf, damit nichts ihn hindere, seine Reise so schnell als möglich zu vollenden; allein dieser nahm blos einen Theil ihres Inhalts, und auch diesen nur unter der Bedingung, daß Nicolo das Geld wieder zurücknehmen müsse.

„Vielleicht, Herr Graf,“ erwiederte der Räuber, „vielleicht auch nicht. Lebt indessen wohl, und bittet euern Vater, mir zu verzeihen!“

Der Eremit trat wieder ein, und meldete, daß ein bequemer Reisewagen vor der Thüre bereit

stehe, Astolfo und seine Gattinn nach Madrid zu bringen. Dankend verließen Beide die Hütte des heiligen Bonifacius, der ihnen die herzlichsten Glückwünsche mit auf den Weg gab. Lisarda's Herz trieb sie nach Saragossa, um ihrem Vater mit dem Sohne seines Freundes auch die Nachricht von dessen Unschuld zu überbringen.

Don Fugaçe, durch das Wiederfinden seiner lange beweinten, verloren geglaubten Tochter beseeligt, vergaß ihre Flucht aus dem älterlichen Hause, und begleitete seine Kinder nach Madrid, um den schuldlosen Gefährten seiner Jugend aus schmachvollem Kerker zu befreien, ihn an die treue Freundesbrust zu drücken, und vereint mit ihm dem Ewigen zu danken, der die Unschuld oft so wunderbar errettet!

Marina Mniszech.

Historische Erzählung.

Aus dem Russischen frei bearbeitet

nach

Thaddäus Bulgarin.

Es war im Jahre 1587, als der schwedische Prinz Sigismund, der letzte Zweig der Jagellonen, zum Könige von Polen erwählt ward. Seine Thronbesteigung war mit Strömen von Blut bezeichnet, welche während seiner fünfundvierzigjährigen Regierung fast ununterbrochen flossen. Die Verschwörung der Pane, geleitet von Sebrzidowski, Radziwill, Sborowski, die Empörung der Kasaken hatten alle Gräuel und Schrecken eines verheerenden Bürgerkrieges über das unglückliche Polen verbreitet; so wie die Kriege gegen die Türken wegen der Besitznahme der Moldau und Wallachei, die Erbitterung Schwedens wegen der Thronfolge, die Kräfte des Königreichs erschöpft; dessen ungeachtet wollte König Sigismund, angespornt von einem falschen Ehrgeize, und von seiner Vorliebe für die katholische Religion, welche er immer weiter zu verbreiten wünschte, auch noch Rußland angreifen, um die verlorenen Provinzen wieder zu erobern, und den vermeinten Demetrius auf den Thron zu heben. So war denn nach allen jenen blutigen Tagen, welche so schwer auf der leidenden Nation ruhten, auch das Jahr 1605 herangenaht, in welchem der Usurpator, von den Jesuiten gehalten und unterstützt, in Polen umherzuziehen,

und sich Anhänger zu sammeln wußte, die leichtgläubig und gewinnsüchtig genug waren, ihn für den Erben des Czaarenthrones zu erkennen. Es gelang ihm, nach einer Audienz bei dem Könige, nachdrücklich empfohlen von dem päpstlichen Nuntius Rangoni, dem er versprochen hatte, Rußland zur Annahme des katholischen Glaubens zu bewegen; dessen Gunst zu gewinnen, welche sich so weit erstreckte, daß er ihm einen Jahrgehalt aussetzte, und den polnischen Panen dessen Pläne zu unterstützen, und für ihn in ihren Ländereien Truppen zu sammeln, gestattete. Bei Allem diesem war Sigismund schlau genug, nicht öffentlich mit Rußland zu brechen; vielmehr suchte er, diesen Ereignissen den Anschein einer Privatsache zu geben, die mit den Angelegenheiten der Republik nichts gemein habe.

Auf dem russischen Thron saß damals Boris Godunow, welcher mit einer großen Freigebigkeit den löblichen Willen verband, immer mehr Aufklärung und europäische Bildung in Rußland zu verbreiten. Es gelang ihm auch während seiner kurzen Regierung, manches Gute in seinem Reiche zu stiften; da er aber die Krone nur durch Verbrechen errungen hatte, so konnte er nicht mit derjenigen Umsicht und Ruhe herrschen, welche stets das ausschließliche Eigenthum eines schuldlosen Gewissens sind. Die giftige Wurzel des Mißtrauens hatte sich in seiner Brust fest gerankt; die Furcht, den kaum gewonnenen Scepter wieder zu verlieren, quälte ihn unaufhörlich, und so umlagerten den glanzvollen Thron, statt lichter Genien, die finstern Geister der Tiefe. Seinen immer unheim-

lichen Regungen folgend, umgab er sich mit Menschen ohne Charakter, und ohne reine, feste Willenskraft; die Bessern, die der Gerechtigkeit huldigten, wurden entfernt, weil sie ihm nicht treu genug schienen, und so mußte, ob er gleich die öffentlichen Hinrichtungen scheute, dennoch in der Stille manches edle Leben als ein Opfer seiner unbegränzten Herrschsucht fallen. Des Volkes Sittlichkeit, der Tugend heiliges Wirken ward von neuem dadurch in den Staub getreten, denn nie bedeckt ewige Nacht des Verbrechers grauenvolle Pfade, und was in der Finsterniß reift, bringt endlich doch das Licht der Wahrheit zum Leben. Rache und Habsucht boten sich wechselsweise die Hand, das friedliche Leben des still schaffenden Bürgers wurde gestört, die heiligsten Bande zerrissen, alle bürgerlichen Verhältnisse aufgelöst, Liebe und Freundschaft, diese Himmelsblumen, im zarten Keime erstickt. Der Himmel selbst schien zürnend auf das wilde Treiben dieser Erdenkinder hernieder zu blicken, denn zu allem jenem, herzzerreißenden Jammer gesellte sich auch noch Hungersnoth. Die Verwirrung ward allgemein, und Godunow als der Urheber aller jener, schaudererregenden Begebenheiten genannt und beschuldigt.

Bei diesem entsetzlichen Zustande des russischen Reichs konnte es dem Usurpator nicht schwer fallen, Volk und Bojaren für sich zu stimmen, und er säumte daher auch nicht, diesen günstigen Zeitpunkt zu benützen. Mit den in Polen gesammelten Truppen, gegen 10 — 15,000 Mann, ging er unweit Kiew über den Dniepr, in der Richtung nach Moskwa. Die überall verbreitete Fabel von

der wunderbaren Erhaltung des Czaarewitsch Demetrij Joannowitsch verfehlte ihren Zweck nicht; das Volk, das sich immer durch treue Anhänglichkeit an seine angeborenen Fürsten ausgezeichnet hatte, strömte dem falschen Demetrius entgegen. Godunow's Heere kämpften schwach, der Muth entwich, Bojaren und Adel umringten schmeichelnd den neuen Herrscher, und bald bestieg er den mit Blut befleckten Thron, welchen Boris Godunow durch einen Selbstmord frei gemacht hatte, und den sein Sohn Feodor, damals noch im zarten Jugendalter, bei so sturmbewegten Zeiten nicht behaupten konnte.

Ehe der Usurpator Polen verlassen, hatte er seine schlauen Blicke auf ein angesehenes Haus jenes Landes gerichtet, um durch eine Vereinigung mit demselben den errungenen Thron zu schützen, oder im unglücklichen Falle daselbst einen sichern Zufluchtsort zu finden. Das Oberhaupt jenes Hauses war Jurij Mniszech, welcher an Ansehen wie an Reichthümern allen polnischen Magnaten gleich stand, mit den angesehensten Familien verwandt war, und der besondern Gnade des Königs genoß. In diese Familie, in deren stolzem und ehrgeizigen Schooße harmlos und glücklich eine noch kaum aufgeblühte Rose ruhte, beschloß der Usurpator zu treten.

Marina Mniszech war eine der lieblichsten Jungfrauen ihrer Zeit, von der Natur mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Körpers und Geistes reich ausgestattet. Obgleich bis jetzt in stiller Zurückgezogenheit auf dem Schlosse zu Sambor lebend, war dennoch der Ruf von ihrer außeror-

dentlichen Schönheit und reichen Mitgift bis in die entferntesten Gegenden gedrungen. Von allen Seiten strömten die schönsten und tapfersten Jünglinge des polnischen Adels zu den Füßen des holden Mädchens, Liebe bietend, und Liebe fordernd. Aber vergebens war die Hoffnung so manches sehnsüchtigen Herzens. Des Vaters gränzenloser Stolz und Ehrgeiz, die Huldigungen, welche man in so reichlichem Maße ihrer Schönheit brachte, hatten auch in ihrer sonst so reinen Seele den Funken unzarter Gefühle entzündet. Frühe durch den Tod einer edeln Mutter beraubt, welche sie gewiß sanft auf den rechten Pfad würde geleitet haben, stand sie, unbeschützt von liebenden Armen, jetzt nur sich selbst überlassen, auf den unsichtbaren Dornen einer mit Rosen umblühten Welt. Noch waren nicht ganz achtzehn Jahre ihres Lebens verflossen, als der Usurpator zum ersten Male in Sambor erschien. Das Aeußere dieses Mannes war nicht geeignet, einem Mädchen wie Marina Liebe und Vertrauen einzuflößen. Die bleichen, ausdruckslosen Züge seines Gesichts trugen das Gepräge seiner niedern Abkunft, mehr aber noch des unbedeutenden Werthes seines Innern; aus seinen kleinen, scharfgeschlitzten Augen, von starken, rothhaarigen Braunen umschattet, sprachen unheimliche Leidenschaften, Tücke und Bosheit; seine Sitten waren nicht fein, sein Umgang weder gewandt noch einnehmend, und sein immerwährendes, düsteres Brüten über die Pläne der Zukunft drückte seinem ganzen Wesen den Stempel jener lauernden Spionirsucht auf, die jeden Unbefangenen auf das widerlichste berühren mußte. Bei allem diesem aber

war Marina nicht abgeneigt, seine Bewerbungen um ihre Hand günstig aufzunehmen; sie gab sogar ihre Einwilligung zu einer Vermählung, jedoch nur unter der Bedingung, daß er den Czaarenthron erringen müsse, wozu Mniszech ihm alle nur mögliche Unterstützung versprach.

Während nun alle jene Begebenheiten zu Moskwa und Sambor sich zugetragen hatten, lebte Rozinski, ein nur wenig begüterter, aber braver, polnischer Edelmann, mit seiner Familie in ländlicher Stille. Sein Herz trauerte tief über das leidende Vaterland, für dessen Rettung er so gern den oft versuchten Arm noch einmal freudig würde erhoben haben; aber das herannahende Alter hielt ihn in den friedlichen Räumen seines Hauses fest, und gestattete ihm nicht mehr, wie sonst, sich mit neuen Lorbeern zu kränzen. Diese kleine Familie, welche außer dem Hausherrn und dessen Gattinn, noch in einem herrlich aufgewachsenen Sohne und zwei blühenden Töchtern bestand, saß eben beim einfachen Abendmahle, als ein in der Nähe wohnender Gutsbesitzer ihre Einsamkeit unterbrach.

„Guten Abend, lieber Kawalski," rief der Herr von Rozinski dem Eintretenden entgegen: „Es freut mich, daß ihr so gute Nachbarschaft haltet; die Abende werden ohnedieß schon lang, man kann nicht oft mehr hinaus in Gottes freie Natur, die zum Winterschlafe sich vorzubereiten beginnt; da ist's gut seyn im stillen Zimmer, beim Glase Wein, in Freundes Nähe. Nun," fuhr der gesprächige Alte fort, „wißt ihr nichts Neues? ihr kommt ja überall hin!" — „Neues wohl, aber leider nicht viel

Gutes," erwiederte Kawalski. „So eben komme ich vom Schlosse Sambor. Da ist euch ein Leben, alter Freund, ich sag' euch, ein Leben, wie ich lange nicht gesehen; aber ich fürchte, setzte er im weissagenden Tone hinzu, „ich fürchte, der listige Mniszech wird sich dießmal verrechnet haben, denn das Leben wird seinen ehrgeizigen Plänen den Tod bringen, und die giftigen Pfeile der Leidenschaften Marina's jetzt noch schuldloses Herz treffen, und verderben; auch soll" — „Um Gotteswillen," fiel hier Jwan Rozinski, der Sohn, dem Sprechenden in die Rede, „um Gotteswillen sagt, ich beschwör' euch, was ist's mit Marina, was bedroht ihre Tugend mit so schrecklicher Gefahr?" Verwundert blickten hier Alle den Jüngling an, welcher jene Worte mit tief ergriffenem Gefühl gesprochen, und dessen Angesicht jetzt eine todtenähnliche Blässe zu bedecken begann.

„Du scheinst einen sehr innigen Antheil an dem Geschicke Marina's zu nehmen," sagte endlich Herr von Rozinski, nach einer langen, peinlichen Pause sich gegen Jwan wendend. „Wohl nicht mehr, mein Vater, als ich eigentlich nehmen soll," entgegnete jener, nicht ohne fortwährende, sichtbare Verlegenheit, „denn Marina war mir als die Gespielinn meiner Kindheit stets theuer. Doch verzeiht," fuhr er fort, indem er seinen Sitz verließ, und sich dem Herrn von Kawalski näherte, „verzeiht den Aufwallungen eines jugendlichen Gemüths, und laßt euch an der Fortsetzung euerer Erzählung nicht hindern." — „Ich habe dieser," erwiederte Kawalski, „nur wenig beizufügen, denn das Gerücht wird euch gewiß schon verkündet haben, daß Marina mit dem Usurpator, welcher den

Czaarenthron bestiegen hat, vermählt werden, und dieser bereits vor seinem Abgange nach Rußland des Vaters und der Tochter Jawort erhalten haben soll; daher das rege Leben auf Sambor; das Uebrige könnt ihr euch leicht selbst erklären, und auch wohl von mir, der ich euch herzlich zugethan bin, überzeugt seyn, daß es mir weh thut, euch Kummer verursacht zu haben."

„Iwan ist ein Mann," entgegnete Herr von Rozinski etwas empfindlich, „er wird, wenn er durch jenes Ereigniß den Schmerz sollte kennen lernen, ihn gewiß auch groß und stark zu tragen wissen." Der Jüngling sprach nur durch ausdrucksvolle Blicke, und Herr von Kawalski wünschte bald darauf gute Nacht, da er zu bemerken glaubte, daß Alle durch Iwans seltsames Betragen verstimmt schienen.

Die Nacht hatte mit ihrem dunkeln Schleier die schlummernden Bewohner der Erde umhüllt. Ein schneidender Wind pfiff durch die, ihres Schmuckes fast schon beraubten Wälder, und nur sparsam schimmerte des Mondes bleiches Licht durch trübe Wolken; still und ruhig war Alles in der großen, weiten Schöpfung; nur von Zeit zu Zeit vernahm man aus der Ferne das wilde Geheul raubgieriger Wölfe.

Da zog ein Reiter, in einen langen, grauen Mantel gehüllt, mit hastiger Eile durch die einsame Nacht, bald mit Härte sein edles Roß antreibend, bald mit schmeichelnder Stimme den

schlanken Hals des Thieres kosend. — „Die Schrecken der Natur hat nur derjenige zu fürchten, in dessen Busen kein reines Herz mehr schlägt; das meinige kennt nur eine Furcht, die Furcht, Marina zu verlieren, ohne deren Besitz das Leben jeden Reiz für mich verloren hat.“ So sprach der Reiter zu sich selbst, als er rings um sich die grauenvolle Stille gewahrte, welche selbst den Muthvollsten zu erschüttern im Stande gewesen wäre. Daß es kein Andrer war, als Iwan Rozinski, welcher, Alles vergessend, und nur dem mächtigen Gefühle der Liebe folgend, in nächtlicher Stille die väterliche Wohnung verlassen hatte, werden die Leser wohl schon errathen haben. Eine ihm selbst unerklärbare Angst hatte sich seiner bemächtigt, als Herr von Kawalski das Vaterhaus verlassen, und er sein stilles Schlafgemach betreten hatte. Sein sonst so starker Geist fühlte sich vom tiefsten Schmerz umfangen; er sehnte sich nach Ruhe, und warf sich auf sein Lager. Aber umsonst, die holden Friedensengel wollten dem Armen nicht nahen. Wilde Träume rissen ihn aus leichtem Schlummer wieder auf, Marina's Bild, bleich und entstellt, das entfesselte Haar in üppigen Locken über den glänzenden Nacken herabwallend, in den schönen Zügen den Ausdruck gräßlicher Verzweiflung, mischte sich in die verworrenen Gebilde seiner erhitzten Phantasie. „O! mein Gott, sie ist verloren,“ rief er plötzlich aus, und sprang auf von dem Lager, das zu spitzigen Dolchen unter ihm zu werden schien. Maria, die ältere Schwester Iwan's, welche im Nebenzimmer schlief, und der es, von banger Ahnung wach gehalten, nicht glücken wollte,

die schönen Augen zu schließen, hatte seinen schmerzlichen Ausruf vernommen, und war gleich darauf voll zarter Besorgniß in Iwans Gemach getreten. „Was ist dir denn, lieber Bruder," fragte sie mit dem weichsten Tone, dich quälen böse Träume, wie ich eben gehört?" — „Ach nein, liebe Maria," antwortete Iwan, „du darfst deßhalb unbesorgt seyn, mir ist nicht recht wohl, das ist Alles," setzte er, sie beruhigend hinzu. — „Ja das ist's eben, was mich ängstigt," fuhr Maria fort, „du bist krank, Iwan, recht krank, wohl nicht am Körper, aber an der Seele; o bitte, guter Iwan, öffne der Schwester das Herz, Mittheilung erleichtert ja jeden Kummer." — „Du hast Recht, Maria," entgegnete der Bruder, „so höre in wenig Worten mein ganzes Leid, so wie mein Geheimniß, ich liebe Marina Mniszech." — „So hat mich meine Ahnung nicht betrogen," rief Marie aus, „armer Iwan, wie beklage ich dich, denn glaube mir, dieses stolze Mädchen trägt kein Herz voll Liebe in der Brust." — „Und doch — doch Maria," meinte Iwan, die Geliebte entschuldigend, „des Vaters Ehrgeiz nur vermag diesen Himmelsstrahl in ihrem tugendhaften Gemüth zu erlöschen." Nachdem er nun der Schwester noch sein ganzes Herz erschlossen, und ihr mitgetheilt hatte, wie er hoffen zu dürfen glaube, daß Marina ihm nicht abgeneigt sey, wie sie ihn oft sogar augenscheinlich allen Andern vorgezogen habe u. s. w., war die Mitternachtsstunde herbeigekommen, und mit ihren Glockenschlägen Maria wieder im Begriff, nach ihrem Schlafgemach zurückzukehren. „Doch noch um Eins, liebe Maria," rief Iwan der Jungfrau nach, „muß ich

dich bitten; ich werde morgen sehr früh ausreiten, um an der Jagdpartie des Grafen Prokofski Antheil zu nehmen, von deren Einladung der Vater ohnedieß schon unterrichtet ist; also sage du in meinem Namen den Aeltern einen guten Morgen, und bewahre des Bruders Geheimniß!"

Das Herz war unserem Iwan nun wohl durch jene trauliche Eröffnung gegen die geliebte Schwester etwas leichter geworden, aber tausend Pläne durchkreuzten seinen Kopf, und ließen ihn in ihrem bunten Gewirre weder Schlaf noch Ruhe finden. Da trat er an's Fenster, und starrte sinnend hinaus in die schweigende Nacht. „Ja," rief er endlich aus, „ich will, ich muß zu ihr, muß sie sehen und sprechen, ihr meine heiße Liebe gestehen, und ihr den Abgrund zeigen, an welchen des Vaters Stolz und Ehrsucht sie geführt; sie wird nicht unerbittlich bleiben." Mit solchen und ähnlichen Gedanken suchte er sich selbst zu täuschen, und gleich darauf, wie wir gesehen, nichts beachtend, seinen Entschluß auszuführen; denn kaum hatte er Mariens Schlummer und die Ruhe der übrigen Bewohner des Hauses ausgespäht, als er seinem treuen Diener rief, ihm zwei Pferde zu satteln befahl, und nun in dessen Begleitung den Weg nach Sambor einschlug, wohin ihn des Herzens ahnungsvolle Stimme rief.

Marina Mniszech war, als sich das Gerücht von der Bewerbung des Czaars um ihre Hand immer weiter verbreitet hatte, in einen Strudel von

Zerstreuungen und Vergnügungen hineingezogen worden, welche der Vater listig genug zu veranstalten wußte, um sie zu keinem ruhigen Augenblick bedachtsamer Ueberlegung gelangen zu lassen. Aber selbst mitten in dem schimmernden Glanze eitler Erdengröße wollte es der Jungfrau doch oft bedünken, als wohne das wahre Glück nicht allein in der schnell vorübergehenden Freude. Auch heute, wo man ihr zu Ehren abermals ein prächtiges Fest gegeben hatte, war ihr Herz in dem tosenden Gewühle unbefriedigt geblieben; Gefühle, welchen sie keine rechte Deutung zu geben wußte, regten in ihrem Innern eine nie empfundene Sehnsucht auf, und führten sie leise und unbemerkt an die heilige Schwelle einer neuen Welt voll goldener Träume. Doch, da schien es ihr auf einmal, als tauche mitten aus jenen Träumen eine holde, ihr nicht unbekannte Jünglingsgestalt empor, die Züge des männlich schönen Antlitzes wehmuthsvollen Schmerz und inniges Verlangen in gleichem Grade verkündend. Der Schlüssel zu dem jungfräulichen Geheimnisse war gefunden, das dunkle Räthsel ihrer Brust gelöst; aus den schönen Augen stürzten helle Thränen auf den keuschen Busen nieder. Nicht ohne innern Groll und Aerger hatte Mniszech der Tochter stillen Ernst, so wie ihre gränzenlose Zerstreuung bei allen ihr dargebrachten Huldigungen bemerkt. — „Du scheinst vergessen zu haben, daß du bestimmt bist, eine Czaarenkrone zu tragen,“ raunte er ihr endlich leise, aber zürnend in's Ohr, da Alles auf ihr verändertes Betragen aufmerksam zu werden schien. *Marina* schrack sichtbar zusammen. „O mein Gott!“ sagte

sie zu sich selbst, „wie arm ist das Leben ohne Liebe!“ Bei aller Mühe, die sie sich gab, wollte es ihr heute nicht gelingen, sich in die frühere, unbefangene Stimmung zu versetzen, und so blieb ihr denn nichts Besseres zu thun übrig, als sich so bald wie möglich von dem Feste zurückzuziehen, und die Einsamkeit zu suchen, diese theilnehmende Gefährtinn jedes Leidenden.

Die blassen Strahlen der Octobersonne rötheten schon längst die grünseidenen Vorhänge in Marina's Schlafgemach, aber immer noch fanden die freundlichen Boten des jungen Tages das Mädchen schlummerlos auf dem weichen Lager, den süßen Träumereien ihrer geschäftigen Seele nachhängend. Mehr als einmal hatte sich im leisen Seufzerhauche ein uns allen nicht fremder Name den schönen Lippen entwunden, denn nur Iwans Bild war es gewesen, welches in der vergangenen Nacht in den klaren Fluten froher Erinnerungen sich gespiegelt. Nie zwar hatte sie den Gefährten ihrer glücklichen Kindheit vergessen, aber das glänzende Loos, welches sie erwartete, und die Schmeicheleien, mit denen der eigene Vater sie zu überschütten sich nicht scheute, um immer stärker die erwachte Glut des Ehrgeizes anzufachen, hatten doch endlich nach und nach des Jünglings Andenken in den Schatten gestellt; jetzt erst, wo ihr tiefstes Innere ihr eine ganz andere Bedeutung des Lebens enthüllte, als sie im Schimmer irdischer Pracht gefunden, war auch Iwans Bild wieder lebhaft in ihr Herz zurückgekehrt. Mit erhöhter Theilnahme und Rührung verweilte ihr Geist besonders bei einer ihr unvergeßlichen Begebenheit ihrer Jugendjahre; es

war der Abend, an welchem man die irdischen Ueberreste ihrer verewigten Mutter in die für sie erbaute Begräbnißcapelle beizusetzen im Begriff gewesen. Der Leichnam der Verstorbenen stand auf einem prächtigen Trauergerüste, in einem, mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen Saale, von flammenden Kerzen umgeben; da nahte sich die damals neunjährige Marina mit ihrem Gespielen Iwan noch einmal der entschlafenen Mutter, ihr das letzte Lebewohl zu sagen.

„Wie die Mutter so sanft schläft,“ sagte Marina nach einer Weile zu dem Knaben, „ich möchte auch so schlafen.“ — „Wenn du so schliefest, Marina,“ erwiederte ihr jener gerührt, „dann möchte ich auch nicht mehr erwachen, denn das Leben ohne dich wäre doch gar zu traurig.“ — „Ach! man vergißt ja immer gleich Alles wieder,“ fuhr Marina fort, „und“ — „meinst du?“ fiel ihr Iwan in's Wort, „ich vergesse dich gewiß nie, ich vermöchte nicht mehr glücklich zu seyn, könnte ich dich nicht mehr sehen, und mit dir spielen. Gib mir ein Andenken,“ bat jetzt Iwan die Kleine, „bin ich einmal groß, dann will ich dir es zeigen, und wenn du mich vergessen hast, so wirst du mir vielleicht dann wieder gut.“ — „Gern, lieber Iwan,“ erwiederte Marina, indem sie eilig eine Blume von dem Sarge nahm, womit ihre kindliche Liebe denselben bekränzt, „hier hast du ein Andenken.“ Es war zufällig eine Aster. „Das ist keine Freudenblume,“ sagte Iwan traurig, „die bringt mir kein Glück! — doch will ich sie behalten, weil du selbst sie gewählt.“ Die Erinnerung an alles dieses bewegte nun ihr Wesen mit stiller Wehmuth.

„Ich habe ihn lange nicht gesehen,“ sprach sie nach einiger Zeit zu sich selbst; „ob er wohl jetzt noch so denken mag als damals? O gewiß, flüsterte eine leise Stimme ihr zu, „sein Herz blieb unverändert.“ Zum ersten Male stellte sie nun Vergleiche zwischen ihm und dem ihr bestimmten Gemahl an, wobei natürlich Iwans vollendete, männliche Schönheit siegend hervorstrahlte. „Ach,“ rief sie schmerzlich aus, „wäre Iwan Czaar von Rußland, welch' glückliches Leben erwartete mich dann an seiner Seite!“

„Nun, ich glaube gar,“ unterbrach plötzlich eine rauhe Männerstimme die Einsame in ihrem Selbstgespräch, „ich glaube gar, du träumst noch am lichten Morgen?“ — Es war der Magnat, welcher unbemerkt in's Zimmer getreten, und die letzten Worte gehört hatte. „Ich komme,“ fuhr er fort, „dir ernstliche Vorwürfe über dein gestriges Betragen zu machen. Die künftige Gemahlinn von Rußlands Beherrscher darf in ihrem Herzen nur zwei Gefühlen Raum geben, dem Ehrgeize und der Politik; alle andere müssen schweigen.“ „So dürfen denn die Fürsten nicht menschlich fühlen,“ entgegnete die Jungfrau voll edeln Unwillens, „o wie unglücklich ist dann derjenige, den eine Krone ziert, wie reich dagegen der Arme in stiller Hütte!“ — „Ich hoffe,“ fuhr der Magnat fort, „du wirst anders denken, hat nur erst einige Zeit der Purpur dich bekleidet. Du müßtest ja,“ fügte er mit einem widrigen, selbstgefälligen Lächeln hinzu, „nicht Mniszechs Tochter seyn.“

Nachdem der Magnat Marina wieder verlassen,

kleidete sich dieselbe nur flüchtig an, und begab sich in den Schloßpark, um unter dem schön gefärbten Herbsthimmel sich das volle Herz etwas leichter zu ergehen, und zugleich eine heilige Pflicht zu erfüllen, denn heute war der Sterbetag ihrer Mutter, an welchem sie nie unterließ, das theure Grab zu besuchen. Die Capelle lag mitten im Parke, tief versteckt in den Schatten melancholischer Trauerweiden und Weihmuthskiefern; dieser nahte sich nun eben Marina mit langsamen Schritten, als sie plötzlich ein Geräusch hinter sich vernahm, und — wer sollte nicht ihre frohe Ueberraschung theilen — ihre feuchten Blicke auf Iwans bleiches Angesicht fielen. „Mein Gott,“ rief die Jungfrau, nicht ohne bemerkbare, doch von innerer Freude gemilderte Verlegenheit aus, „Herr von Rozinski, wie kommt ihr nach Sambor, was hat euch so bald dem weichen Lager entrissen?“ — Eine glühende Röthe überflog bei diesen Worten Iwans Wangen, und indem er sich Marina näherte, und ihre Hand an seine brennenden Lippen drückte, sagte er im schmerzlichsten Tone: „Marina, die Blume ist wohl verwelkt, aber meine treue Liebe blüht ewig fort!“ — „Ach,“ antwortete diese voll Wehmuth, „so hat der Jüngling doch gehalten, was der Knabe einst versprochen; ich wähnte längst von euch mich vergessen, denn schon recht lange,“ setzte sie als leisen Vorwurf hinzu, „habe ich nichts von euch gehört.“ — „Wie hätte ich,“ sprach Iwan, „wohl wagen dürfen, mich der Czaarenbraut zu nahen, die nur mit ihrem künftigen Glücke beschäftigt schien!“ Marina wollte antworten, doch es schien auf einmal beiden, als ließen

sich Schritte aus der Ferne vernehmen. „Kommt Iwan," sagte sie, als Alles wieder still geworden war, „kommt mit mir in die Capelle, man könnte uns hier überraschen, dort, unter dem Schutze der frommen Todten, sind wir sicher." Tiefes, heiliges Schweigen umfing die Liebenden in des Todes stillem Reiche, und durchbebte ihre Seelen mit ahnendem Schauer. „Hier sind wir allein," hub Marina, Iwans letzte Worte übergehend, nach einer feierlichen Pause an, „Niemand hört uns hier, als der Geist meiner Mutter; jetzt Iwan, redet frei zu mir, und sagt, was euch so schnell nach Sambor geführt!" — „Nichts," antwortete der Jüngling, „nichts in der Welt, als die ängstliche Sorge um euer zeitliches und ewiges Glück. O Marina," fuhr er in leidenschaftlichem Tone fort, „ihr steht an einem finstern Abgrunde, dessen unheilbringende Bewohner ihre Riesenarme nach euch ausstrecken, euch hinabzuziehen in die bodenlose Tiefe. Der eigene Vater führt euch mit schnellen Schritten dem Verderben entgegen; kein Mensch wagt es, euch die Wahrheit zu sagen, von allen Lippen strömt das tödtende Gift der Schmeichelei in euer Ohr, ja selbst in euer Herz, und Niemand kommt, euch zu warnen, euch zu retten!" Hier hielt Iwan plötzlich inne, denn die Rosen auf Marina's Wangen waren während jener Worte zu Lilien erblaßt, der holdstrahlende Blick ermattet. „Ihr seyd bewegt," tönte es nun weicher aus seinem Munde, „ihr fühlt der Liebe Alles besiegende Gewalt, und die Weihe eines höheren Daseyns in diesem großen Momente. — Laßt mich Marina," fuhr er immer milder fort, indem

er sanft seinen Arm um die Geliebte legte, „laßt mich euer Retter seyn; werft sie hin, diese lockende Krone, mit all' ihrem täuschenden Glanze, und wählt an meiner treuen Brust das stille Glück reiner Liebe!“ Marina's Herz war ergriffen. Des Jugendfreundes glühende Liebe, das Feuer seiner Beredsamkeit hatte auch sie zur süßen Vergessenheit hingerissen, und ihren Lippen den Schwur ewiger Treue entlockt; still weinend sank sie in seine Arme.

„Nun, dir muß es dießmal bei dem lauten Jagdtöse recht gefallen haben,“ sagte am andern Morgen Herr von Rozinski zu dem in's Zimmer tretenden Sohne. „Wider Erwarten, mein Vater,“ versetzte Iwan. „Höre,“ fuhr der Erstere fort, indem er seine Blicke fest auf den Erröthenden heftete, „höre Iwan, du bist nicht aufrichtig gegen mich; womit hab' ich das Vertrauen meines Sohnes verscherzt?“ — „O mein Vater, mein gütiger Vater,“ antwortete der Betroffene, und legte die Hand auf das stärker klopfende Herz. „Meinst du Iwan, mein Inneres sey zu Eis geworden, weil das Alter weiß das Haar mir gebleicht? Nein, in der Brust ist's Frühling geblieben, hat auch der Winter von außen begonnen. Ich kenne,“ setzte er weich hinzu, „des Jünglings Herz, sein Sehnen und sein Hoffen, aber ich kann und darf, so sehr ich es auch wünschte, deine Liebe nicht billigen, denn Marina wird nie das Glück eines Privatmannes machen, nie die Krone gegen den einfachen Myrthenkranz vertauschen, den du ihr zu bieten vermagst.“ — „Sie hat mir Treue geschworen,“ sprach Iwan, und

sein Auge blickte empor zu dem heitern Morgenhimmel, denn auch in seiner Seele ruhte ja ein Himmel unaussprechlicher Seligkeit. Vergebens suchte Herr von Rozinski den Jüngling in dem sich immer weiter entspinnenden Gespräche von seiner leidenschaftlichen Liebe zurückzubringen, und ihn von der Unmöglichkeit einer nähern Verbindung zu überzeugen; er blieb unerschütterlich, und treu dem Gefühle, welches sein ganzes Wesen mit einer frommen Begeisterung durchglüht hatte.

In Krakau war indessen Alles in der größten Bewegung, denn König Sigismund feierte eben seine Vermählung mit der Prinzessinn Constantia von Oesterreich. Viele auswärtige Große, so wie der reiche, polnische Adel verherrlichten durch ihre Gegenwart die bei dieser Gelegenheit veranstalteten Feste; auch die Königinn Anna von Schweden war einer Einladung ihres königlichen Bruders gefolgt. Aber in dieß heitere, regsame Leben, wo nur die Freude waltete, mischte sich noch ein anderer Umstand von ernster Wichtigkeit. Der russische Gesandte, Afanassij Wlaß'jew, war in der Residenz eingetroffen, um im Namen des neuen Beherrschers der Reußen mit dem Könige von Polen eine Allianz zu schließen, so wie auch durch P:ocuration sich mit Marina Muiszech zu vermählen, und die Gemahlinn seines Herrn in ihr neues Vaterland zu geleiten. Dieser Afanassij Wlaß'jew war ein schlauer, gewandter, in Staatsangelegenheiten erfahrener Mann, und von Herzen der Fa-

milie Schuiskij's ergeben, welche schon långst nach dem Besitze der russischen Krone gerungen. In einer öffentlichen Audienz machte er den König mit dem Zwecke seiner Sendung bekannt, suchte aber in's Geheim Unkraut zwischen den Waizen zu såen, und nachtheilige Gerüchte über den Usurpator Demetrius zu verbreiten. Doch weder der König, noch Jurij Mniszech, denen diese Gerüchte zu Ohren gekommen, wollten, wenigstens stellten beide sich so, denselben auch nur den geringsten Glauben beimessen; nur Marina trauerte über die verwelkten Blüthen ihrer süßesten Hoffnungen. Seit jenem Morgen, wo Iwan die Geliebte am Grabe der Mutter überraschte, hatten beide sich nur noch einmal an dieser geweihten Stätte gesprochen, denn falsche Diener hatten das Geheimniß ausgespäht, und dem Magnaten hinterbracht, der die Tochter nicht mehr aus den Augen ließ. Bei der letzten Zusammenkunft hatte Iwan Marina zu überreden gesucht, mit ihm nach Schweden zu fliehen, wo die Königinn Anna, Sigismunds Schwester, eine zartfühlende Frau, welcher Marina Alles vertraut, den Liebenden ihren fürstlichen Schutz verheißen. Sey es aber nun, daß des Vaters listige Ueberredungskunst (der jedoch von dem Plane der Entführung nichts ahnte), oder vielleicht die tieferen Gefühle der Kindestreue und Vaterlandsliebe, oder wohl gar ihr angeborener, nie ganz schlummernder Hang zum Stolze stärker gewesen, als ihre Liebe; genug sie ließ die zur Flucht bestimmte Stunde, als das einzige Rettungsmittel aus ihren Banden, unbenützt vorübergehen, und den sie so heiß liebenden Iwan vergebens auf den Augenblick harren,

wo eine holde Morgenröthe die Nacht seines Lebens erleuchten sollte.

„Möge die Krone nie zu schwer auf diesem schönen Haupte ruhen!“ sagte die Königinn Anna am Vermählungstage *) zu der reizenden Braut, indem sie mit eigenen Händen ihr die bedeutungsvolle Myrthe in die Locken wand. Marina's Glieder durchrieselte ein geheimer Schauer; doch faßte sie sich bald, und erwiederte mit der ihr eigenen Anmuth und Würde: „Ich gehe standhaft meinem Schicksale entgegen; man hat mir die Krone geboten, nicht gesucht habe ich sie.“ Der Königinn schwebte eine Antwort auf den freundlichen Lippen; aber da trat der Gesandte in den festlich geschmückten Saal, sich ehrfurchtsvoll den Frauen nahend. Unwillkührlich weilten Wlaß'jews Blicke auf Marina's holder Gestalt, die im Zauber ihrer Schönheit und Jugendreize einem wahren Engel glich. Sein Herz fühlte sich ergriffen. „Möchtet ihr glücklich seyn, schöne Jungfrau,“ sagte er kaum hörbar, zu dem erröthenden Mädchen sich neigend, das ihm nur durch eine stumme Verbeugung zu danken vermochte. Nachdem nun auch der König erschienen war, setzte sich der Zug in Bewegung; zuerst der Monarch mit seinem Hofstaate, diesem folgte der Gesandte, geführt von polnischen Panen, dann Marina, an der Seite der Königinn Anna, umgeben von vielen andern fürstlichen Frauen und einem zahlreichen Gefolge.

Der Cardinal Maciewski vollzog die Trauung

---

*) Den 29. Novbr. 1605.

nach den, in der katholischen Kirche üblichen Gebräuchen, und suchte in seiner Rede die für beide Reiche aus dieser Verbindung hervorgehenden Vortheile zu schildern. Marina richtete während dieser entscheidenden Stunde die schimmernden, ausdrucksvollen Blicke nach oben, und ihr Inneres verschmolz mit dem Schmerze ihrer unglücklichen Liebe in des Gebetes stillem Frieden.

Nach beendigter Feierlichkeit wurde die Neuvermählte von allen Anwesenden als Czaarinn von Rußland begrüßt; auch überreichte nun der Gesandte im Namen seines Herrn derselben viele kostbare Geschenke, welche sie zwar freundlich annahm, deren flüchtiger Werth ihr aber keinen Ersatz für ihr geopfertes Lebensglück zu bieten vermochte. Ein prachtvolles Fest, dem der ganze Hof und alle gegenwärtigen Großen des Auslandes beiwohnten, beschloß diesen, für Marina Mniszech so merkwürdigen Tag.

Trüb und düster dämmerte ein rauher Januar-Morgen in seinem bleichen Scheine über die im winterlichen Sterbekleide ruhende Natur herauf. Versunken in dieses ernste Bild des menschlichen Lebens, wo nichts die Vergänglichkeit überlebt, als der denkende Geist, hatte Marina endlich den glänzenden Reisewagen bestiegen, welcher bestimmt war, sie in ihre zweite Heimath zu führen. Nicht möglich war es ihr gewesen, gleich nach der Vermählung, wie ihr Gemahl es gewünscht, das Land ihrer glücklichen Kindheit zu verlassen, an welches

so viele heilige Gefühle und Erinnerungen sie fesselten. Sie bat daher den Czaar um die Erlaubniß, sich noch einige Wochen im geliebten Vaterlande verweilen zu dürfen, welche Bitte er ihr auch gewährte, obschon, wie er sich äußerte, es ihn freuen würde, seine schöne Gemahlinn je eher je lieber in Moskwa zu empfangen. Bald nach der Vermählung hatte diese sich wieder aus dem geräuschvollen Treiben des Hofes zurückgezogen, und nach Sambor begeben, dessen Fluren zwar der Schmuck einer milderen Jahreszeit mangelte, das ihr aber doch aus vielfachen Ursachen immer noch der liebste Aufenthalt in ihrer gegenwärtigen Stimmung blieb. Hier angelangt, beschäftigte sie nichts so sehr, als den geliebten Jugendfreund noch einmal vor ihrer Abreise zu sprechen, um ihm wieder eine andere Meinung von ihrem Charakter beizubringen, als er wahrscheinlich nach allem Vorgefallenen davon gefaßt haben mochte. Iwan kämpfte lange mit sich selbst, ob er den von Marina's schönen Händen geschriebenen Worten Folge leisten, oder die Treulose durch Verachtung strafen, und ihr nie mehr in das liebreiche, verführerische Angesicht schauen sollte. Endlich siegte die Liebe, und er eilte nach Sambor.

In ihrem einsamen Gemache saß die junge Czaarinn, das nachdenkende Haupt auf die niedliche Hand gestützt, auf einem von rothem Sammt mit goldenen Borten verzierten Armsessel, welcher mit dem schwarzen, faltigen Gewande, das die schönen Formen ihres Körpers bedeckte, gar seltsam abstach. Ihr großes, dunkles Auge war unverwandt nach dem Eingange des Zimmers gerich-

tet, und ihr ganzes Wesen drückte eine große, innere Bewegung aus. Jetzt endlich vernahm man von der Gallerie her die tönenden Tritte eines männlichen Fußes, und bald darauf erschien mit geheimnißvoller Miene ein Diener, dem eine tiefverhüllte Gestalt folgte. Marina erwachte wie aus einem schweren Traume; sie bebte, sie erhob sich von dem Sessel, und schwankte dem Eintretenden entgegen. Sie wollte reden, aber ihr inneres Gefühl versagte ihr die Sprache; bewußtlos sank sie in die Arme ihres Freundes. Fest drückte dieser, einen Augenblick Alles vergessend, die noch immer Geliebte an die hochfliegende Brust. Endlich schlug diese die Augen wieder auf, und kehrte zum Leben zurück. Eine süße Verwirrung mahlte sich auf dem schönen, jugendlichen Antlitze, als sie sich von Iwans Armen umfangen, ihr Haupt an seinem Busen ruhend fand. „Ich fühle,“ sagte dieser, das Schweigen brechend, nachdem er die Czaarinn wieder zu ihrem Sessel geführt, „daß ich Alles, Alles verloren! Möchte euch das Fürstendiadem die Ruhe geben, nach welcher ich zeitlebens umsonst ringen werde!“ — „O vergebt euerer unglücklichen Marina,“ flüsterte diese mit leiser Stimme, „sie konnte das Opfer nicht abwenden; Kindespflicht und Vaterlandsliebe — — bedenkt es selbst mein Iwan, ob vor jenen heiligen Namen nicht jedes andere Gefühl verstummen mußte!“ — „Hat nur diese hochherzige Empfindung“ versetzte jener, „euch bei dem wichtigsten Schritte eueres Lebens geleitet, dann, ja dann, Marina, vergeb' ich euch, und nehme in dem schmerzlichsten Augenblicke meines Daseyns doch noch euere Liebe mit!“

— „Beim Himmel, der mich hört,“ sprach die Czaarinn im feierlichen Tone der betheuernden Wahrheit, „nur der Gedanke, die blutigen Thränen endlich zu trocknen, welche das arme Vaterland so lange schon weint, konnte zu dem schmerzlichen Entschlusse mich bewegen!“ — „So scheide ich im Frieden von euch, theures, edles Weib,“ sprach Iwan gerührt zu der Weinenden; „treu will ich euch bleiben bis an das Grab.“ — Sprachlos reichte Marina dem Versöhnten die Hand, und der große Augenblick der Trennung war vorüber.

Während ihrer ganzen Reise wurde die Czaarinn überall mit den ihrem Range gebührenden Ehrenbezeigungen empfangen, was besonders dem stolzen Sinne des Vaters, der sie begleitete, nicht wenig schmeichelte. In Moskwa selbst glich bei ihrer Ankunft Alles einem wahren Feenreiche, denn Demetrius, der Mniszechs Gesinnungen gar wohl kannte, hatte nichts gespart, um Marina's Eintritt in das neue Hofleben so glänzend als möglich zu bezeichnen.

Vor dem, ihr holdes Ebenbild zurückstrahlenden, vom breiten, vergoldeten Rahmen umschlossenen Spiegel, stand die Czaarinn Marina am Krönungstage, bald nach der funkelnden Krone emporschauend, bald nach dem prächtigen Hermelin niederblickend, welcher auf den schönen Schultern ruhte. „Es ist doch ein behagliches Gefühl,“ dachte sie, und betrachtete dabei mit Wohlgefallen

ihre liebliche Gestalt, „eine Krone zu tragen, und zu herrschen. Tausende müssen gehorchen, wenn Fürsten winken, Tausende lauschen auf ihr huldvolles Lächeln, und zittern vor einem einzigen, zürnenden Blicke. Ja!“ stahl sich's aus den geheimnißvollen Tiefen ihres Herzens herauf, „ja, die Freude wohnt doch nur auf dem Throne!“ — aber nicht immer das Glück, wollte als leise Mahnung das Gewissen hinzufügen. Doch da öffneten sich plötzlich die Flügelthüren, und herein trat der Czaar im kaiserlichen Schmucke, sie in den Krönungssaal zu führen. Die Pracht, womit diese Feierlichkeit begangen wurde, war in der That von einem fast blendenden Zauber umstrahlt. Der Glanz der schimmernden Edelsteine, der Reichthum der kostbaren Gewänder konnten nicht großartiger gedacht werden; aber alles dieß überbot doch noch bei weitem Marina's königliche Schönheit und Anmuth, welche, verbunden mit ihrem geistvollen Wesen, und einer wahrhaft liebenswürdigen Bescheidenheit, ihr alle Herzen gewann. Bald sprach man in ganz Moskwa von nichts so gern, als von der Czaarinn würdevollem Betragen, von ihrem Verstande und ihren unwiderstehlichen Reizen. Nicht so von ihrem Gemahle. Seine Verachtung gegen russische Sitten und Gebräuche, der Jesuiten höfische Kriecherei um den neuerbauten Thron, hatten dem Volke die Ueberzeugung aufgedrungen, daß dieß Alles auf die Vernichtung des griechischen Glaubens hinziele; die Verleihung der wichtigsten Staatsämter an Polen, der letzteren übermüthiges, fast zügelloses Betragen in einem ihnen ganz fremden Lande, hatte überdieß den Haß der Bojaren

erweckt, und jedes Herz, in dem noch wahre Vaterlandsliebe glühte, mit gerechtem Unwillen erfüllt. Doch der Czaar, trunken von der ihn umgebenden Größe und Pracht, erblickte nicht das finstere Gewölk, welches sich unheilschwanger über seinem Haupte zu bilden begann. Afanassij Wlaß'jew, der von Marina's Schönheit wunderbar sich angezogen fühlte, wagte es endlich, dieselbe aufmerksam auf die Gefahr zu machen, welche ihren Gemahl bedrohe. Diese aber hatte schon früher den Charakter des Czaaren tief durchschaut, und nicht unterlassen, ihm heilsame Rathschläge zu geben, und sein Herz für das Staatswohl und des Volkes Glück empfänglicher zu machen. Umsonst aber drang die warnende Stimme der Gattinn an des Bethörten Ohr, das nur gewöhnt war, die lockenden Töne berauschender Freuden und Lustbarkeiten zu vernehmen. Wie ein leichtes Meeresbrausen wogte es in solchen Augenblicken, wo sie vergebens ihre Bitten verschwendete, in der Czaarinn Herzen auf und nieder.

Ich allein auf dem Throne, sprach's zu ihr mit stürmischer Gewalt, und es wäre Alles anders! Aber andere Bande, mächtiger als alle sonst auf Erden, hatten ihr inneres Seyn noch an ein zweites, theueres Leben gebunden, dem es gelang, der Seele nächtliche Gedanken zu verbannen. Sie war Mutter geworden, Mutter eines holdseligen Knaben. Wenn das Kind im süßen Schlummer ruhte, oder auflächelte in seiner frommen Unschuld, dann wurde es auch um die Mutter still und leicht wie einst, denn sein Friede brachte das Gottesreich wieder in ihre Nähe.

„Es wehen schon linde Frühlingslüfte draußen,“ sagte einst die Czaarinn zu Catharinen, der Nichte Wlaß'jew's, welche die Stelle eines Hoffräuleins bei ihr bekleidete. Mit diesen Worten trat Marina an's Fenster, und öffnete die spiegelhellen Scheiben. „Bedenkt meine Fürstinn,“ entgegnete das reizende Mädchen, „es ist ja heute schon der sechzehnte Mai! aber,“ setzte sie besorgt hinzu, „wollt ihr euch nicht zur Ruhe begeben, es ist schon spät, und die Nachtluft könnte euch dennoch schaden.“ — „Vergebens,“ sprach die Czaarinn, „würde ich den Schlummer suchen, mir ist's so schwer, so bang um's Herz — geht, gute Catharina, bringt mir meinen Sohn, vielleicht, daß des Kindes Anblick, wie so oft schon, auch heute die verlorene Ruhe mir wieder gibt.“ Das Fräulein eilte, der Gebieterinn Befehl zu vollziehen, und kehrte bald darauf mit dem schlummernden Knaben auf ihren Armen zurück. „So,“ sagte die Czaarinn, und legte das zarte Wesen in ihren mütterlichen Schooß, es bedeckend mit heißen Küssen, es umflüsternd mit schmeichelnden Worten, die aber von der Wehmuth Zähren, welche aus den schönen Augen niederperlten, häufig erstickt wurden. Bewegt sah Catharina zu der weinenden Mutter auf, und sprach: „Macht euch das Herz leicht, theuere Fürstinn, legt, was euch bekümmert und drückt, in den verschwiegenen Busen der Freundschaft nieder; wir sind allein, nur selten werden uns so günstige Augenblicke.“ Catharinens weiche, Silberstimme, welche aus dem reinen Grunde ihrer Seele herauf zu klingen schien, und die Milde ihres Charakters zogen die Czaarinn un=

willkührlich zu ihr hin, und thauten in ihre wunde Brust des Mitgefühls lindernden Balsam. Sie vertraute ihr Alles, ihre Liebe, ihren Schmerz und ihre Besorgnisse um ihren leichtsinnigen Gemahl. „Nein, einen Iwan, wie den eurigen,“ rief Catharina am Ende der Erzählung mit der vollen Glut jungfräulicher Begeisterung aus, „nein, den hätte ich keiner Krone zu opfern vermocht; aber freilich,“ setzte sie sanfter hinzu, „hattet ihr noch andere Pflichten zu erfüllen, und durftet wohl nicht mehr an euer eigenes Glück denken; ich bewundere euch, aber ich fühle, daß ich, in einem ähnlichen Falle, nicht so groß zu handeln im Stande gewesen wäre. Was aber nun die Besorgnisse um eueren Gemahl betrifft, so theile ich diese nur zu sehr mit euch; wäre indessen die Gefahr so nahe, als ihr sie wähnt, dann hätte gewiß mein Oheim seiner theuern Fürstinn schon Winke gegeben, um sie bei Zeiten derselben entziehen zu können.“ — „Noch nie kannte ich die Furcht,“ antwortete die Czaarinn mit Würde, „und am wenigsten glaube ich sie da kennen zu lernen, wo das drückende Gefühl der Schuld mir das Herz nicht preßt. Aber ich liebe das Volk, Catharina, ich möchte es glücklich sehen. Das unwürdige Betragen meines Gatten läßt mich Alles fürchten, für mich zwar nicht, aber für ihn selbst. Glaubt mir, die Bedrückten harren ungeduldig des rettenden Augenblicks, ihre Ketten abzuwerfen. Das Haus Schuiskij strebt schon lange nach der Czaaren-Krone, es wird nicht länger müßig seyn; die verzehrende Flamme der Habsucht und des Ehrgeizes wird von neuem auflodern, und ich werde mich

umsonst geopfert haben!“ — „O, füllt mit so trüben Bildern euch die Seele nicht,“ erwiederte Catharina, „und gesetzt auch, es käme Alles so, wie ihr gedacht, glaubt ihr denn nicht, daß die edelsten und angesehensten Männer Rußlands eilen würden, euch, schöne Fürstinn, zu einem zweiten und vielleicht glücklichern Altar zu führen?“— „Nimmermehr,“ rief die Czaarinn aus, und eine hohe Röthe färbte ihre Wangen, „nimmermehr würde ich den Thron verlassen, auf welchen das Schicksal mich gehoben, und wenn selbst Iwans Hand der Preis seyn sollte!“

Die Kerzen auf den hohen, silbernen Armleuchtern warfen nur noch einen düstern Schein um sich her, und durch die stille Mainacht tönten die feierlichen Glockenschläge der zwölften Stunde, wie von Geisterschauern begleitet, an das Ohr der einsam weilenden Frauen. Das Fräulein erhob sich jetzt auf der Czaarinn Wink, und klingelte den dienstthuenden Kammerfrauen; sie sollten die Gebieterinn entkleiden, und den kleinen Iwan wieder nach seiner Schlummerstätte zurückbringen. Seltsam fühlte die Jungfrau von der Fürstinn glühenden Rede sich bewegt, und von der Ahnung bleichem Lichte verklärt. Da drang auf einmal aus den untern Räumen und Gemächern des Pallastes ein dumpfes Gemurmel herauf, welches bald sich zu nähern, bald sich zu entfernen schien. „Mein Gott,“ sprach die Czaarinn, „was ist das; diese Unruhe, so spät — was kann das seyn?“ aber sie hatte kaum diese letzten Worte ausgesprochen, als die Thüre aufging, und der Gesandte Wlaß'jew hereinstürzte.

„Verrath, Verrath!“ erscholl es aus seinem Munde, noch ehe die bebenden Frauen Zeit gewannen, durch die Sprache die kurze, aber entsetzliche Stille zu beleben, welche bald das Ertönen der Lärmtrommeln, und ein dumpfes Glockengeläute, das von allen Thürmen der Stadt niederhallte, auf die schauerlichste Weise unterbrach. „O meine Ahnung!“ rief die Czaarinn endlich, „seht Catharina, schon ist sie erfüllt.“ — „Es darf vor nichts euch bangen, meine reizende Fürstinn,“ versetzte der Gesandte, mit schmeichelnder Geberde Marina sich nahend, „denn ich bin gekommen, euch zu retten, und dieß unselige Ereigniß zu meinem Glück zu nützen.“ — „Wie soll ich das verstehen?“ entgegnete die Czaarinn, mit stolzem Ernste zurücktretend. „Wie ihr nur immer wollt,“ versetzte jener in trocknem Tone, „die beste Deutung mögt ihr indeß in eueren schönen Augen suchen, deren heiße Strahlen eine noch heißere Glut in mir entzündet.“ — „Seyd ihr von Sinnen,“ stammelte Marina, fast außer sich; „mir das, und in dieser Stunde?“ — „Sie ist gerade die gelegene,“ scherzte bitter der Dreiste, „um euch zu kirren, und die Maske endlich abzuwerfen, die so lange schon zu tragen ich gezwungen war.“ — „Weh mir,“ rief die Czaarinn unter strömenden Thränen aus, „so hab' ich eine Schlange im Busen genährt, die unter dem heiligen Gewande der Freundschaft umherschlich, und sich mein Vertrauen zu erstehlen wußte! — Doch, was weine ich,“ fuhr sie mit anscheinender Kälte fort, und drängte gewaltsam ihre Thränen zurück; „was zeige ich noch Gefühl, wo nur der Leidenschaften finstre Gewalten riesenartig ihre tausendfa-

chen Arme ausstrecken, und siegreich das blutige Panier aufpflanzen über Mord und Graus, über Thränen und Opfer! — So will ich denn reichen, was man mir gereicht," fuhr sie im fessellosen Schmerze innerer Verzweiflung fort, „so will ich messen mit gleichem Maße, will mich losreißen vom Himmel, und einen Bund schließen mit den Geistern der Finsterniß!" — „Ihr seyd dem Wahnsinn nahe, beklagenswerthe Fürstinn," seufzte Catharina, und sank wie eine gebrochene Lilie zu den Füßen der Herrinn.

Das Getöse war indessen immer näher gekommen, wilde Kriegerschaaren durchzogen die tageshellen Straßen, und die Bürger schrieen um Rache. „Nieder mit dem Thronräuber!" tönte es von allen Seiten wieder. Zitternd umringten die Gebieterinn ihre Frauen; aber sie stand ruhig und gefaßt, ihren Sohn an die wogende Brust geschlossen, und erwartete standhaft ihr Schicksal. „So wollt ihr denn mir nicht folgen?" fragte Wlaß'jew noch einmal die Czaarinn. „Wohlan denn," rief er mit fürchterlicher Stimme, da diese ihm nur durch einen verächtlichen Blick geantwortet, „wir sehen bald uns wieder!" Damit verschwand er unter dem in's Zimmer hereinströmenden Volke. Schon war man im Begriffe, der unglücklichen Marina das theuerste Kleinod, ihren Sohn, zu entreißen, ja selbst an ihrer eigenen Person wollten ein Paar Verwegene sich vergreifen, als plötzlich der Fürst Schuißkij erschien, dem lärmenden Haufen Ruhe gebot, und den ihn begleitenden Wachen befahl, die Fürstinn mit ihrem Kinde und ihren Frauen nach einem nahgelegenen Hause in

strengen Gewahrsam zu bringen. Marina sprach kein Wort, sie murrte nicht, sie klagte nicht, keine Thräne netzte mehr ihr Auge; ihr Geist schien entfesselt über der Erde zu schweben; nur der von Mutterliebe erhellte Blick verkündete noch das warme Leben ihrer Brust.

Der unwürdige, unrechtmäßige Beherrscher Rußlands hatte schon geendet, während seine Gemahlinn dem Sitze ihrer ehemaligen Größe und Herrlichkeit entrückt wurde. Der muthvolle, unerschrockene Sohn eines angesehenen Bojaren hatte ihm den Todesstoß gegeben. Von einem Lustgelage eben zurückgekehrt, war kaum des Schlummers erquickende Milde dem Unglücklichen genaht, als auch schon mit wildem Brausen der Sturm sich erhob, der mit einem Male alle stolzen und ruhmsüchtigen Pläne sammt ihren Urhebern begrub. — „Verrath, Herr!“ ruft sein Kammerdiener Baßmanow ihm zu, „ich lasse mein Leben für euch, ihr aber müßt schnell euch zu retten suchen.“ Mit diesen Worten eilt er dem Eingange des Gemaches zu, und vertheidigt denselben tapfer, bis er endlich, von vielen Stichen durchbohrt, entseelt zu Boden sinkt. Ueber die Leiche des treuen Dieners hinweg dringt nun der mordsüchtige Haufe in das Zimmer, und weidet sich an den namenlosen Qualen seines ehemaligen Gebieters. „Heute mir, morgen dir!“ schallt's von den rohen Lippen in die Ohren des trostlos Sterbenden, dem, wohl zum Erstenmale, die ernste Wahrheit an die bebende Seele dringen mochte, daß in der großen Scheidestunde selbst der Purpur seinen Glanz verliert, und

nur die Tugend himmlisch strahlend aufschwebt zum ewigen Lichte.

Nicht beschreiben läßt sich der Aufruhr und das Blutvergießen, welches bis zum späten Abende in Moskwa fortdauerte. Gegen 4000 Polen und Litthauer, unter denen sich viele, angesehene Familien befanden, verloren das Leben. Unter den Wenigen, welche die Bojaren geschont, die endlich dem mörderischen Kampfe ein Ziel setzten, befanden sich, nebst einigen andern, polnischen Fürsten, auch Marina's Vater, der Wojewode Jurij Mniszech.

Für den stolzen und ehrgeizigen Mann war dieser Schicksalswechsel von der äußersten Wichtigkeit. Gold und Schätze, selbst des Gewissens süßen Frieden hatte er geopfert, der Tochter frommen Liebesbund zerrissen, ihre Jugend verbittert, in dem reinen Herzen ein schuldbewußtes Gefühl heraufgerufen, und alles dieß nur um ein flüchtig Erdenglück, das nun zertrümmert zu seinen Füßen lag. Jede edlere Regung erstickend, drückte er die unglückliche Tochter beim ersten Wiedersehen nach jenem schaudervollen Tage nicht an das Vaterherz; die Arme tröstete kein Wort der Liebe aus seinem Munde. Indem er ihr kalt und stolz alle Ehrenbezeigungen ihres früheren Ranges erwies, kam er ihr entgegen, und sagte: „Man will dich zwingen, deinen Ansprüchen auf den russischen Thron zu entsagen, und in dein Vaterland zurückzukehren. Aber ich müßte mich mächtig in dir geirrt haben, vermöchtest du jenen gleisnerischen Einredungen Gehör zu geben, und dich der Schande und deinen Feinden bloßzustellen.“ Schweigend sah Marina einige Augenblicke vor sich nieder; plötz-

lich aber erhob sie die lebhafter strahlenden Augen, und antwortete mit fester Stimme: „Nein, mein Vater, das habt ihr von mir nicht zu befürchten, ich bin ja bei euch in die Schule gegangen; der Meister wird mit der Schülerinn zufrieden seyn. Andere Gefühle haben die früheren aus meiner Brust verdrängt. Das Schicksal, dem ich mich geopfert, nahm mir Alles; jetzt ist die Reihe an mir, es herauszufordern, damit es die große Schuld mir zahle; mein Leben selbst setze ich ein für Rußlands Krone!" — „Brav, brav, meine Tochter," rief der ehrgeizige Greis, „ja, das Blut der Mniszech rollt in deinen Adern!"

Der Fürst Waßilij Iwanowitsch Schuiskij, der Stifter jener gräßlichen Verschwörung, bestieg nun den abermals verwaisten Thron. Ohne erst lange zuvor nach der Liebe des Volkes zu ringen, dessen größter Theil kaum wußte, was in Moskwa sich zugetragen, hatten schon seine Freunde und Anhänger ihn am vierten Tage nach der Ermordung des falschen Demetrius öffentlich zum Czaaren ausgerufen, und noch in derselben Woche ihm in der Cathedrale zur Mutter Gottes die vom Blute triefende Krone auf das Haupt gesetzt. Bald darauf sendete der neue Herrscher mehrere der angesehensten Bojaren in die verschiedenen Provinzen des Reiches, um den Eid der Treue und den Kreuzeskuß von dem Volke zu empfangen, das zwar jenen Befehlen sich nicht geradezu widersetzte, aber doch auch mit nicht zu verkennendem Unwillen den erzwungenen Gehorsam leistete. Der so heiße Wunsch nach allgemeiner Ruhe, und die heiligsten Versprechungen, welche die Abgeordneten im Namen

ihres Gebieters machten, daß Alles glücklicher sich gestalten, und über Rußlands umnachteten Himmel bald der Morgen einer lichten und friedlichen Zukunft heraufdämmern werde, vermochten endlich allein, die erregten Gemüther zu beschwichtigen, und an neue Fesseln das unglückliche Volk zu schmieden. Die polnischen Botschafter, so wie alle angesehenen Personen von dem ehemaligen Hofstaate des Usurpators wurden festgehalten, der Wojewode Mniszech aber mit seiner Tochter unter einer starken Bedeckung nach Jaroßlawl' gebracht, und beiden streng verboten, sowohl mit Rußland als mit Polen Verbindungen zu unterhalten oder anzuknüpfen.

Die Freuden in Iwans schönem Jugendleben hatte der Sturm, welcher über dasselbe hingezogen war, alle verweht. Bleich und farblos lag die Zukunft vor ihm da. Das Einzige, was seinem Schmerzen eine höhere Weihe gab, und seines Geistes Kraft nicht versinken ließ, war der Gedanke, daß Marina unschuldig sey an den nun so freudenlosen Tagen seines Lebens, und daß sie ihrer Liebe süßes Glück nur dem Drange einer größern Pflicht zum Opfer dargebracht. Wollte dann ein nur leise erwachendes Gefühl sich klarer in ihm gestalten, und Zweifel an ihrer Liebe in ihm erwecken, so durfte er sich nur die letzten Augenblicke am Trennungstage in Sambor zurückrufen, und das Bild der Geliebten ruhte wieder mild und rein, von keinem Flecken verunstaltet, in seiner

treuen Seele. Die Seinigen aber, besonders der Vater und Maria, die theilnehmende Freundinn seines Schmerzens, wollten ihm in diesem einzigen Punkte nicht beistimmen. Der Vater sagte: „Du siehst mit den Augen der Liebe, ich mit dem ruhigen Blick der Vernunft.“ Seine Schwester, jetzt die glückliche Braut des Fürsten Radziwill, stellte ihm mit der ganzen Zartheit ihres Geschlechts die unerschütterliche Liebe ihres Alexis, der muthig alle Hindernisse bekämpft, der Liebe seiner ungetreuen Marina entgegen. Er konnte es sich allerdings nicht läugnen, daß Alexis Radziwill in einem ähnlichen Falle, wie Marina sich befunden; seine ebenfalls stolze, an den Vorrechten der Geburt hängende Familie hatte sich mächtig gegen eine Verbindung mit dem Fräulein von Rozinski gestemmt, aber muthig hatte dieser, nichts beachtend, allen ihm drohenden Schrecken eine furchtlose Stirn, und ein freies Herz geboten, das nicht zu bereden war, der Treue Schwur zu verletzen. Ob nun gleich Iwans Herz sich jeder eigenen Freude entfremdet fühlte, so hatte es sich doch nicht der Theilnahme an dem Glücke und Leiden Anderer verschlossen; vielmehr strömten die reichen Quellen desselben noch immer so rein und silberklar, wie früher, jeder großen Empfindung entgegen; der Schmerz allein, der an seinem innern Leben zehrte, hatte sein äußeres Wesen mit einer stillen Schwermuth umschleiert, und gleich dem Mondenlichte, das von leichtem Wolkenflor umhüllt, dennoch seine sanften Strahlen zur Muttererde niedersendet, trug er auch noch alle ihre Kinder an der liebewarmen Brust. Das holde Liebesglück seiner theuern Schwe-

ster gab jenen tiefen Gefühlen gleichsam glühenderes Leben, seinem Geiste reicher befiederte Schwingen, und Kräfte, in Thaten zu bewähren den innern Willen.

„Der falsche Demetrius ist ermordet, und der Fürst Schuiskij Czaar von Rußland geworden.“ Mit diesen Worten trat der Fürst Radziwill in das Zimmer seiner Gemahlinn. „Ist es möglich?“ rief die reizende Frau mit Staunen aus, „und Marina?“ — „Marina,“ erwiederte der Gatte, „befindet sich mit ihrem Vater in strenger Haft zu Jaroßlawl’.“ —

„O mein armer Bruder,“ sagte die Fürstinn mit tiefem Gefühl, „wie wird ihn diese Nachricht erschüttern, wie werden alle seine Wunden von neuem bluten?“ — „Mit nichten, liebe Maria,“ entgegnete Alexis, „denn jetzt erst steht es in Marina’s Macht, sie alle zu heilen; er eile zu ihr, er führe sie aus dem Kerker, und biete ihr mit der Freiheit noch einmal seine Liebe.“ — „Ach, du kennst das stolze Herz Marina’s nicht,“ versetzte seufzend Maria, „sie wird dem Thron nicht entsagen; glaube mir Alexis, diese Liebe kann nie unsern Iwan beglücken.“ — „Du bist und bleibst eine Zweiflerinn,“ scherzte der Gatte, und küßte die würzigen Lippen des lieblichen Weibes, „zu wenig Vertrauen hast du zu Amors Macht, und doch ist gerade dir, Undankbare, seine besondere Huld zu Theil geworden.“ — „Ja, es gibt aber auch nur wenige so treue Männerherzen als das deinige, mein theuerer Freund,“ fuhr die Fürstinn lächelnd fort; „fast alle flattern sie hin und her von Blume zu Blume, vernichten diese mit rau-

her Hand, oder vergessen die dahin Gewelkten, und haschen nach andern Freuden. Aber nicht wahr, lieber Alexis," fügte sie im liebeflehenden Tone hinzu, „nicht wahr, du gehst selbst zu meinem Bruder?" — „Wird nicht nöthig seyn," sagte der Genannte, und trat eben selbst in das Zimmer.

Von allen den vorgefallenen Ereignissen zu Moskwa schon unterrichtet, überraschte er die Neuvermählten auch noch mit einer andern Nachricht, nämlich, daß er von dem Könige, der ihm huldvoll zugeneigt war, als Gesandter am Wiener Hofe ernannt sey, und schon übermorgen an den Ort seiner neuen Bestimmung abgehen werde.

Der liebe Glück und Sehnsucht, die leise wie Aeolsharfenlaute Iwans inneres Seyn umwogten, mußten abermals, von dem rauhen Klange der Pflicht überstimmt, in Wehmuth aufgelöst verhallen; denn dem Gebote seines königlichen Gebieters konnte und durfte er nichts entgegensetzen, als willigen Gehorsam. Die Milde des Königes bei der letzten Audienz hatte seinem überströmenden Herzen das Geständniß seiner unglücklichen Liebe entrissen, und die Tiefe seines Gefühls den Herrscher nicht unempfindlich gelassen. Sigismund versprach, selbst sein Fürsprecher bei der Geliebten zu werden, und wegen ihrer Befreiung mit dem jetzigen Czaar von Rußland in Unterhandlungen zu treten.

Nichts blieb ihm nun, bei so bewandten Umständen zu thun übrig, als die Feder in das Meer seiner glühenden Phantasie zu tauchen, und mit ihren Zügen der Liebe beseeligende Freuden zu mah=

len. „Du bist jetzt frei, meine Geliebte,“ schrieb er an Marina; „keine Fesseln binden dich mehr, keine lastende Krone ruht auf deinem Haupte; das Schicksal ist versöhnt. Gönne mir die Wonne, die Thränen, welche du geweint, zu trocknen. Kämpfe, wenn die Liebe dich nicht leicht über Alles hinwegzuführen vermag, kämpfe muthig gegen die aufsteigenden Leidenschaften menschlicher Schwäche, aber laß dir den Lorbeerkranz des Sieges nicht neidisch entwenden, ich will ihn vertauschen gegen der Myrthe bräutlichen Schmuck. Komm eiligst, meine Geliebte; nicht Kronen kann ich dir bieten, aber unvergänglichere Güter, Liebe und Treue, die nimmer aufhören, an die nicht reicht der Staub der Erde, u. s. w.“ Dieser Brief wurde an den Czaar Waßilij gesendet, und von einem Schreiben des Königs Sigismund begleitet.

Afanassij Wlaß'jew hatte indessen Alles aufgeboten, um die reizende Marina für sich zu gewinnen, und mit festeren Banden ihr Leben an das seinige zu ketten. Aber umsonst; alle Bitten, alle Drohungen vermochten diese stolze Frau nicht zu erschüttern; jedes sanftere Gefühl schien in der Nacht ihres Unglücks erloschen, und von keinem milden Sonnenstrahl geweckt, in ihre Seele nicht mehr zurückkehren zu wollen. Tief trauernd blickte Catharina Wlaß'jew, welche ihr freiwillig in die Verbannung gefolgt war, in das umdüsterte Gemüth ihrer sonst so milden Freundinn; selbst diesem edeln Mädchen wollte es nicht mehr gelingen, die um=

wölkte Stirn zu glätten, auf der sonst nur der Unschuld und der Liebe sanfter Abglanz gethront. „Schweigt,“ rief sie dann oft in solchen Augenblicken aus, wenn Catharina sie bat, in treuer Liebe Flehen, abzulassen von ihrem unseligen Beginnen, „schweigt, ihr wißt nicht, was es heißt, eine Krone getragen zu haben — ich bin den finstern Mächten verfallen, ich kann dem Lichte nicht mehr angehören!“

Mit schnellen Schritten ging der Czaar Waßilij in den prächtigen Gemächern seines stolzen Pallastes auf und nieder. Die beredteren Mienen seines Gesichts deuteten auf ein Etwas, das seinen Geist lebhaft zu beschäftigen schien. Seitwärts auf einem Pfeilertische von weißem Marmor, getragen von einem goldenen Adler, lagen zwei erbrochene Briefe, und neben jenem stand ein Mann von hohem, fast königlichem Ansehen, die großen dunklen Augen mit finsterem Ernst auf die glänzenden Schriftzüge gerichtet, es war Fürst Grigorij Schachkowskoi, ein treuer Anhänger Marina's.

Der Czaar, wohl wissend, daß er in Fürst Schachkowskoi einen gefährlichen Gegner besitze, ließ nichts unversucht, um durch List den Feind für sich zu stimmen. Er zog ihn an seinen Hof, beschenkte ihn mit mehreren bedeutenden Besitzungen, bedeckte seine Brust mit Orden, und schenkte ihm, wo er es für nöthig fand, sein Vertrauen. Die Schreiben von König Sigismund von Polen

und dem österreichischen Gesandten waren diesen Morgen angelangt. Lange schwankte er in seinen Entschlüssen, kam aber immer wieder darauf zurück, daß eine gänzliche Entfernung Marina's aus dem russischen Reiche für ihn von der entschiedensten Wichtigkeit wäre. Die Zahl ihrer Anhänger, das wußte er, war nicht klein, der Zauber ihrer jugendlichen Reize, die Gediegenheit ihres Geistes, ihr anmuthiges, gefälliges Betragen hatten ihr, in den Tagen des Glücks, manches Herz geneigt gemacht, und bei des Unglücks Stürmen erhalten. Alle Versuche, sie zur Entsagung des Thrones zu bewegen, waren bisher an der Festigkeit ihres Charakters gescheitert, und dadurch manche geheime Sorge in seiner Brust laut geworden. Auf die Liebe, diesen mächtigen Magnet, setzte er nun alle seine Hoffnungen; auch Marina's kaltes Herz, glaubte er, würde dieser Himmelsstrahl wohlthuend erwärmen. Unter allen seinen Getreuen umhersinnend, wem er wohl Iwans Schreiben anvertrauen könne, fiel endlich seine Wahl auf den Fürsten Schachkowskoi, und zwar aus dem Grunde, weil er durch einen so hohen Beweis seines Vertrauens dem Freunde Marina's zu schmeicheln, und ihn sich näher zu bringen glaubte, was, da der Fürst wirklich seit einiger Zeit Theilnahme an seinem Interesse zu nehmen schien, ihn unaufhörlich beschäftigte.

„Ich habe euch rufen lassen," sagte er daher, nach einigem Kampfe mit sich selbst, zu jenem, „um euch zu bitten," indem er ihm Iwan's Brief überreichte, „der schönen Gefangenen die zärtlichen Liebesworte ihres fernen Freundes selbst zu über-

bringen." — „Ihr ehrt mich Herr, durch diese Sendung," entgegnete der Fürst, und ein seltsamer Ausdruck sprach aus den kalten Zügen seines Gesichts, „aber ich zweifle sehr an einem glücklichen Erfolge." — „Nichts mehr davon, Schachkowskoi," versetzte der Czaar etwas gereizt, „genug, ihr habt mein Fürstenwort, daß ich Alles eingehe, entsagt Marina nur endlich dem kühnen Gedanken, einst noch auf Rußlands Throne herrschen zu wollen."

Fürst Schachkowskoi war in der That schlau genug gewesen, sich mehr als sonst an den Czaar zu drängen, und um seine Gunst mit berechneter Klugheit zu buhlen, aber Alles dieß geschah nur in der Absicht, um in der Stille desto eifriger für Marina's Glück wirken zu können. Durch des Goldes bethörenden Glanz war es ihm gelungen, mehr als einmal die Gefangene zu sehen und zu sprechen; aber welches Erstaunen bemächtigte sich sich dieser jetzt, als ihr Freund ungehindert durch alle Wachen eilte, und plötzlich in ihrem Zimmer erschien. „Nicht so traurig, schöne Fürstinn, rief er ihr mit heiterem Lächeln entgegen, die Zeit der Leiden wird bald vorüber seyn, bald der Zukunft goldene Tage euch umfangen. Muth, Muth! ihr dürft nicht verzagen, so lange Schachkowskoi noch lebt." Dem gewandten Geiste dieses Mannes und den fortwährenden Einflüsterungen ihres Vaters, war es leider nur zu sehr gelungen, jede weibliche Empfindung in ihrem Innern zu tödten. Wohl war es ihr, als ihre Augen Iwans liebeathmenden Brief überflogen, als wollte auf der dunkeln Welle, wo die finstern Geister sich bewegten, auch

eine lichte Gestalt sich emporringen; aber die Gewalt der erstern drückte jene wieder hinunter in die schäumende Flut, wo sie versank, um sich nimmer wieder zu zeigen. „Ja! ihr habt recht, meine Freunde,“ sagte sie, zu ihrem Vater und dem Fürsten Schachkowskoi mit leuchtenden Blicken sich wendend, „ja, der Liebe muß dieß Herz erstorben seyn, aber nicht der Ehre und der Rache; das Schicksal selbst fordert mich dazu auf.“

Bald war man einig geworden, dem Czaar vorerst noch nicht scheinbar seine Wünsche zu erfüllen, vielmehr sollten die Gefangenen eine hartnäckige Entschlossenheit fortbehaupten. „Ein schicklicherer Zeitpunkt, der nicht lange mehr ausbleiben kann,“ sagte Schachkowskoi, „muß erst eintreten, das Ganze besser zu gestalten; noch ist die Frucht meines Plans im Reifen, aber bald wird sie reich und voll durch ihren Genuß uns für alle Angst und Mühe entschädigen und erquicken. Vertraut meinem Eifer für euer Glück, liebenswürdige Marina, ich werde nicht eher ruhen noch rasten, als bis Rußlands Krone auf's neue euer schönes Haupt wieder zieren wird.“

Eilig, wie er in Jaroßlawl' erschienen, kehrte er auch wieder nach Moskwa zurück, wo der Czaar mit gespannter Erwartung seiner Ankunft entgegen sah, und mit bangen Vorgefühlen die unerschütterliche Standhaftigkeit Marina's vernahm.

„So kann denn gar nichts euer Herz mehr rühren,“ äußerte sich Catharina Wlaß'jew in den traulichen Stunden eines dunkelnden Abends, gegen Marina Mniszech, die versunken in tiefe Betrachtungen, neben ihr saß, und nur von Zeit zu Zeit einige Worte mit milder Stimme an den kleinen Iwan richtete. „O! Marina,“ fuhr sie fort, „bedenkt, was ihr thut, ihr wandelt auf einem düstern Pfade einer langen, finstern Nacht entgegen. Das Weib ist nicht bestimmt, zu herrschen, es soll mit Demuth und stillem Geiste die Pflichten der Häuslichkeit üben und erfüllen, es soll Gattinn und Mutter seyn, und in jenem Bewußtseyn allein die süßesten Freuden des Lebens finden. So überschreitet ihr die zarten Gränzen, in welche die Natur das weibliche Geschlecht gewiesen, lößt der Liebe und der Freundschaft schöne Bande, und drückt auf eure reine Stirn des Fluches ewigen Schandfleck. Laßt, o laßt euch erweichen!“ flüsterte sie mit dem bebenden Tone der innigsten Liebe, und sank aufgelößt in Schmerz und Wehmuth, Marina's Kniee umfassend, vor ihr nieder.“ — „Gute Catharina,“ sagte diese jetzt, nicht ohne Gefühl, und indem sie die Knieende zu sich emporzog, „ihr leidet viel um mich, glaubt mir, daß ich dieß lebhaft fühle; aber haltet euch auch überzeugt; daß ich eurer freundlichen Theilnahme noch nicht ganz unwürdig bin. Der Kampf, mich von Allem loszureißen, was mir lieb und theuer war, ist, ich schwör' es euch, mir nicht so leicht geworden, als es euch und vielleicht Vielen mag geschienen haben. Iwans Andenken, seine treue Liebe, haben mir oft in einsamen Stunden das Auge naß

gemacht, und meine Brust mit Seufzern angefüllt, aber, Catharina, ich kann, nachdem die Strahlen einer Kaiserkrone mich umglänzt, nicht mehr in das beschränkte Leben einer polnischen Edelfrau zurückkehren, nie mein Vaterland wiedersehen, wo Spott und Hohn die entthronte Fürstinn treffen und verfolgen würden; darum, ich beschwöre euch, bestürmt mich nicht mehr mit eueren Bitten, laßt mich allein fortschreiten durch die Nacht, die ihr mir so schauerlich geschildert; seyd ja doch ihr nicht mit verflochten in mein grausames Geschick."

Catharina erbebte in sich selbst über den irrenden Sinn der Freundinn, und wollte eben das Gespräch noch weiter fortsetzen, als ihr Oheim, der Graf Wlaß'jew, in das Zimmer trat. „So spät noch," sagte das Fräulein, und eilte dem Eintretenden entgegen. „Der Liebe ist keine Zeit gesetzt," erwiederte der Graf, und sein glühender Blick streifte an Marina vorüber. „Wie oft," sprach diese empfindlich, „wie oft soll ich euch denn sagen, daß ihr meinetwegen nicht nöthig habt, euch solcher schönen Redensarten zu befleißigen." — „Ihr werdet sie auch am längsten gehört haben, schöne Marina," antwortete Wlaß'jew im gleichen Tone, „denn künftig möchtet ihr ganz andere Worte aus meinem Munde vernehmen, als wie bis jetzt. Es ist dieses mein letzter Besuch in Jaroßlawl'," fügte er mit lauter Stimme hinzu, „hier seht ihr mich nicht wieder, aber ich schwör' es euch, verschmäht ihr länger meine Liebe, so werdet ihr meiner Rache nicht entgehen. Und ihr," indem er sich an seine Nichte wendete, „folgt mir in dieser Stunde noch, und begleitet mich zurück nach Mos-

kwa.“ Erbleichend sah das zitternde Mädchen vor sich nieder. „O mein Oheim,“ stammelte sie, „vergönnt mir doch, noch länger die Einsamkeit meiner Freundinn zu theilen, habt Erbarmen mit mir, ich kann sie nicht verlassen.“ — „Ihr müßt, zu lange habt ihr hier schon verweilt,“ donnerte Wlaßjew ihr entgegen, faßte sie mit starken Armen, da sie zögerte, ihm zu folgen, und trug sie mehr als sie ging aus dem Zimmer, dessen Bewohnerinn der ganzen unerwarteten Erscheinung gleich einem Traumbilde nachstarrte.

Die Empfindungen, welche die nun getrennten Freundinnen bestürmten, waren von ganz entgegengesetzter Art. In Catharinens wahrhaft weiblichem Gemüth stand neben dem Schmerze der Trennung noch ein anderes Gefühl, das die Jungfrau in ihr erweckte, es war Iwans Bild, das ihre Phantasie zu einem Ideale männlicher Schönheit erhoben, und mit jeder Tugend ausgestattet hatte. So geliebt zu werden, wie Iwan seine Marina liebte, dünkte ihr das reinste Glück, der höchsten Wonne Seligkeit in diesem Leben zu seyn, und lange vermochte ihre Seele nichts festzuhalten, als diese stillen Träume, die wie reine Geistermelodieen sie umtönten. Anders sah es in Marina's Herzen aus; da schwebten in dem tiefen Grunde der Leidenschaften Mächte auf und ab, und rissen auf dem wogenden Strome ihr Opfer mit sich fort.

Der gewaltsame Sturz des von den Polen auf den russischen Thron gesetzten Kronenräubers, so wie das traurige Ende vieler ihrer Landsleute bei jener blutigen Verschwörung, und endlich noch die fortdauernde Gefangenschaft der polnischen Bot-

schafter, des Magnaten Jurij Mniszech und seiner Tochter Marina (wovon die letzten beiden zwar nur noch absichtlich die Fesseln trugen, da sie dem Rufe zur Freiheit nicht Folge geleistet), hatten die Gemüther von neuem erbittert. Fürst Schachkowskoi, der nur noch diese Stimmung erwartet, bot jetzt Alles auf, um die feindlichen Gesinnungen noch mehr zu entflammen, und das schon längst in der Stille ausgebreitete Gerücht fast bis zur Gewißheit zu steigern, daß der Usurpator in jener Schreckensnacht entkommen, und nach Polen geflohen sey, von wo er bald mit einem starken Heere zurückkehren werde, um die Verräther zu strafen, und die Getreuen zu belohnen. Wirklich erschien auch um diese Zeit in Starodub ein ganz gewöhnlicher Mann, der (wie einige Geschichtschreiber angeben), einer israelitischen Familie angehörte, und der sich nun für den, dem Verderben entgangenen Czaar Demetrij ausgab. Es ist unbegreiflich, wie es diesem ungebildeten Betrüger möglich geworden, Schaaren von Anhängern an sich zu ziehen, und manchen nicht beschränkten Kopf zu blenden und in sein Interesse zu verwickeln. Der Czaar Waßilij sah im Anfange ruhig diesen kriegerischen Unternehmungen zu, und fürchtete für sich keine Gefahr, aber die Macht dieses neuen Usurpators, vom König Sigismund beschützt, und von den angesehensten Feldherren jener Zeit begünstigt, wuchs von Tag zu Tag zu einer furchtbaren Größe an; er errang mehrere glänzende Siege, und schlug sein Lager bei Tuschnio, unweit von Moskwa auf, was endlich doch Schuiskij's Muth beugte.

„Jetzt ist der entscheidende Augenblick da," sagte

Fürst Schachkowskoi zu Marina Mniszech, „jetzt, meine Fürstinn, eilt aus dem Kerker; ich selbst führe euch in das tuschinskische Lager, wo Alles euch schon erwartet.“ — Und so war es auch wirklich, er hatte durch seine Spione mit dem Usurpator Unterhandlungen anzuknüpfen gewußt, und es fehlte nun nichts mehr, als eine persönliche Zusammenkunft der vermeinten Gatten, um gemeinschaftlich nach diesem Ziele hinzuarbeiten.

Noch einmal wollte in Marina's tiefstem Leben ein Lichtstrahl emporleuchten, als sie an Iwan, den treuen Freund, die täuschende Antwort richtete, welche zwar körperliche Freiheit ihr geben, aber in ewige Fesseln den Geist ihr legen sollte. Ihr Auge glühte, ihr Busen flog, ihre Hand zitterte unter den mahlenden Zügen der falschen Feder; aber die Zeit drängte, nur kühne Entschlossenheit konnte retten; der Thron winkte von neuem, und neben ihm stand die Rachegöttinn, und zeigte mit der drohenden Rechten nach Schuiskij. Es war geschehen, der Betrug vollbracht, verfallen war sie der Schuld, getrennt von der Tugend Seligkeit auf ewig. Schachkowskoi überbrachte endlich nach langem Harren dem überraschten Czaar Waßilij das längst erwartete Antwortschreiben an den Herrn von Rozinski. Marina's Kerker wurde geöffnet, und nicht allein ihr und ihrem Vater, sondern auch den andern Gefangenen die Freiheit angekündigt, weil Sigismund wiederholt darauf gedrungen, und der Czaar durch das Fortschreiten des Usurpators erschreckt worden war.

Die starke Bedeckung, welche bestimmt war, Marina bis an die litthauischen Gränzen zu be-

gleiten, wurde durch eine Abtheilung muthiger Krieger, welche der Kronenräuber ihr entgegen geschickt, aufgerieben und verjagt, und sie selbst nach dem Lager des Letztern gebracht, wo sie den Fürsten Schachkowskoi, ihrer schon harrend, fand. Entschlossen, den Betrüger für ihren Gemahl zu erkennen (mit welchem ihr Beichtvater, ein Jesuit, sie später vermählt haben soll), wandte die Schlaue jetzt alle weiblichen Ränke an, um den zahlreichen Zeugen die erfreute und gefühlvolle Gattinn zu zeigen. Thränen flossen, Umarmungen und Blicke wurden gewechselt, und dem Ganzen der Schein einer innigen Zärtlichkeit gegeben, um dadurch dem rohen Heereshaufen immer mehr Muth und Theilnahme einzuflößen.

Die Hoffnung aber, welcher man alle diese Opfer gebracht, sollte von Neuem durch die Vereinigung ungünstiger Umstände vereitelt werden. Der König von Polen belagerte Smolensk mit dem Kronheere, und trat mit den russischen Bojaren in Unterhandlung wegen Beendigung des Krieges. Ganz Rußland, müde eines immerwährenden Kampfes, und da auch Waßilij größtentheils seine Versprechungen unerfüllt gelassen, und sich bei den fortdauernden Schreckensscenen in klösterlichen Schutz begeben, wählte einstimmig Wladislaus, Sigismunds Sohn, einen durch körperliche und geistige Vorzüge allgemein geliebten und geachteten Prinzen. Sigismund, der gern noch neben der Königskrone auch die Kaiserkrone getragen hätte, sah diese Wahl nur mit innerer Unzufriedenheit, mußte aber endlich sich dem Drange der Verhältnisse fügen. Im tuschinskischen Lager entstand aber durch

diese Begebenheiten die schrecklichste Unordnung; der größte Theil der Soldaten vergaß den Eid der Treue, und sagte von dem falschen, aufgedrungenen Betrüger sich los, der, um Mißhandlungen zu entgehen, sich gezwungen sah, die Seinigen zu verlassen, und bei Nacht und Nebel zu entfliehen. Jedes Zartgefühl einer edeln, weiblichen Seele bei Seite setzend, eilte Marina, blaß, mit fliegenden Haaren, in Thränen das schöne Antlitz gebadet, nun selbst in das Lager, und flehte und beschwur die Krieger, ihren unglücklichen Gatten, den Czaar Demetrij, nicht zu verlassen. Die Bitten und Versprechungen der schönen Frau, selbst mit Liebkosungen verbunden, verfehlten ihre Wirkung nicht; allgemeiner Aufruhr herrschte im Lager, und die donischen und Saporoger-Kosaken, unter Saruzkij's Befehl, rückten mit ihrem Anführer am hellen Tage aus, um nach Kaluga zu ziehen, wohin der Usurpator sich gewendet hatte. Aber die Gewandtheit und Unerschrockenheit einiger Generale kam dieser Kühnheit zuvor; sie setzten den Flüchtlingen nach, und zwangen, nach einem blutigen Gefecht, worin an zwei Tausend das Leben verloren, die Uebrigen, in's Lager zurückzukehren, mit Ausnahme ihres Anführers, der glücklich entkam. Marina, jetzt selbst in der größten Gefahr, und von der Furcht gepeinigt, daß man sie nach Polen ausliefern werde, legte um die zarten Glieder ein kriegerisches Gewand, und floh Kaluga zu, um ihren Gatten durch ihren Muth und ihre Rathschläge aufzurichten und zu unterstützen; sie war aber nicht so glücklich, das Ziel ihres Strebens zu erreichen, denn schon auf dem halben Wege

ereilte sie ein Trupp nachsetzender Russen, und führte sie nach Moskwa. Wer vermöchte die Gefühle zu beschreiben, welche Marina's Herz beim Anblick jener prachtvollen Kaiserstadt ergriffen, über welche sie bestimmt gewesen war, zu herrschen, und welche sie einst mit all' ihrem Glanze huldigend umgeben hatte. Czaar Wladislaw, ihre Geburt und ihr Geschlecht berücksichtigend, ließ ihr ein ganzes Haus anständig einrichten, und gestattete ihr sonst manche Freiheit, welche in der Regel den Gefangenen versagt ist. Allein selbst dieß huldvolle Verfahren ließ keine andere Empfindung in ihr aufkeimen; sie blieb fest darauf stehen, daß ihr die Krone gebühre, wobei sie auch dann noch beharrte, als sie das schreckliche Ende des zweiten Usurpators erfuhr, das er, bei einer Jagd, durch die Hand eines seiner Feinde gefunden. Rußland freute sich seines Falles, denn er hatte manches Herzblut vergossen, und neue Gräuel und Schrecken über das leidende Land verbreitet.

Der österreichische Gesandte, Herr von Rozinski, war von seinem König von Wien wieder zurückberufen, und dagegen für den russischen Hof in gleichem Grade bestimmt worden. Was lebte in Iwans Herzen nicht Alles auf, als sein Auge Marina's Schriftzüge erblickte, als er nun endlich hoffen durfte, die theuere Geliebte bald auf ewig sein zu nennen. Ein neues, schönes Leben, wähnte er, habe mit seinem Frühlingshauche

ihn berührt, der Himmel selbst seine Entzückungen über ihn, den Glücklichen, ausgegossen. Die Fürstinn Maria von Radziwill theilte mit ganzer Seele, wie früher einst den Schmerz, nun auch des geliebten Bruders Freude; immer näher kamen sich ihre verwandten Geister. Die Freude aber glich leider hier nur einem einzigen, heitern Sonnenblicke aus düsterem Gewölk, denn dichtere Schatten zog von neuem das Schicksal um Iwans Jugendmorgen. Wie Marina ihre Weiblichkeit entwürdigt, wie sie sich losgerissen von jedem großen, heiligen Gefühle, wie sie seine treue Liebe getäuscht, ach! alles dieß schreckte ihn nur zu früh aus seinem schönen Traume wieder auf; alle Hoffnungen seines Lebens, er fühlte es tief, sie waren reif für das Grab. Gern hätte er die Ehre des neuen Gesandtschaftspostens, der bestimmt war, ihn in das Land, ja selbst an den Ort zu führen, wo die Treulose lebte, einem Andern übertragen mögen, aber Sigismund duldete nicht leicht Widersprüche, und so nahm er seine ganze männliche Kraft zusammen, erfüllte seine Pflicht, und reiste ab.

Der Magnat Jurij Mniszech hatte sein Schicksal nicht lange überlebt. Das zerschmetternde Gefühl der Schande und des gebeugten Stolzes, drückte ihm bald nach allen jenen Vorgängen die verblendeten Augen zu. Möge ihm Licht geworden seyn, dort, wo allein das Licht nur lebt. Dem Fürsten Schachkowskoi gab die Großmuth Wladislaw's die Freiheit zurück, aber alle seine Besitzungen wurden eingezogen, und dem Staate einverleibt, er selbst von dem vaterländischen Boden verwiesen. Marina stand jetzt ganz

allein, ohne Freunde, ohne Heimath, in einem fremden Lande, umringt von Feinden; aber ihr Geist behauptete noch immer jene unerschütterliche Beharrlichkeit, die in andern Verhältnissen und in Verbindung mit wahrer, weiblicher Tugend, ihr die Achtung ihrer Zeitgenossen würden erworben haben.

Um diese Zeit geschah es, daß Graf Wlaß'jew, der durch ein kluges Betragen fast allein von den Anhängern Schuiskij's sich zu behaupten verstanden, der reizenden Marina sich wieder zu nähern gesucht; denn ihr Bild, das zwar nur eine sinnliche Glut, die aber um so stärker sein ganzes Wesen beherrschte, in ihm erregt, konnte nichts aus seinem Innern verdrängen, und er hatte sich selbst zugeschworen, daß kein anderer Mann die leidenschaftlich Geliebte je besitzen dürfe.

Catharina lebte seit dem Augenblick, wo ihr Oheim sie gewaltsam von Marina getrennt, ganz den Gebilden ihrer Phantasie; ihr reines, klares Gemüth ragte, gleich einer edeln Frucht, unter den sie umgebenden Giftpflanzen hervor; wer sie sah, fühlte sich ihr nahe gebracht, die Sanftmuth der holden, feinen Züge, von zarter Blässe angehaucht, die ätherischen Formen ihrer Gestalt, der fromme Blick des hellblauen Auges, schienen eine Heilige bezeichnen zu wollen; selbst Wlaß'jew, bezwungen von einer unwillkührlichen Scheu, legte oft in ihrer Nähe seinen Leidenschaften Fesseln an. Dieser aber war jetzt ganz glücklich, denn Marina hatte endlich seine Wünsche erhört, ihm Herz und Hand versprochen. Catharina glaubte zu träumen, als er ihr von den so plötzlich ver=

änderten Gesinnungen ihrer Freundinn sagte; aber sie eilte selbst zu ihr, und hörte aus ihrem Munde die Wahrheit jenes Ausspruches bestätigen. „Ach, wie ist euch möglich,“ sagte sie, „euere Jugendliebe aufzugeben, und den Grafen Wlaß'jew euerem Iwan vorzuziehen?“ — „Fragt nicht so,“ erwiederte jene, „ich mag Beiden nicht, überhaupt keinem Manne mehr angehören; mit der Liebe bin ich fertig, aber noch nicht mit meinen Plänen; das merkt euch, und schweigt über diesen Punkt; ich will, wie ihr ja schon wißt, mein Ziel allein verfolgen.“ — Catharina, welche den Sinn jener Worte nicht ganz verstand, seufzte tief, sprach kein Wort mehr, und sah scheinbar ruhig den Vorbereitungen zu, welche man schon zu der Vermählung zu treffen begann. Wlaß'jew überhäufte die Geliebte mit Schmuck und Juwelen, und andern kostbaren Geschenken, was sein Reichthum ihm bis zur Verschwendung zu treiben gestattete. Marina dankte mit bräutlicher Zärtlichkeit, und Czaar Wladislaw war mit dem Ausgange dieser Angelegenheit vollkommen zufrieden, denn nun durfte er ja hoffen, daß die Verlobte sich allen Bedingungen unterwerfen würde.

Ueber den schlummernden Bewohnern Moskwa's ruhte eine milde, mondenhelle Nacht mit ihrem sternenreichen Himmel. Da durchschritt langsam und gedankenvoll ein junger Mann in reicher Kleidung die einsamen Straßen der Stadt. Sein

Aeußeres war höchst ansprechend, eine seltene Schönheit zierte seine jugendliche Gestalt, und aus den großen Augen, die im Scheine einer tiefen Wehmuth glänzten, drang ein unbeschreiblicher Zauber an das Herz. Jetzt eben war er im Begriff, aus einer Straße auf einen freien Platz hervorzutreten, da schien es ihm, als berühre ein gellender Hülferuf sein Ohr; der Ton dieser Stimme hallte mit schneidendem Schmerz durch seine Seele. Er hielt den Athem an; er lauschte; Alles blieb still — aber nun rauschte auf einmal eine männlicht Gestalt an ihm vorüber; Schauer durchzuckten ihn, „ein Mörder!“ bebte es in ihm auf. Die Füße blieben ihm wie eingewurzelt auf der Stelle haften, wo die Erscheinung vorübergeeilt war; sinnend starrte er vor sich nieder, als in einem nahegelegenen Hause plötzlich Stimmen laut wurden, Lichter erschienen, die Thüre sich öffnete, und ein Diener herausstürzte, welchem ein Knabe von ungefähr sieben Jahren folgen wollte.

„Bleibt nur daheim, lieber Iwan,“ sagte der Diener, sich zu dem Kleinen zurückwendend, „ihr könnt nichts helfen, und ich bin gleich wieder da.“ Der Knabe blieb stehen, und der Fremde, sich wunderbar angezogen fühlend, war jetzt mit freundlichen Worten demselben näher getreten. Des Kindes Antlitz war todtenbleich, aber die goldenen Locken, mit welchen die Nachtluft spielte, umflossen sein Haupt wie mit einem Heiligenscheine. „Wo wolltest du denn hin, mein Kind,“ fragte der Fremde in einschmeichelndem Tone, „es ist ja Nacht, und Alles schläft schon.“ — „Ach!“ antwortete der Kleine, „ach lieber Herr, ich habe

auch schon geschlafen, aber die Mutter will sterben, da hat sie so laut gerufen, daß ich erwacht bin. O kommt mit zu meiner Mutter," fügte er mit bittender Stimme hinzu, „ihr könnt vielleicht helfen!" Mechanisch folgte der junge Mann dem flehenden Kinde, das seine Hand ergriffen hatte, um ihn nach dem ersten Stockwerke des Hauses zu geleiten. „Da ist meine Mutter und Catharina," sagte es jetzt, indem es auf eine Thüre zeigte, diese öffnete und den Fremden hineinzog. Aber welch' ein Anblick bot diesem sich dar. Das weiße Gewand von purpurnen Blutflecken übersäet, lag eine Frauengestalt, leise nur noch athmend, das Haupt von dunkler Lockenfülle umschattet, der Wandseite zugekehrt, auf einem blau seidenen Divan. Dicht daneben stand ein anderes, weibliches Wesen, bleich wie der Tod, aber herrlich anzusehen, gleich einem Engelsbilde, bei des Lebens Nacht und Grau'n. „Mutter, Mutter, sieh mich nur noch einmal an," rief jetzt der Knabe, und beugte sich herab zu der Ruhenden, welche bei diesen Worten mühsam sich aufzurichten suchte, bei des Fremden Anblick aber mit einem lauten Schrei wieder in die Kissen zurücksank. „Iwan! o heiliger Gott!" tönte es nun aus dem blassen Frauenmunde; dieser aber war mit dem herzzerreißenden Ausrufe, „Marina!" neben dem Divan wie leblos zusammen gesunken.

Mehrere Wochen waren über jener schauerlichen Nacht hingegangen, als der Gesandte, Herr von Rozinski, zum Erstenmal nach einer gefährlichen

Krankheit wieder fähig war, sicher und klar über die Vergangenheit nachzudenken. „Wer war denn das holde Wesen," fragte er seinen Kammerdiener, „das mir an meinem Krankenlager eine so freundliche Theilnahme bewiesen? Wie gern möchte ich der Holden für diese große Aufopferung danken." — „Herr, sie nennt sich Catharina Wlaß'jew," antwortete der Diener, „aber es hat mir viele Mühe gekostet, ihren Namen zu erfahren, da sie dessen Verschweigung allen ihren Leuten streng anbefohlen hatte. Ach! sie hat so treulich bei euch ausgehalten," fuhr der Alte fort, „und Herr, sie ist noch so jung und schön, gleicht ganz euerer erlauchten Schwester, der Frau Fürstinn von Radziwill." — „Du weißt also ihre Wohnung," fragte Iwan weiter; und da es der Diener bejahte, so gab er ihm einige Zeilen mit, in welchen er seine holde Krankenpflegerinn bat, ihm eine Stunde zu bestimmen, in welcher er ihr selbst seinen Dank überbringen könne.

Catharina willigte nach einigem Bedenken in Iwans Wunsch. „Nur ihr, mein Fräulein," sagte dieser, nachdem er sich von der Ueberraschung erholt, welche ihre jungfräuliche Schönheit und Sittsamkeit auf ihn gemacht, „ihr allein könnt mir über Alles Aufschluß geben." — „Gerne will ich, was ich weiß, euch mittheilen," erwiederte Catharina mit thränenschwerem Blick, und fing also an: „An jenem verhängnißvollen Abende, wo ein ahnungsreiches Gefühl, denn Zufall kann ich es nicht nennen, euch in meine Nähe gebracht, befand ich mich selbst erst nur wenige Augenblicke bei der unglücklichen Marina, da ich von dem Landgute ei-

ner Freundinn eben heimgekehrt war. Ich fand meine Freundinn, obgleich ich den an mich abgesendeten Dienern gefolgt war, schon in des Todes kalten Armen. Mit der größten Anstrengung vermochte sie mir nur noch einige Worte zuzuflüstern, so daß mir Vieles dunkel blieb. Später jedoch erfuhr ich durch eine ihrer Kammerfrauen, der sie Alles zu vertrauen gepflegt, die nähern Umstände.

Sie hatte nämlich mit dem Hettmann Saruzkij, welcher schon seit einiger Zeit Moskwa in der Absicht umschwärmte, ihr Beistand zu leisten, heimliche Einverständnisse unterhalten, und nur deßhalb meinem Oheim ihre Hand zugesagt, um durch sein Gold Anhänger für sich zu gewinnen, und später gemeinschaftlich mit diesem Verräther von neuem dem nie aufgegebenen, unglückseligen Wahn von Erdengröße nachzustreben. Durch eine Tapetenthür schlich Saruzkij sich in Marina's Zimmer, und an jenem Abende kam der Verlobte hinzu, sah sie im traulichen Gespräch mit einem fremden Mann, und stieß ihr, von Rache und Eifersucht gefoltert, seinen Dolch in die Brust." — Catharina hielt hier inne, da sie Iwans schmerzliches Gefühl gewahrte, fuhr aber bald wieder also fort: „Der Tod hat eine reinigende Kraft; laßt, Herr von Rozinski, jede andere Empfindung in euch schweigen, und weiht der Todten eine Thräne des Mitgefühls; sie war ja nur hier eine Verirrte; dort wird sie sich einst wieder zu uns finden." — „Ach," rief Iwan mit Wehmuth aus, „ich habe ihr längst verziehen; nur das zerreißt mir das Herz, daß der Tod das einzige Mittel seyn mußte, ihren ehrgeizigen Leidenschaften ein Ziel zu setzen. — Wie kam ich aber

so ganz unter euere milde Obhut, mein Fräulein; ich bitte euch, mir nichts zu verbergen," — „Ohnmächtig und todtkrank," entgegnete Catharina," nachdem Marina mit euerem Namen auf den blassen Lippen verschieden, und ich ihr die Augen zugedrückt, ließ ich euch nach meiner Wohnung bringen, und hatte nach einigen Wochen wieder das Glück, euch dem Leben zurückgegeben zu sehen. Mein Oheim, um dessen blutige That noch Niemand weiß, muß gleich nachher die Stadt verlassen haben; was aus ihm geworden, wo sein Fuß jetzt weilt, weiß nur Gott, der ja auch dem Verbrecher verheißen hat, ein gnädiger Erbarmer zu seyn." — „Und ihr steht jetzt ganz allein, mein Fräulein," sagte Iwan, und in seiner Seele wollte ein schönes Licht aufleuchten. „Ich habe mich dem Kloster bestimmt," antwortete Catharina, und schlug erröthend die Augen nieder. „So lebt denn wohl, nehmt meinen innigsten Dank, und betet für mich und für sie!" stammelte Iwan, und verließ die Jungfrau.

Er kehrte in Begleitung des verwaisten Iwans nach Polen zurück, weihte sein Leben dessen Erziehung, dem Staate, dem Wohle seiner Mitmenschen, und dem Andenken Marina's, das aber oft mit Catharinens Bilde verschmolz. Diese, ihrem ersten Gefühl treu, netzte mit den reinen Perlen ihrer Augen den Schleier, bis er zur Sonnenwolke sich verwandelte, und sie empor trug, wo keine Thränen mehr fließen.

Der Blick in die Zukunft.

Aus dem Französischen frei bearbeitet,

nach

Pigault Le Brun.

Keine Wunder glauben, heißt: bei hellem Tag die Augen schließen, und sich einbilden, es sey Nacht.

Fließt nicht noch alle Jahre das Blut des heiligen Januarius in Neapel? Verrichten unsere Priester nicht täglich Wunder zum Heil unserer Seelen? Ist Rom nicht voll Mirakeln, die uns von allen Sünden rein waschen, ohne Seife und Wasser? Vermehren sich diese nicht sogar neuerer Zeit in dem aufgeklärten Frankreich? und haben unsere Mesmerianer und Puisegurianer aufgehört, junge Mädchen zu streicheln, daß sie mit geschlossenen Augen mehr sehen, als die sieben Weisen mit offenen jemals gesehen haben?

Also:

Keine Wunder glauben heißt ꝛc.

Welches das erste war.

Keinen Teufel glauben, heißt: ihm Thor und Riegel öffnen, und ihm den Pfad zu unserem Herzen eben und leicht machen.

Die größte Gefahr für unsere Seelen ist eine sträfliche Sicherheit. Dem offenen Feinde können wir muthig begegnen, aber der verborgene überfällt uns, wie ein Dieb in der Nacht. In frühe=

ren Zeiten hatte es der Böse zu bunt gemacht. Seine Gehülfen, Zauberer und Hexen, trieben ungescheut ihr Wesen, bis die heiligen — protestantischen und katholischen — Inquisitionen sie dem Herrn zum süßen Geruch braten ließen, und er selbst hinkte auf seinen Bocksfüßen frech in der Welt umher, und schlug sich mit den frömmsten Männern herum wie ein englischer Boxer, ohne sich schrecken zu lassen, wenn ihm auch einmal ein Dintenfaß nach dem Kopf flog; deßwegen waffnete man sich gegen ihn mit Amuletten, Talismanen, Reliquien, Weihwasser u. dgl.; und nun zog er sich weislich zurück, aber nicht in den Schwefelpfuhl, wo Heulen und Zähneklappern die Ohren zerreißen, wie eine Oper im neuesten Geschmack, sondern in die Augen unserer Schönen, auf die Zungen der Caffee- und Betschwestern, und in die Herzen der Reichen, der — der — doch

Wo ist der Stand,
In dem er nicht
Wohl zugericht't
Sein Nestchen fand?

Er leibt und lebt also noch, wie in den Zeiten der Erzväter und der Heiligen vom vierten Jahrhundert an; nur treibt er sein Wesen anonym, wie unsere Kritiker, und auch bequemer, da sein Reich sich von selbst hinreichend bevölkert, und nur magische Kräfte ihn bewegen können, in eigener hoher Person zu erscheinen.

Also:

Keinen Teufel glauben, heißt ꝛc.

Welches das zweite war.

Dieweil nun hierdurch die Existenz der Wunder und des Teufels so klar bewiesen ist, als Drei und Eins Vier machen, mögen auch gewisse Leute dagegen einwenden, was sie wollen: so kann ich also meine Geschichte erzählen, ohne zu befürchten, daß man mich zu denjenigen rechne, die von der argen Welt als Mystiker und Träumer, oder gar als Fromme verlacht werden.

Der Held unserer Geschichte war zwar etwas dumm, was aber noch weit schlimmer ist, sehr arm. Dagegen besaß er eine äußerst glückliche Phantasie, die ihn von Allem, was da kommen sollte, immer das Höchste erwarten ließ; und nur das raubte ihm zuweilen seine Ruhe, daß er nicht so hell in die Zukunft blicken konnte, als unsere Clairvoyans.

Er war ein ächter Abkömmling der alten Herzoge vonBretagne, und mancher Neuadeliche würde ihn gerne mit Gold aufgewogen haben, wenn er dafür seinen Namen auf dessen Stammbaum hätte pfropfen können. Man sieht also wohl, daß es nicht seine Dummheit war, welche ihm den Weg zu hohen Würden versperrte, wie so häufig die Erfahrung zeigt, sondern nur seine gränzenlose Armuth. Seit Franz der Erste die erheirathete Bretagne dem Reich einverleibt hatte, waren mehrere Nachkömmlinge der Herzoge so tief herabgesunken, daß einige sogar zu den gemeinsten, bürgerlichen Gewerben greifen mußten, um sich zu erhalten. Unser Herr von Kinglin aber bewahrte seinen Adel so streng, wie ein ungarischer Magnat, und wenn er schon nichts besaß, als ein Paar Morgen gepachteter Aecker, die er im leine-

nen Kittel und Holzschuhen mit einem Joch magerer Ochsen selbst pflügte, so befestigte er doch immer sein ritterliches Schwert an den Sturz seines Pflugs, und würde um keinen Preis seine trockenen Kartoffeln und sein schwarzes Brod mit der wohlbesetztesten Tafel eines Bürgerlichen vertauscht haben. Dagegen aber genoß er den Triumph, daß er des Sonntags seine Andacht in dem Betstuhl des abwesenden Gutsherrn halten durfte, und daß jeder Bauer den Hut vor ihm abzog.

Man hat so viele Beispiele von der Laune des Glücks, daß es kein Wunder ist, wenn sich in dem schwachen Gehirn des chimärischen Kinglin die Möglichkeit festsetzte, wieder zu dem Besitz des Herzogthums seiner Vorfahren zu gelangen. War doch Biren nur der Enkel eines Stallknechts, und wurde Herzog von Curland; Przemislaus, ein Bauer, ward von Libussa zum König von Böhmen erhoben, und der Sohn eines Schweinhirten sogar Papst geworden.

Da der Gutsherr aus Menschenliebe den Schweiß seiner Unterthanen in der Residenz verzehrte, um ihnen durch den Anblick seiner prunkenden Tafel nicht ihr trockenes Brod zu entleiden, so war Kinglin der einzige Adelige des Orts, was für ihn eben so vielen Werth hatte, als hätte er, wie Robinson Crusoe, auf einer einsamen Insel gelebt; denn wie konnte der künftige Herzog von Bretagne, oder wohl gar noch etwas mehr, sich herablassen, mit Bürgerlichen zu verkehren?! Er unterhielt sich also in müßigen Stunden, und deren hatte er viele, wie es seinem Stande gebührt — mit seinen Phantasien, und den Büchern, die

er zuweilen von der alten Beschließerinn im Schlosse erhielt, und die, da sie meistens aus Gespenster- und Hexengeschichten bestanden, ihn in der vollen Ueberzeugung bestärkten, daß der Teufel noch immer sein Wesen in der Welt treibe; ein Glaube, den wir nicht nur im Eingange bis zur Evidenz bewiesen haben, sondern der auch noch täglich durch die Missionäre an allen Straßenecken in Frankreich gepredigt wird.

So lebte er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre, und da ihm gerade in dieser Zeit die Kartoffeln ausgegangen waren, so beschloß er, nun einmal, zu Erfüllung seiner Erwartungen von der Zukunft, einen ernstlichen Schritt zu thun. Am schnellsten glaubte er sein Ziel zu erreichen, wenn er sich mit einer französischen Prinzessinn vermählte. Doch besann er sich, daß man ihn am Hofe noch gar nicht kenne, und daß es wohl gerathener seyn möchte, sich zuerst einige Verdienste um das Vaterland zu erwerben, obwohl diese von Nachkommen verdienstvoller Väter nicht immer gefordert noch erwartet werden.

Er schrieb also an den Kriegsminister, legte seinen Stammbaum bei, den er sorgfältiger aufbewahrte, als Harpagon seine Schätze, und bat um eine Lieutenants-Stelle, weil ein prophetischer Geist ihm sagte, daß dieses der sicherste Weg sey, zur höchsten Würde zu gelangen, wenn man es nur recht anzugreifen wisse, und es mit den Mitteln zum Zwecke nicht zu genau nehme.

Eine, auch in Friedenszeiten so wichtige Stelle konnte doch nicht ohne Prüfung einem unbekannten Menschen übertragen werden, obwohl damals

nicht viel mehr verlangt wurde, als daß ihr Besitzer sich fest schnüre, einen ordonnanzmäßigen Zopf trage, und sich schneeweiß pudere. Der Minister schickte also den Brief an seinen Intendanten von Rennes, dieser an den Bevollmächtigten von Lancale, und nachdem er noch einige Canzelleien passirt, und durch ein Dutzend Hände gelaufen war, kam er endlich an den Vorsteher des Orts zum Bericht.

Herr von Kinglin war sehr aufgebracht darüber, daß er sich von einem Bürgerlichen sollte vernehmen lassen, und daß man Fähigkeiten und Kenntnisse von ihm verlange, da man doch voraussetzen könne, daß einem Manne von so hoher Abstammung alle diese Kleinigkeiten angeboren seyn müßten. Allein er mußte sich darein fügen, und da der Ortsvorsteher nur die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse und eine gute Dosis Menschenverstand besaß, aber durchaus keinen Begriff davon hatte, daß dem Edelmann noch etwas Anderes angeboren seyn könne, als die Erbsünde, wie sämmtlichen Adamskindern; so berichtete er bloß als ehrlicher Mann, dem die feine Sprache des Hofes fremd war: Herr von Kinglin verstehe zwar seinen Pflug und seine Ochsen wohl zu führen, sein Kopf aber unterscheide sich von letztern nur dadurch, daß ihm die Hörner fehlten.

Ohne Antwort vom Minister abzuwarten, und in der gewissen Ueberzeugung, daß dieser sich sehr geehrt fühlen werde, einen Nachkommen der Herzoge von Bretagne unter seinem Commando zu haben, verkaufte Kinglin seinen Pflug und seine magern Ochsen, mit welchen er schon so lange in

brüderlicher Eintracht gelebt hatte, verließ seinen Acker, ohne dem Pachtherrn eine Anzeige davon zu machen, denn dieser war nur ein gemeiner Bürger, und machte sich auf den Weg nach Rennes.

Sein Stammbaum und sein Degen schienen ihm hinreichend, sich aller Orten Ansehen zu verschaffen. Er gürtete also letztern um seinen linnenen Kittel, stülpte eine wollene Kappe auf sein phantasiereiches Haupt, und nahm seinen — in fünfhundert fünfundzwanzig Livres bestehenden — Erlbs in einem Queersack auf den Rücken. Dieses war für ihn ein Reichthum, wie er ihn noch nie beisammen gesehen hatte, und er hielt sich fest überzeugt, daß er damit bis an's Ende der Welt reisen könne.

In Rennes kehrte er im besten Gasthof ein, ließ sich's auf Kosten seines Queersacks recht wohl seyn, und wartete geduldig ab, bis der Intendant, der doch von der Ankunft einer so wichtigen Person mußte gehört haben, von selbst kommen, und ihm sein Lieutenants-Patent unterthänigst überreichen werde.

Dieser kam aber nicht, und der Sack wurde täglich leichter. Er hielt es nun doch für rathsam, sich selbst zum Intendanten zu bemühen, ihm die Vernachlässigung seiner hohen Person vorzuhalten, und sein Patent abzuholen. Vergebens stellte ihm der Wirth vor, daß er in seinem jetzigen Aufzug keinen Intendanten besuchen könne, daß es ferner die Höflichkeit erfordere, sich erst melden zu lassen, und um die gelegene Stunde zu seinem Empfang zu bitten. Herr von Kinglin ließ

sich dadurch nicht irre machen. Gewohnt, nur mit seinen Ochsen umzugehen, hatte er nie Gelegenheit gehabt, sich um die Lebensart der höheren Stände zu bekümmern; er bestand also darauf, den Intendanten bei Tisch zu besuchen, weil er da am gewissesten, und frei von Geschäften anzutreffen seyn müsse.

Er trat unangemeldet in das Zimmer, da sich so eben die Familie und einige Räthe und vornehme Herren an die Tafel setzen wollten. Ohne die geringste Verlegenheit fragte er, welcher der Intendant sey, ging dann mit schweren Schritten auf ihn zu, zog seinen Stammbaum hervor, deutete auf einen Zweig desselben, und sagte: „Der da bin ich!"

Bekanntlich sind die Leute die höflichsten, die gewohnt sind, daß man es gegen sie ist, und kein Hofmann wird etwas für eine Grobheit aufnehmen, wenn man ihn nicht geradezu auf den Fuß tritt. So auch der Herr Intendant. Er übersah das Unschickliche an Kinglins Betragen, und bat ihn, an seiner Tafel Platz zu nehmen.

Der Nachkomme der Herzoge von Bretagne ließ sich das nicht zweimal sagen, und setzte sich, ohne auf eine besondere Anweisung zu warten, neben die Tochter des Hauses. So lange servirt wurde, hatte der noble Gast nur Sinn für Essen und Trinken; nach der Tafel aber rief ihn der Intendant in ein Nebenzimmer, und eröffnete ihm mit möglichster Schonung, daß der Minister sein Gesuch abgeschlagen habe, und ihm rathen lasse, in sein Dorf zurückzukehren. Im höchsten Grade über diese Impertinenz aufgebracht, ließ er seinen

höflichen Wirth stehen, und stürzte in den Saal zurück. Hier verkündete er laut, und in Ausdrücken, wie man sie nur hinter dem Pflug lernt, die an ihm begangene Ungerechtigkeit, schimpfte auf die ganze Welt, selbst die Nachkommen Ludwigs des Zwölften nicht ausgenommen, der es für ein Glück habe halten müßen, daß er seine Urältermutter, Anna von Bretagne, zur Frau bekommen habe.

Bald aber faßte er sich wieder; und da er zufällig erfahren hatte, daß die Tochter des Intendanten, mit der er bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte, hunderttausend Livres jährlicher Einkünfte zum Brautschatze erhalte, so wandte er sich nun ohne Weiteres an den Vater derselben, klopfte ihm auf die Schulter, und sagte; „Hören Sie, Herr Intendant, ich kümmere mich nun den Teufel um den Minister. Sie führen einen guten Tisch, und das gefällt mir. Wissen Sie was? Ich will Ihre Tochter heirathen, wenn ich schon von fürstlichem Geblüt bin; aber Sie müssen mir ein Jahr ihres Einkommens vorauszahlen, und mir, nach Ihrem Tode, Ihre Stelle hinterlassen."

Die ganze Gesellschaft konnte über den treuherzigen Vorschlag ein lautes Lachen nimmer zurückhalten, nur der Intendant blieb, als ächter Hofmann, Herr über sich, und äußerte, daß er es unendlich bedauere, diese Ehre nicht annehmen zu können, da die Hand seiner Tochter bereits an den Präsidenten versagt sey.

„Je nun; mach' mir weiter auch nichts draus," erwiederte Kinglin. „Die Zukunft bringt mir

gewiß noch etwas Besseres, und auf diese verlasse ich mich. Leben Sie wohl!“

Im Gasthof angekommen, überzählte er jetzt seine noch übrige Baarschaft, und fand sie so geschmolzen, daß ihm doch endlich anfing, bange zu werden. Er entschloß sich also, an zwei Vettern, die ihm gerade einfielen, zu schreiben, und Unterstützung von ihnen zu verlangen. Der eine war Marschall von Frankreich, der andere Hufschmied in einem nahen Dorfe. Diese so große Verschiedenheit von Verwandten könnte man auffallend finden, aber, ohne auf Adam, von dem wir Alle abstammen, oder auf Noah's Kasten, der bekanntlich den ganzen, von der Sündflut übrig gelassenen Rest der Menschen- und Thierwelt in sich schloß, zurück zu gehen, ist ja erst kürzlich durch eine genaue Berechnung der zu gleicher Zeit auf der Erde lebenden Menschen, mathematisch bewiesen worden, daß es eben so leicht ist, die Verwandtschaft des Kaisers von China mit einem Küchenjungen zu documentiren, als jene unseres Kinglins mit dem Marschall und dem Hufschmied. Mit Anna von Bretagne waren nämlich alle Verwandte nach Paris gezogen, als sie auf den französischen Thron erhoben wurde, und fanden da Ehre und Reichthum, nur die Urältern des Hufschmieds und Kinglins blieben, aus besonderem Eigensinn, in ihren Dörfern zurück, wurden vergessen, und sanken nach und nach bis zur Dürftigkeit herab.

Der arme Hufschmied schickte sogleich dem noch ärmeren Vetter einen Sechslivres-Thaler mit einem zierlichen Schreiben von seiner noch zierlichern Toch-

ter begleitet, in welchem sie mit Herzlichkeit das Unvermögen ihres Vaters, mehr thun zu können, schilderte; der Marschall aber, der mit so vielen, standesmäßigen Schulden überhäuft war, daß er seine Kasse nicht wohl mit einem baaren Geschenk belästigen konnte, fand es angemessener, diese Last dem Staat aufzubürden, und besprach sich deswegen mit einer Tänzerinn, die bei dem Erzbischof von Orleans in besonderer Gnade stand. Dieser konnte einer Fürsprache aus einem so schönen Munde, nach der Verdauungsstunde in seinem geheimen Cabinett angebracht, nicht widerstehen, und in Betracht, daß Dummheit gerade kein Hinderniß sey, eines der brauchbarsten Glieder seines Departements zu werden, ließ er Herrn von Kinglin in das Seminarium von St. Sulpice aufnehmen, und verschaffte ihm ein Beneficium, das zu seinem Unterhalt während der Zeit seiner Studien hinreichte.

Mit diesen Studien ging es nun freilich etwas langsam. Statt in den Lehrstunden aufzumerken, verlor sich unser Freund in Phantasien, und ehe er noch etwas von der heidnischen Sprache begriff, welche die christliche Kirche zur Hofsprache des Himmels erklärt hat, in welcher dem lieben Gott von seinen Dienern ausschließlich die Bitten der Sterblichen vorgetragen werden dürfen, sah er sich schon in der Zukunft durch alle geistlichen Rangstufen bis zur höchsten, nämlich des demüthigen Knechts aller Knechte mit der dreifachen Krone auf dem Haupte, erhoben.

Der Pater Oeconom schien eine besondere Vorliebe für ihn zu haben. Er gab ihm Privatunter-

richt, und zeigte sich bei jeder Gelegenheit freundlich und gefällig gegen ihn. Dagegen ließ sich Kinglin auch herab, ihm in seinen häuslichen Geschäften beizustehen, und zuweilen seine Aufträge an die Wäscherinn des Klosters, oder deren hübsche Tochter zu besorgen. Brachte letztere ihre Arbeit, so schloß sich der Pater mit ihr in seine Zelle ein, um im Nachzählen nicht gestört zu werden. Nach einiger Zeit übertrug er auch zuweilen seinem Schüler dieses Geschäft, mit der Weisung, sich ebenfalls einzuschließen, weil eine Unterbrechung beim Zählen leicht Irrung zur Folge haben könne, und Kinglin befolgte dieses auf's pünktlichste, ohne etwas Arges dabei zu denken.

Nach einigen Monaten berief der Abt von St. Sulpice unsern, in seinen Kenntnissen eben nicht weit vorgerückten, Seminaristen auf sein Zimmer, stellte ihm sein sündliches Leben vor, und gerieth dabei in einen so heiligen Eifer, daß Kinglin am ganzen Leib zitterte, obwohl er gar nicht verstand, was man gegen ihn habe. Der Abt verlangte von ihm ein freiwilliges Bekenntniß seines Verbrechens, aber ohne es, nach Art der spanischen Inquisition, zu nennen. So sehr Kinglin auch seine Paar Sinne anstrengte, so konnte er dennoch nichts in seinem Betragen finden, was die Wuth seines Vorgesetzten hätte rechtfertigen können; er schwieg also, und setzte dadurch den Inquisitor in die Nothwendigkeit, den verstockten Sünder durch Interrogatoria captiosa, die nur geistliche Richter sich erlauben, zum Geständnisse zu bringen. Kinglin antwortete auf jede mit ehrlicher Treuherzigkeit, und nahm auch im Verfolg

des Verhörs keinen Anstand, zu bekennen, daß er sich jedesmal mit der Wäscherinn eingeschlossen, wenn sie an ihn abgeliefert habe.

„Nun, Bösewicht," fuhr der Abt jetzt auf ihn ein, „so läugne ferner, wenn du es vermagst, daß du die Pflichten unseres ehrwürdigen Standes verletzt, die Heiligkeit dieser frommen Anstalt auf's frevelhafteste geschändet, und das arme Mädchen verführt hast! Sie ist Mutter, und hat bereits dem ehrwürdigen Pater Oeconom, dem sie mit kindlicher Liebe ergeben ist, bekannt, daß du an ihrem Unglück schuld seyst."

Kinglin, sich keines solchen Vergehens bewußt, war wie aus den Wolken gefallen. Er wollte sich vertheidigen; er führte an, daß er sich auf Befehl des Paters Oeconomen mit der Wäscherinn eingeschlossen, und daß dieser es immer eben so mit ihr gehalten habe: aber da ward das Uebel nur um so ärger. Wie konnte man ein solches Vergehen auf einen, der Frömmigkeit ex officio beflissenen Mann kommen lassen! Das ganze Seminarium hätte ja darunter leiden müssen! Ergo war Kinglin schuldig, und mußte es noch für ein Glück halten, daß er ohne weitere Strafe von dem Erzbischof, der (außer seinem Cabinett) streng auf Zucht und Ordnung hielt, aus der Anstalt gestoßen, sein Beneficium eingezogen, und er seinem Schicksal überlassen wurde.

Der Marschall, der nun keinen Ausweg zu seinem Unterhalt mehr wußte, da er zum Lehr- und Wehrstand für untüchtig erklärt war, zum Nährstand nicht mehr zurückkehren wollte, und für den Zehrstand weder Geschick noch Industrie be-

saß, ergriff das bequemste Mittel, sich aller Sorge für ihn zu überheben: er ließ ihn nämlich von seiner Thüre wegjagen, so oft er sich meldete.

Einige Tage lebte er vom Verkauf seiner geistlichen Uniform, als aber auch diese Summe aufgezehrt war, die geträumte Zukunft noch immer nicht zur Wirklichkeit werden wollte, und der Abend ihm das entbehrte Frühstück und Mittagessen recht fühlbar machte, entschloß er sich, seinem Ahnenstolz, wenigstens auf einige Zeit, zu entsagen (denn leider! trägt der Stammbaum oft nur taube Nüsse), und die Bahn der Ehre von der untersten Stufe an zu betreten. Hat sich doch schon mancher gemeine Krieger zum Marschall aufgeschwungen, warum sollte dieses einem Nachkommen der Herzoge von Bretagne nicht auch gelingen? Er ging also in ein Werbehaus, und bot Blut und Leben für's theuere Vaterland, das ihn hungern ließ, gegen Commisbrod und täglich fünf Sous, den edeln Menschenfischern an. Diese nahmen ihn bereitwillig auf, und fragten weder nach moralischen noch geistigen Eigenschaften; nur zweifelten sie an der ersten, zum Helden erforderlichen: an der vorgeschriebenen Größe. Ehe man ihm also den bindenden Tschako aufsetzte, und das brüderliche Glas reichte, das schon so Manchen, um den die Flasche tanzte, für König und Vaterland begeisterte, stellte man ihn unter das Maß, und da fand sich denn zu seinem großen Jammer, daß die Kanonenkugel einige Linien niederer fliegen müßte, als vorgeschrieben war, wenn sie ihm den Kopf mitnehmen sollte. Er wurde also auch hier für untüchtig erklärt, und, mit einigen militärischen

Ehrenbezeigungen in die Rippen, zur Thüre hinaus begleitet.

Wer bei so vielen Widerwärtigkeiten sich nicht dem Teufel ergibt, muß gegen seine innere Ueberzeugung und unsere oben angeführten Gründe an keinen glauben. Kinglin glaubte aber so fest an ihn, als der heilige Augustinus, der sich so oft mit ihm herumschlug; und jemehr der Hunger unsern armen Junker plagte, desto gewisser war es ihm, daß nur eine übernatürliche Macht ihm helfen könne.

Nicht aus dem Herzen, sondern aus dem leeren Magen kommen allerlei arge Gedanken hervor, und diese gewannen so viele Herrschaft über den Verzweifelnden, daß er sich am Ende beredete, der Teufel allein befördere alles Gute, und verhindere alles Böse in der Welt, wenn schon wider seinen Willen. „Nur aus Furcht vor der Hölle,“ sagte er sich selbst, „opfern wir unsere Gaben auf dem Altar, und versöhnen uns zuvor mit unserem Bruder. Nur aus Furcht vor der Hölle reißt der Geizige nicht den letzten Bissen dem Dürftigen aus dem Munde, folgt der Wüstling nicht rücksichtslos allen Begierden seines verdorbenen Herzens, stößt der Ehrgeizige nicht Jedem den Dolch in die Brust, der ihm im Wege steht.“ So begeistert von einem der mächtigsten Triebe der Menschheit, dem Hunger, und, durch Stillings Theorie der Geisterlehre, hinreichend bekannt mit den Ceremonien am Hofe des Fürsten der Finsterniß, entschloß er sich, zu diesem seine Zuflucht zu nehmen; stahl eine schwarze Henne, stellte sich mit ihr um Mitternacht auf einen Kreuzweg, und nachdem er

einen magischen Kreis um sich gezogen, fing er muthig seine Beschwörung an. Bekanntlich ist in solchen Beschwörungen so wenig Sinn, als in den Werken unserer, in Vergessenheit begrabenen Karfunkeldichter und mystischen Glaubenshelden, und nur der Teufel versteht ihre Sprache. Deswegen finden wir uns außer Stand, sie dem wißbegierigen Leser zu allenfallsigem, eigenem Gebrauche mitzutheilen, und begnügen uns, ihm zu versichern, daß der Teufel wirklich mit Hörnern, Schwanz und Pferdefuß erschien, wie er als Reisender in einem Münchner Blatt (dessen Witz so kräftig ist, als der des Paters Abraham à Sancta Clara), alle Sonntage zur großen Erbauung der Bierkneipen, in einem derben Holzschnitt paradirt.

Mit der Höflichkeit eines Douaniers fuhr er den Bebenden an: „Was willst du?“

Kinglin hatte so viele Wünsche, daß Himmel und Hölle nicht im Stande gewesen wären, sie alle zu befriedigen, wenn er sie hätte äußern dürfen. Der Teufel aber erklärte ihm kurz, daß er sich nur auf einen einzigen beschränken müsse, und daß ihm nur wenig Zeit übrig bleibe, sich zu besinnen. Dieß war nun eine schwere Aufgabe für einen Menschen, der nur in seinen Träumen lebte, und nie sich gewöhnt hatte, etwas voraus zu bedenken. Reichthum, Ehre, die höchsten Wünsche der Sterblichen, schienen ihm nicht genug, seine Seele dafür zu verpfänden. Er kannte Reiche, die aus Geiz ihres Lebens nicht froh wurden, und Ehrsüchtige, die ungenügsam immer nur nach höhern Stufen blickten, ohne durch die schon erkletterten befriedigt zu seyn. Er wünschte etwas zu

finden, das nicht nur Beides in Einem vereinige, sondern das sich auch auf andere Wünsche ausdehnen lasse. Plötzlich fiel ihm ein, daß er ja schon längst Alles von der Zukunft erwarte, und diese immer voraus zu wissen, der sicherste Weg zu jedem Glück seyn müsse.

Ohne sich weiter zu besinnen, trug er dem Teufel diesen Wunsch mit Entschlossenheit vor, und dieser gewährte ihn mit einem heimtückischen Lächeln, gegen das einfache Unterpfand seiner magern Seele. Auf einem Stempelbogen, der den Vertrag in bester Form Rechtens, von einem der zahlreichen Advocaten aus Pluto's Reich verfaßt, in Flammenschrift enthielt, schrieb Kinglin mit einer schwarzen Rabenfeder seinen Namen mit dem Blute, das aus der kleinen Wunde hervorquoll, die Satan ihm mit seiner spitzigen Klaue in den Arm geritzt hatte; dann verschwand dieser, nicht ohne eine Wolke von Wohlgeruch zu hinterlassen, wie unsere süßen Herren, wenn sie in Damengesellschaften gehen. Aber noch ehe diese Wolke verdunstet war, strich unser Held, nach der Verabredung, mit der linken Hand seinen Titus in Form eines Horns zusammen, und rief durch dieses Zeichen seinen Associé wieder zurück, um ihn zu fragen, wo er etwas zu essen finde, das nichts koste? Hierauf flüsterte ihm eine leise Stimme in's Ohr (denn fernere, persönliche Erscheinungen hatte er sich Ein für Allemal verbeten), daß er in einer Ecke des erzbischöflichen Parks eine mit einer leichten Steinplatte bedeckte Höhlung, und darin mehr finden werde, als er bedürfe.

Kinglin folgte mit eiligen Schritten dieser

Weisung, und fand zu seiner größten Freude einen Ueberfluß in reinliches Papier eingewickelter Leckerbissen, nebst zwei halbvollen Flaschen Madera. Mit wahrer Wuth stürzte er darüber her, und verschlang so viel, als sein Magen zu fassen vermochte. Da er nun, so sehr er sich bemühte, auch für den andern Tag zu essen, nichts mehr hinunter bringen konnte, und auch die Flaschen geleert waren, schlich er, kaum im Stande, zu gehen, nach Hause, um während der Verdauung, zwischen Schlaf und Wachen, zu überlegen, was er nun zuerst von der Zukunft zu wissen verlangen wolle. Aber noch lange war er mit diesem wichtigen Geschäft nicht im Reinen, als er ein Kneipen und Grimmen in seinen Gedärmen fühlte, das ihm alles Nachdenken unmöglich machte. Diese Empörung seines Magens löste sich am Ende in einen Zustand auf, als hätte er nie einen Bissen genossen, und der Wirth fand ihn am Morgen in einer so tödtlichen Schwäche, daß er für nöthig hielt, ihn so schnell als möglich in einem Hospital unterzubringen.

Wer den Teufel beschuldigen wollte, daß die Speisen, die sein Schüler genossen, in der Hölle zubereitet worden, um ihm mit diesen auch die Seele abzuführen, würde ihm sehr unrecht thun. Kinglin hatte ihn bloß gefragt, wo er etwas zu essen finde, das nichts koste, und er hatte redlich darauf geantwortet. Daß diese Speisen von dem Haushofmeister des Erzbischofs reichlich mit Rhabarber und Brechpulver vermengt waren, um auf die Spur zu kommen, zu welchem Zweck ein diebischer Koch sie versteckt habe, war er nicht

schuldig, zu sagen, denn er war nicht darum gefragt worden, und er folgte darin bloß den Grundsätzen der Jünger Loyola's, die, oft noch besser als der Teufel selbst, mit halben Wahrheiten sich durchzuhelfen wissen.

Einige stärkende Mittel und seine gute Natur stellten Kinglin bald wieder her. Da aber ein Spital keine Anstalt für gesunde Müssiggänger ist, so kündete man ihm, zu seinem großen Jammer, an, daß er es verlassen müsse.

Jetzt traten die vorigen Sorgen wieder für ihn ein, denn er verstand es noch immer nicht, so viel Vortheil aus seiner Verbindung mit dem Bösen zu ziehen, daß er sich immer satt essen konnte.

Aus dem Spital entlassen, suchte er sein Kämmerchen im Gasthof wieder auf, fand es aber besetzt, weil er keine Miethe während seiner Abwesenheit bezahlt hatte, und der Wirth erklärte ihm geradezu, daß er ihn nur dann wieder aufnähme, wenn er baares Geld aufweisen könne. Wie ein Strahl aus dunkler Wolke blitzte der Gedanke in ihm auf, daß Reichthum allein die Bahn zum Glück ebne, und da er durchaus keine Anlage zum Geiz in sich verspürte, so fürchtete er auch nicht die Folgen davon. Plötzlich strich er, wie ein Stutzer, der in einen Gesellschaftssaal tritt, seinen Titus, und fragte den Teufel, wo ein Schatz zu finden sey, den noch Niemand entdeckt habe?

„In Visapur" antwortete dieser, „ist eine noch unentdeckte Diamantgrube."

„Wie komme ich dazu?"

„Das ist deine Sache. Ich habe mich nur

verbindlich gemacht, dir das Verborgene anzuzeigen, aber nicht, dir zu rathen."

„So zeige mir einen andern."

„Der größte Schatz liegt auf dem Grunde des Meers, und ist, wie sogar die Zeitungsschreiber gemeldet haben, erst neuerlich durch mehrere Fäßchen, mit Gold gefüllt, vermehrt worden."

„Hole mir diesen."

„Zum Handeln bin ich eben so wenig verbunden, als zum Rathen."

„So pack dich zum Teufel!" rief Kinglin im höchsten Zorn, und lief voll Verzweiflung in den Straßen umher. Da stieß er auf ein Haus, an welchem ein Schild die Wohnung eines Collecteurs von dem Lotto di Genua anzeigte. Fortuna stand mit verbundenen Augen auf einer Zehenspitze in den Wolken, während sie den andern Fuß, wie eine Ballettänzerinn, gerade ausstreckte, und damit auf die Menge zeigte, die ihr im bunten Gewimmel zu Wagen zu Roß und zu Fuß nacheilte. Mit der rechten Hand drehte sie ein großes Rad, aus dessen fünf Speichen Gold auf die Erde regnete, und mit der linken hielt sie ein Blatt empor, auf welchem mit großen Buchstaben stand:

Wer schnell will werden reich,
Der melde sich sogleich;
Fortuna gibt in einem Nu
Dir Tausende für Einen Sous,
Und zwar ohn' alle Kunst und Müh'.
Vivat die große Lotterie!

Das war es ja eben, was unser verunglückter Teufelsbanner wünschte! Reich werden ohne Kunst

und Mühe; was kann reizender seyn? Streben doch so Viele mit aller Anstrengung darnach, und opfern Ruhe und Gewissen darum, und hier — — Kinglin nahte sich dem Manne, der, wie der Hanswurst vor einer Marionettenbude, unter seiner Thüre stand, um Liebhaber herbeizulocken, und ließ sich die Sache, die ihm ganz fremd war, näher erklären. Obwohl das Aussehen des nur noch mit einer Weste bekleideten Junkers der menschenfreundlichen Anstalt keine großen Vortheile versprach, so hielt dieses dennoch den Collecteur nicht ab, ihm eine vollständige Erläuterung zu geben; denn eben darin besteht das Wohlthätige dieses Instituts, daß auch der Aermste seinen letzten Sous für eine Hoffnung verwenden kann, die, wenn sie ihn auch meistens trügt, ihn wenigstens in seinen Träumen beglückt.

Da morgen schon gezogen wurde, so besann sich Kinglin nicht lange, bot dem Collecteur sein Westchen für dreißig Sous an, und dieser, schon darauf eingerichtet, allerlei entbehrliche und unentbehrliche Haushaltungs- und Kleidungsstücke an Zahlungsstatt anzunehmen, ging den vortheilhaften Handel sogleich ein, und fragte nur, auf welche Nummern er sein Glück versuchen wollte. Darauf hatte Kinglin nun wieder nicht gedacht, und wollte eben die Auswahl dem Collecteur selbst überlassen, als ihm noch zur rechten Zeit einfiel, dieses sey eine Frage, die der Teufel ihm vertragsmäßig, ohne boshaften Rückhalt, beantworten müsse. Er fragte also auf die gewöhnliche Art, und die Nummern 3. 5. 9. 12. 34. klangen ihm in die Ohren. Auf diese Nummern verlangte er nun ein Loos, das er mit ei-

ner Livre besetzte, und ließ sich die übrigen zehn Sous baar herauszahlen, um, bis der große Gewinn in seine Hände kam, nicht zu verhungern.

Den andern Mittag war sein Glück nach Wunsch entschieden. Die Quinterne war gewonnen, und die Administration zahlte ihm mit grämlichem Gesichte den sechzigtausendfachen Betrag seines Einsatzes in leichten Louisd'ors aus. Er warf großmüthig dem Zahlmeister eine Handvoll davon auf den Tisch, ließ sich einen Fiacre kommen, und packte sich, unbekleidet wie er war, nebst seinen Geldsäcken darein. So fuhr er vor das Haus eines Kleiderkünstlers, ließ sich ein Dutzend kostbarer Kleider zur Auswahl in den Wagen bieten, und schickte dann nach allen, zu einer vollständigen Ausstattung nöthigen Künstlern und Künstlerinnen. Ohne aus dem Wagen zu steigen, streckte er dem zuerst angekommenen Haarkünstler den Kopf durch den Schlag entgegen, und ließ sich so den Bart abnehmen, und die Haare in Ordnung bringen; dann wechselte er seine ziemlich beschmutzte Wäsche mit neuer, von der feinsten Sorte, und ließ noch einen Vorrath davon bei sich aufschichten; selbst seine Holzschuhe, wenn gleich alte, treue Diener, warf er mit Allem, was bisher seinen Leichnam bedeckt hatte, zum Wagen hinaus, unter den jubelnden Janhagel, der ihn umgab, und preßte seine breiten Füße in die leichten Schuhe, die ihm ein eleganter Fußkünstler durch das Wagenfenster — denn die Thüre aufzumachen, hielt er für bedenklich — anschob. Einen Vorrath der feinsten Hüte ließ er sich nachführen, weil der Wagen bis oben, wie ein Kleidermagazin, angefüllt war, und nun fuhr

er weiter, um sich mit Degen, Sporen, Uhren, Ringen, Brustnadeln u. s. w. zu versehen; zuvor aber ließ er seinen Stammbaum an eine Thüre des Fiacres heften, und kam so vor einem prächtigen hôtel garni an, das er früher schon dem Hause seines Vetters, des Marschalls, gegenüber bemerkt hatte. Hier ließ er sich und seinen Reichthum auspacken, und wenn schon durch die vielen Anschaffungen ein Sack von zwölftausend Livres geleert war, so bestellte er sich doch ein splendides Essen und die feinsten Weine, ohne zu fürchten, daß sie gleiche Wirkung haben möchten, wie die Mahlzeit, die ihm der Teufel empfohlen hatte.

Gut macht Uebermuth, sagt das Sprichwort. Mit dem goldenen Zahnstocher in der Hand, und drei Brillantringen an den Fingern, die er weit ausspreizte, stand er am offenen Fenster, räusperte sich, sprach laut mit sich selbst, und machte allerlei Versuche, die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen, aber Niemand achtete in dem Gewimmel auf ihn. Dieses verstimmte ihn, und er suchte nun einen Gegenstand, an dem er seinen Unmuth auslassen könne. Da fiel ihm der Pallast des Marschalls in die Augen, von dessen Thüre er noch gestern wie ein gemeiner Bettler weggejagt worden war. Sogleich beschloß er, sich zu rächen, und dabei den Vetter auf eine feine Art mit seinen veränderten Glücksumständen bekannt zu machen. Er schickte ihm also durch den Hausknecht ein offenes Billet, dessen Inhalt theils aus seinem eigenen, verschrobenen Kopf kam, theils den Styl des Decrets nachahmte, durch welches er mit seiner Bitte um eine Officiersstelle abgewiesen worden

war, und so lautete: „Ich, Baron von Kinglin, Abkömmling der Herzoge von Bretagne, und Besitzer unermeßlicher Reichthümer, entbiete meinem Vetter, dem Marschall, meinen gnädigen Gruß, und da ich erfahren habe, daß derselbe, seiner zerrütteten Umstände wegen, genöthigt sey, sein Haus zu verkaufen, so bin ich Willens, es zu übernehmen, und in Betracht, daß es schon lange von Gliedern unserer herzoglichen Familie bewohnt worden war, folglich gleichsam einen Theil derselben ausmacht: biete ich ihm fünfzigtausend Livres über dessen wahren Werth dafür an.

Tel est notre plaisir etc.“

Dieses Gebot war zwar etwas mehr als Kinglin besaß; da aber die Lotterie monatlich zweimal gezogen wurde, und ihm der Gewinn gewiß war, so durfte er nur jedesmal den Einsatz erhöhen, um nach und nach alles Geld, das in Frankreich existirte, in seine Kasse zu leiten. —

Abgekühlt durch dieses anstrengende Geschäft, und in hohem Grade mit sich selbst zufrieden wegen der Feinheit, mit welcher er seine Rache ausgeübt, trat seine natürliche Gutmüthigkeit wieder in ihre Rechte, und er gedachte des Vetters Hufschmieds, der ihm nach Kräften in seiner Noth beigestanden hatte. Diesem schickte er für seine sechs Livres deren sechshundert, mit einem dankbaren Schreiben, und legte sich dann behaglich auf sein seidenes Sopha.

Nichts ist der Liebe zuträglicher, als Langeweile und eine gute Verdauung. Kinglin fühlte in dieser Stunde, daß ihm, um vollkommen glücklich zu seyn, nur eine liebenswürdige Gattinn fehle. In seinem frühern Zustande hatte er allein

für Befriedigung seines Magens zu sorgen gehabt, also weder Zeit noch Gelegenheit gefunden, seine Blicke auf das Geschlecht zu wenden, das, nach Versicherung der Romanendichter, — so lange sie selbst nämlich noch unverheirathet sind — die Lücke zwischen Engeln und Menschen ausfüllt. Er kannte diesen Rippenabfall der Schöpfung so wenig, daß er nicht einmal wußte, welche Eigenschaften er sich an der künftigen Beherrscherinn seines Herzens wünschen sollte, und hielt es für das Rathsamste, das ganze Geschäft dem Teufel zu überlassen, der schon bei der ersten Frau im Paradiese seine Ueberredungskunst erprobt hatte. Er rief also diesem, trug ihm den Fall vor, und verlangte seinen Rath. Satan aber verwies ihn auf ihren Vertrag, nach welchem er dazu nicht verbunden sey, und zwang dadurch den Liebeschmachtenden, sich an die vorgeschriebene Form zu halten. Kinglin rieb sich ein Paarmal die Stirn, und da er weder Schillers Würde der Frauen, noch Claurens stereotype Schilderungen der grübchenbegabten, in allen Künsten und Wissenschaften hochgelahrten Heldinnen gelesen hatte, so glaubte er, Alles erschöpft zu haben, wenn er fragte, wo er eine schöne, reizende, unterhaltende Prinzessinn finden könne, welche im Stande sey, ihm die Langeweile zu vertreiben, und auch nicht die Spröde gegen ihn mache. Der Verschmitzte, der sich wörtlich an die Fragen hielt, wies ihn an das Theater, wo er in der Prinzessinn von Navarra alle diese Eigenschaften vereint finden werde, und sich nicht daran stören dürfe, wenn sie dem Johann von Paris die Hand reiche,

denn, wenn er sich melde, werde sie ihn dem Prinzen zuverläßig vorziehen.

Kinglin schmückte sich nun mit seinem ganzen Vorrath von Juwelen, füllte alle seine Taschen mit Gold, und fuhr in Begleitung eines Aufwärters des Hotels, dem er eine kostbare, aus einem Kleidermagazin erkaufte Livree umgehängt hatte, in's Theater, in welchem eine herumziehende Truppe Vorstellungen gab. Hier ließ er, auf Anrathen seines Begleiters, sich eine eigene Loge des ersten Rangs aufschließen, setzte sich mitten an die Balustrade, und ließ seinen galonirten Diener hinter sich stehen.

Das Stück hatte bereits angefangen, und Kinglin, der in seinem Leben so etwas noch nicht gesehen, wußte gar nicht, was er daraus machen sollte. Er sah sich überall nach der Prinzessinn von Navarra um, fragte unaufhörlich seinen Diener, ob sie noch nicht angekommen sey, und schlief endlich aus Langeweile ein.

Der Seneschall hatte sich schon lange mit dem Wirth herumgezankt, ehe es dem Aufwärter gelang, seinen Herrn zu wecken, und ihm den Platz zu bezeichnen, wo sie eintreten werde. Kinglins Auge starrte mit aller Anstrengung nach der Thüre, die ihm die Heißersehnte noch verbarg.

In all' der täuschenden Pracht, die er für Wahrheit hielt, erschien sie endlich, von einem glänzenden Hofstaat umgeben, und er bemühte sich vergebens, ihr durch mehrere tiefe Bücklinge seine Ehrfurcht zu bezeigen. Wenn er schon den Zusammenhang von dem, was sie mit den Leuten um sich her, und besonders mit dem anmaßenden Jo-

hann von Paris sprach, nicht verstand, so gefiel ihm doch ihre fröhliche Laune ungemein, und er wollte sogleich hinab, um ihr sein Anliegen zu eröffnen. Mit vieler Mühe hielt ihn sein Bedienter zurück, und nur die Versicherung, daß es Fremden nicht erlaubt sey, die Schaubühne selbst zu betreten, ehe der Vorhang falle, konnte seine Ungeduld im Zaum halten.

Der Vorhang fiel, und ein tobendes Geschrei und Händeklatschen rief die Prinzessinn heraus. Wenn schon Kinglin nicht recht begriff, was dieser Lärm zu bedeuten habe, so stimmte er doch aus vollem Halse mit ein, denn es galt ja der erhabenen Fürstinn, die sein ganzes Herz gefangen genommen hatte. In aller Glorie geschmeichelter Eitelkeit schwebte sie einher, — nachdem der Vorhang seine wohlbeleibten neun Musen wieder in sich selbst zusammengerollt hatte, um der zehnten Platz zu machen, — verbeugte sich dreimal, und sagte mit zierlicher Bescheidenheit, die zu neuem Triumph aufforderte, ein Paar ganz gewöhnliche Floskeln her, verneigte sich noch einmal — (was Kinglin mit tiefen Bücklingen erwiederte) — und hüpfte dann, unter einem Jubel, als hätten sich alle Matrosen der englischen und französischen Marine hier vereinigt, zwischen die Coulissen zurück.

Nun war für unsern Verliebten keine Rast mehr. Der Diener, der schon manchen Fremden dieser Gefeierten zugeführt haben mochte, mußte ihm den Weg in ihr Ankleidezimmer zeigen. Hier saß sie vor dem großen Spiegel, den Ueberfluß von Schminke abwischend; der obere Theil des

goldgestickten Kleides war abgestreift, und ihr Mädchen stand im Begriff, ihr den seidenen Strumpf von dem, auf einem neben ihr stehenden Sessel ausgestreckten Fuß abzuziehen. Das Eintreten des glänzenden Herrn störte sie nicht im geringsten in der Vollendung ihrer Toilette. Sie nickte dem, von Staunen Gefesselten in den Spiegel freundlich zu, zog das Kleid von der blendenden Schulter, während sie auch den andern Fuß der Zofe entgegenstreckte, und erst, nachdem Alles dieses geschehen war, und sie den Carbonarimantel über ein einfaches Hauskleid geworfen hatte, stand sie auf, und trat dem Verblüfften zuvorkommend entgegen. Kinglin stand wie gebannt an der Thüre, und während er sich immer tiefer bückte, und nur die Worte: „Allergnädigste Prinzessinn!“ hervorstotterte, sah sie ihn verwundert an, und wußte nicht, ob sie ihn für einen Wahnsinnigen, oder für einen Etourdi halten sollte, der sie persifliren wolle. Eine ältliche Dame, mit einer etwas breiten Physiognomie, trat ein, und auf einen Blick die glänzende Außenseite des Barons wohlgefällig musternd, brachte sie sogleich Leben in die stumme Unterhaltung.

Sie hatte ihn in seiner Loge bemerkt, und seine gierigen Blicke auf ihre sogenannte Nichte waren ihr nicht entgangen; sie war ihm von ferne auf die Bühne gefolgt, und sein Diener hatte ihr von seinem Reichthum, seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit der Welt, und besonders mit dem Theater, so viele Kunde gegeben, als der schlaue Bursche in der kurzen Zeit, die er bei ihm war, hatte abmerken können. Sogleich war ihr Plan

gemacht. Sein ganzes Benehmen verrieth ihr, daß er die Theater=Prinzessinn für eine wirkliche hielt, und sie fand es ihrem Zweck angemessen, diese Täuschung nicht zu stören. Sie behandelte also die Prinzessinn, nach einem Wink, den sie ihr gab, mit eben der Ehrfurcht, wie Kinglin selbst, gab sich für ihre Oberſthofmeisterinn aus, und wußte ihn so treuherzig zu machen, daß sie ihn und seine Geschichte (mit Ausnahme seines Bundes mit dem Teufel), bald besser kannte, als er selbst. Ein Vertrauen ist des andern werth. Allein hier war nicht der schickliche Ort zu dergleichen Mittheilungen; es wurde also dem Herrn Baron erlaubt, sie nach Hause zu begleiten, und beim Nachtessen zu bleiben.

Die einfache Wohnung und der Mangel an zahlreicher Dienerschaft verriethen keinen Aufenthalt einer Fürstinn. Es wurden ihm aber sogleich gute Gründe dafür mitgetheilt. Die Prinzessinn hatte einen wichtigen Proceß mit der Krone, war deßhalb vielen Verfolgungen ausgesetzt, und um sie zur Nachgiebigkeit zu zwingen, entzog man ihr den größten Theil ihres Einkommens.

Kinglin war hoch erfreut über die Gelegenheit, sich einiges Verdienst um seine Geliebte zu erwerben, und leerte sogleich seine Taschen, ohne zu fühlen, daß eine so gemeine Art, seine Hülfe anzubieten, unmöglich angenommen werden könne. Man sträubte sich aber auch sehr ernstlich dagegen, doch seine, mit einem derben Schwur gegebene Versicherung, daß er das Gold eher zum Fenster hinaus werfen, als wieder einstecken werde, bewog endlich die Damen, es als ein Darlehen anzunehmen. Die Oberſthofmeisterinn ging nun in

ein Nebenzimmer, um den Schuldschein zu schreiben, und Kinglin, einestheils von dem Glück, sein Anerbieten nicht ganz verschmäht zu sehen, anderntheils von den mannigfaltigen Reizen der Holden, und vielleicht auch nebenbei von dem genossenen Weine etwas berauscht, wagte es jetzt, von keinem Zeugen gestört, der Prinzessinn seine Liebe zu bekennen, und ihr, in der gewissen Ueberzeugung, daß er seine Ansprüche auf das Herzogthum Bretagne werde geltend zu machen wissen, seine Hand anzubieten. Verschämt schlug die Schöne ihre Augen nieder, bat um Bedenkzeit, und blickte ihm dabei mit so holder Anmuth in's Gesicht, daß er, seines Sieges gewiß, im höchsten Entzücken den kostbarsten seiner Brillanten vom Finger zog, und an einen der ihrigen steckte.

Die Duegna, die etwas lange Zeit gebraucht hatte, um den Schuldschein zu schreiben, reichte ihn der Prinzessinn ehrfurchtsvoll zur Unterschrift, aber Kinglin nahm ihn ihr aus der Hand, und riß ihn in Stücken, mit dem galanten Zusatze: „Das sind herrliche Fidibus; ich werde meine Pfeife damit anbrennen, und meiner holden Braut dabei gedenken.“

Nach Mitternacht trennte man sich, allerseits höchst zufrieden; selige Träume wiegten den Glücklichen in süßen Schlummer.

Den andern Morgen kam ein, vom Vetter Marschall abgeschickter, Officier, um Kinglin über sein impertinentes Billet zur Rede zu stellen, und Genugthuung zu verlangen. Staberl sagt:

„Wer Geld hat, der darf grob seyn,
Und wer keins hat — der kann's auch seyn.“

Kinglin hatte Geld, folglich glaubte er,

grob seyn zu dürfen. Der Officier wurde es aber auch, obschon er vielleicht kein Geld hatte, und so nahm diese Unterhaltung bald eine sehr nachtheilige Wendung für den übermüthigen Baron. Der Officier gab ihm einige wohlangebrachte Hiebe mit der flachen Klinge, und da eine solche Behandlung für einen künftigen Herzog von Bretagne doch nicht ganz anständig war, so griff auch er zu seinem Degen, der ihm aber gleich beim ersten Gang wieder entfiel, weil eine Wunde im rechten Arm ihn unfähig machte, den zweiten zu versuchen. Kinglin begriff freilich nicht, wie eine erhaltene Wunde Genugthuung für die ihm aufgezählten Hiebe seyn könne, was ihm der Officier versicherte, und fand es höchst sonderbar, daß eine zweite Beleidigung die erste nach den Gesetzen der Ehre aufheben sollte, da aber Nachdenken nie seine Sache gewesen, so begnügte er sich damit, eiligst nach einem Wundarzt zu schicken, und sich den Arm verbinden zu lassen.

Dieser kam, sondirte, und zuckte die Achseln mit einem so bedenklichen Gesichte, daß der Patient sich für verloren hielt, und mit der Verzweiflung rang. Er schickte zu seiner Geliebten, ließ ihr seinen Unfall berichten, und beschwur sie, zu ihm zu kommen, um ihm seine letzten Lebensstunden zu versüßen. Sie kam mit ihrer Begleiterinn, und ließ sich sogar bereden, trotz aller Bedenklichkeiten von Anstand und Schicklichkeit, zu ihm zu ziehen, und ihn während seiner Krankheit zu pflegen.

Kinglin vergaß über diesem Beweise von zärtlicher Zuneigung Wunden und Hiebe, ließ sogleich ihre Habseligkeiten herbeischaffen, die wohlgepackt in einem Schopf aufbewahrt wurden, weil

in den Zimmern nicht Raum war, und übergab ihnen Casse und Schlüssel, mit der Bitte, den ganzen Haushalt nach ihrer eigenen Wahl einzurichten.

Die guten Seelen dachten aber viel zu zart, als daß sie es über sich vermocht hätten, den Kranken mit neuen Einrichtungen und neuen Leuten zu belästigen; sie begnügten sich also damit, Alles in dem vorigen Zustand zu lassen, und sich höchst bescheiden mit der Zofe und dem Aufwärter, welche beide in erbaulicher Eintracht lebten, zu behelfen.

Nach drei Tagen war die Wunde geheilt, nur die ausgestandene Angst hatte noch einige Schwäche in dem Genesenden zurückgelassen. Mit Zuziehung des sehr freigebig belohnten Arztes, drang man in ihn, er möge einige Tage auf dem Lande zubringen, um sich wieder zu stärken. Kinglin ließ sich nach hartem Kampf hierzu bereden, und reiste mit einem neuangenommenen Diener auf ein Dorf, das einige Meilen von der Stadt entfernt war. Je heilsamer die Landluft auf ihn wirkte, desto heftiger erwachte die Sehnsucht nach der Geliebten in ihm, und ehe acht Tage vergingen, konnte er dem Drange, sie wieder zu sehen, nicht länger widerstehen.

Ohne den Teufel zu fragen, — denn er hatte ja in der Angebeteten Alles gefunden, was je die Zukunft Reizendes für ihn aufsparen konnte, — ließ er einspannen, und genoß zum Voraus alle die Seligkeit, die seine unerwartete Zurückkunft bei seinen Gästen verbreiten werde. Einige Straßen vor der seinigen stieg er aus, um die gewiß recht zärtlich für ihn Besorgten desto mehr durch seine plötzliche Gegenwart zu erfreuen; er schlich die Treppe hinauf, und — fand alle Thüren verschlos-

sen. Er zweifelte nicht, daß sie nur einen Ausgang gemacht haben, folglich bald wiederkehren würden, und rief den Herrn des Hotels, um sich aufschließen zu lassen, und sie auf dem Sopha zu erwarten. Dieser kam, verwunderte sich aber sehr über die Gegenwart des gnädigen Herrn, da ihm die Damen gesagt hätten, der Herr Baron habe ihnen den Auftrag gegeben, ein anderes Quartier zu miethen.

„Davon weiß ich zwar nichts,“ sagte Kinglin, „aber sicher haben sie ein größeres gemiethet, um es, nach meinem Wunsche, ihrem Stande gemäß einzurichten, und mich damit zu überraschen.“

„Ihrem Stande gemäß?“ fragte der Wirth. „Eine heillose Comödiantinn ist die Dirne, und noch dazu bei einer der elendesten, herumziehenden Banden — —“

„Herr!“ fuhr Kinglin auf, „haben Sie Respect vor einer Prinzessinn, die durch mich nächstens Herzoginn von Bretagne werden wird.“

„Eine saubere Prinzessinn!“ rief der Wirth, voll Zorn über die ihm entgangene, theuere Miethe. „Dergleichen hohe Personen können Sie des Nachts an allen Straßenecken finden.“

Kinglin wußte gar nicht wie ihm geschah. Hatte er doch selbst sie vor einer Menge Leute im vollen Glanz ihrer Herrlichkeit als Prinzessinn von Navarra gesehen, und alle Anwesenden hatten ihr als solche gehuldiget!

Jetzt ging dem Wirth, der schon Gelegenheit gehabt hatte, die Einfalt seines Miethsmannes kennen zu lernen, ein Licht auf, und er erklärte ihm, was es mit einer solchen Theaterprinzenschaft für eine Bewandtniß habe. Noch immer halb zweifelhaft, trat Kinglin in seine Zimmer; als er

aber alle Kisten geleert, und Schmuck und Geld verschwunden fand, da stiegen doch einige Zweifel in ihm auf. Bald aber faßte er sich wieder, und da ihm der Wirth nicht sagen konnte, wohin die Damen gezogen seyen, entließ er ihn.

„Bin ich nicht ein Thor,“ sagte er zu sich selbst, „daß ich der Verläumdung des neidischen Wirthes Gehör gab? Es ist ja natürlich, daß sie Alles in das neue Quartier mit sich nahmen, nur hätten sie mir hinterlassen sollen, wo sie zu finden sind.“ Dann rief er seinem Verbündeten aus der Hölle, und fragte ihn, wo die Prinzessinn sey.

„Auf dem Weg nach Paris,“ antwortete dieser.

„Nach Paris?“ fragte er verwundert. „Was macht sie da?“

„Sie lacht über deine Dummheit.“

„Unmöglich! Sie wollte mich ja heirathen?“

„Das hatte sie nie im Sinne.“

„Warum nicht?“

„Weil du ihr nicht gefielst; weil sie wohl voraus sah, daß dir ihr wahrer Stand nicht lange verborgen bleiben könne, und weil sie deiner Hoffnung auf neuen Lotteriegewinnst nicht traute, sondern lieber den Sperling in der Hand behielt, als nach dem Sperber auf dem Dache zu jagen.“

„Sie war also keine Prinzessinn?“

„Nur ein Paar Stunden auf dem Theater.“

„Du sagtest mir aber doch —“

„Was ich dir sagte, war in jenem Augenblicke wahr.“

„Du versichertest mich ferner, daß sie meine Liebe erwiedern werde.“

„Ich antwortete nur, daß sie nicht lange die Spröde gegen dich spielen werde.“

„Daß sie eine Betrügerinn sey, hast du mir auch nicht gesagt.“

„Du hast nicht nach ihren Tugenden gefragt.“

„Was soll ich jetzt thun?“

„Was du willst.“

„Ich werde ihr nachreisen, mich an ihr rächen, und ihr das Gestohlene wieder abnehmen.“

„Das kannst du versuchen.“

„Wird es mir gelingen?“

„Sie hat bereits einen andern im Garn, der nicht viel mehr Klugheit als du, aber mehr Muth besitzt, und dir eine Kugel durch den Kopf jagt, wenn du sie beschimpfst.“

„Nu, so mag sie ziehen. Wer war aber die Obersthofmeisterinn?“

„Eine alte Kupplerinn, die sich für ihre Tante ausgibt, und mit Hülfe ihrer Zofe, so wie des verschmitzten Aufwärters alte und junge Gecken prellt.“

„Das hättest du mir Alles vorher sagen sollen.“

„Ich bin nur schuldig, dir auf deine Fragen zu antworten.“

„Aber redlich, nicht wie ein Jesuit.“

„Von dem Teufel kannst du nichts Anderes erwarten.“

Kinglin entließ nun seinen Vertrauten, nachdem er sich zuvor die fünf gewinnenden Nummern der nächsten Ziehung hatte sagen lassen, und tröstete sich über seinen Verlust mit der Hoffnung auf die Zukunft.

Diese wurde auch einigermaßen erfüllt; die mit 200 Livres besetzte Quinterne gewann. Die Lotteriedirection stutzte gewaltig, denn wenn sich auch die Möglichkeit nicht bestreiten ließ, so war doch das Verhältniß von Eins gegen mehr als

fünfzigtausend mit aller Wahrscheinlichkeit im Widerspruch — und vollends zweimal von Ein und ebendemselben Individuum; das durfte nicht seyn. Zwölf Millionen sind wohl der Mühe werth, daß man es mit der Ehrlichkeit nicht so genau nimmt. Ist doch schon so Mancher um weit weniger zum Schurken geworden. Also — man ließ den Collecteur kommen, bei welchem Kinglin eingesetzt hatte, und machte ihm begreiflich, daß, nach Pater Sanchez Opp. P. 2. lib. 3. c. 6. v. 13., ein falscher Eid gar nichts auf sich habe, wofern man sich nur etwas Anderes dabei denke, als worüber man gefragt werde, daß er folglich gegen eine Erkenntlichkeit von 100 Louisd'or, ohne Gefahr für sein Gewissen, behaupten, und nöthigenfalls beschwören könne, Herr von Kinglin habe kein Lotterieloos von ihm genommen. Wer wird einem Lotterie-Collecteur zumuthen, Einwendungen gegen einen so vernünftigen und wohl motivirten Vorschlag zu machen? Die Anstalten zur Ausführung wurden also auf der Stelle gemacht. Als nicht lange nachher Kinglin mit einem Paar Deckelwägen zu Abholung des Geldes ankam, und sein Loos vorzeigte, nahm es der Cassier ihm ab, ohne ihn anzusehen, befriedigte einige Andere, vom Glück begünstigte, und warf es, in einem Augenblick, wo Kinglin ihm den Rücken zukehrte, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, in's Camin. Kaum hatte die Flamme es verzehrt, so wandte er sich zu diesem, und fragte mit größter Höflichkeit, was er verlange.

„Eine Kleinigkeit von zwölf Millionen Livres,“ antwortete Kinglin in der frohesten Laune.

Der Cassier sah ihn mit großen Augen an, und schüttelte zweifelhaft den Kopf. Dann fragte

er ihn noch einmal, als ob er nicht recht gehört hätte, und da Kinglin dieselbe Antwort gab, so wandte sich jener zu einem seiner Leute, und sagte, indem er auf die Stirn wies: „Es scheint, als befinde sich der Herr nicht recht wohl, begleiten Sie ihn doch nach Hause.“ Natürlich sträubte sich Kinglin dagegen, und bestand auf der Auszahlung seines Gewinns; er berief sich, da man nichts davon wissen wollte, auf sein, dem Cassier übergebenes Loos, und auf den anwesenden Collecteur, bei welchem er eingesetzt hatte; aber ersterer läugnete, es empfangen, und überhaupt einen Einsatz von ihm erhalten zu haben. Der Streit wurde immer lauter und hitziger; Kinglin kam endlich in eine solche Wuth, daß der Policei-Lieutenant, den man herbeigerufen hatte, ihn in der That für einen Wahnsinnigen hielt, der die fixe Idee von einem eingebildeten, großen Gewinnste habe; er ließ ihn daher ohne Weiteres, und trotz alles Widerstrebens, in das Narrenhaus bringen. Da er sich auch hier sehr ungebärdig benahm, die gröbsten Schimpfreden gegen die Lotteriedirection ausstieß, und endlich sogar sich an seinen Wächtern vergriff, die ihm die vorgeschriebenen Arzneimittel einzwingen wollten, wurde er gebunden, in engere Verwahrung gebracht, und durch Mixturen, Schwitzbäder, ja sogar körperliche Mißhandlung so weit gebracht, daß er nahe daran war, in allem Ernste wahnsinnig zu werden.

Mit seinen Kräften schwand auch nach und nach das Toben in seiner Seele. Er fing an, über sich selbst nachzudenken, und die ruhige Existenz hinter seinem Pflug mit den Drangsalen zu vergleichen,

die sein Streben nach Höherem herbeigeführt hatte. Nur persönliche Freiheit war jetzt sein Wunsch, und für diese würde er willig auf alle seine Träume einer glänzenden Zukunft verzichtet haben. Reuevoll dachte er an seinen Bund mit dem Vater der Lügen, und erwog, daß er ihm bisher nur Unglück gebracht habe; doch vermochte er nicht, sich selbst zu rathen, und vertraute sich dem Teufel auf's neue an. So ist der Mensch! Wenn auch sein besserer Genius — (u. s. w. u. s. w.; die hierher gehörige Moral wird ja in tausend Variationen von allen Kanzeln herunter gepredigt, und seufzt in Versen und in Prosa unter allen Buchdruckerpressen.)

Kinglin verlangte von ihm, daß er ihn aus seiner Haft befreie. Dieser aber hatte seit seinem langen Umgang mit der Welt schon so viel Menschliches angenommen, daß es ihn gar keine Mühe kostete, seinen Freund in der Noth zu verlassen. „Ich habe nicht versprochen, für dich zu handeln,“ sagte er.

„Nun so rede. Wann werde ich frei?“

„Sobald du schriftlich erklärst, daß du ein Narr warst; daß du nicht in die Lotterie gesetzt, und folglich auch keinen Gewinn anzusprechen hast.“

„Das ist aber nicht wahr, und ich kann es beweisen.“

„Womit?“

„Durch das Loos und den Collecteur.“

„Das Loos ist verbrannt, und der Collecteur schwört gegen deine Angabe.“

„Das kann er nicht mit gutem Gewissen thun.“

„Er opfert von den Hundert Louisd'ors, die er erhalten hat, einen Theil der Kirche, und sein Beichtvater entläßt ihm die Sünde.“

„Das ist abscheulich!“

„In deinen Augen allerdings. Die Hölle befindet sich dagegen sehr wohl dabei."

„Gibt es denn kein anderes Mittel, aus diesem verdammten Loch zu kommen?"

„Keines; außer, du hättest Lust, dich aufzuhängen."

Dieser wohlgemeinte Vorschlag, der dem armen Gefangenen kalten Schweiß auspreßte, bestimmte ihn, den ersten zu befolgen, d. h. zu erklären, daß ein momentaner Wahnsinn ihn befallen habe, während dessen Dauer er sich eingebildet, eine Quinterne gewonnen zu haben; daß er nun, da er wieder zu sich selbst gekommen, auf alle Ansprüche an die Lotteriekasse verzichte, und zugleich bitte, ihn seiner Haft zu entlassen.

Dieses erfolgte denn auch, und kaum hatte er sich von seinen Leiden und Schmerzen erholt, so brütete er schon wieder über neuen Plänen für die Zukunft. Ehe aber irgend einer derselben zur Reife kam, schmolz seine Baarschaft so zusammen, daß er gezwungen war, auf Mittel zu seinem Unterhalt zu denken. Arbeiten wollte er nicht, und des Bettelns schämte er sich. Da kam ihm der erhabene Gedanke, Schriftsteller zu werden. Er hatte gehört, daß dieses der sicherste Weg zu Ruhm und Ehre sey, wenn man auch Anfangs etwas hungern müsse; und obschon er fühlte, daß es ihm an Kenntnissen und Talent fehle, so hatte er doch drei rüstige Finger, die ja bei so Vielen den Kopf entbehrlich machen. Er schloß sich also ein, legte ein Paar Bogen Papier zurecht, tauchte die Feder ein, und — da saß er. Aller Anfang ist schwer. Was er schreiben wollte, wußte er noch nicht. Er ließ sich ein Bücherverzeichniß ho=

len, um aus den Titeln zu sehen, über was alles geschrieben werde, aber überall fand er Anstände. Mit dem Teufel konnte er sich nicht berathen, denn dieser hatte ihm schon zu oft erklärt, daß er zum Rathgeben nicht verbunden sey. Er erkundigte sich daher bei einem Buchhändler, welches seine gangbarsten Artikel seyen. Dieser nannte ihm Predigten, Gebetbücher, Romane, Memoiren und Theaterstücke. Nun wußte er doch, was er den Teufel fragen sollte.

„Ich will Predigten oder Gebetbücher schreiben,“ sagte er zu diesem, „werden sie Abgang finden?“

„Allerdings; sie müssen aber entweder sehr gut, oder voll mystischen Unsinns seyn. Du bist jedoch nicht der Mann dazu.“

„Also Romane?“

„Deren gibt es so viele, daß man wohl ein Paar Jahrhunderte die Hölle damit heizen könnte, und die meisten sind nicht besser, als du sie schreiben würdest, wenn du ebenfalls die Kunst verstündest, leeres Geschwätz in schwülstige Worte zu kleiden, oder das schon zehnmal da Gewesene mit einigen kleinen Abänderungen zum eilftenmal wiederzukäuen.“

„So will ich denn Memoiren schreiben.“

„Da hättest du freilich die schönste Gelegenheit, dich selbst lächerlich zu machen, denn dein ganzes Leben war bisher eine Reihe von Dummheiten, die Manchen unterhalten könnten, wenn du nicht zu unbedeutend wärest. Du müßtest die Gabe besitzen, das Nachtheilige mit einem glänzenden Firnisse zu überziehen, und die Lücken mit Lügen auszufüllen, dann würde das Ganze einiges Interesse erregen.“

„So bleibt mir also nichts mehr übrig, als

das Theater. Wenn ich nur etwas davon verstünde."

„Das hat nicht viel zu bedeuten. Es schreibt Mancher über Gegenstände, die er nicht versteht. Aber mit dem Theater hat es seine eigenen Schwierigkeiten. Ist auch dein Stück gut, was sich indessen von dir nicht erwarten läßt, so hast du dennoch unsägliche Mühe, es anzubringen. Die Directionen, denen du es zuschickst, lassen es oft mehrere Monate liegen, ohne dir nur zu antworten, und du darfst froh seyn, wenn du dein Manuscript am Ende unverstümmelt zurück erhältst. Sie nehmen es dir nicht ab, weil sie es wohlfeiler haben können, wenn es gedruckt ist, und die Buchhändler kaufen es nicht, wenn es nicht zuvor mit Beifall gegeben wurde. Hat es aber auch dieses Glück erlebt, so stiehlt's ein Theaterlump dem andern, und du bist um deinen Vortheil geprellt. Ehe es ferner zur Aufführung kommt, hast du mit tausend Cabalen zu kämpfen. An den Rollen wird gestrichen, was den Künstlern nicht zusagt, und wenn es noch so wesentlich wäre; Andere vernachlässigen ihre Rollen, weil sie nicht genug darin glänzen können, oder die Mitspielenden absichtlich nicht unterstützen wollen; sie lassen sie mit offenem Maule auf das Schlagwort warten, wo der Affect plötzliche Erwiederung verlangt, oder kehren sich gleichgültig weg, während man ihnen im engsten Vertrauen ein Geheimniß mitzutheilen, oder ihre Theilnahme in Anspruch zu nehmen hat. Dann gibt es auch Parteien im Publicum. Man klatscht oder pfeift, nicht weil das Stück gut oder schlecht ist, sondern weil man der Person, welche die Hauptrolle hat, hold oder abhold ist, oder je

nachdem du zu einem Bunde gehörst, dessen Anhänger dir geneigt oder abgeneigt sind. Hättest du Sprachkenntnisse, so könntest du dich an eine Uebersetzungsfabrik anschließen, denn die meisten Theater behelfen sich mit fremden Stücken, weil man sich da weder mit dem Verfasser noch mit einem Verleger abzufinden hat, auch nimmt man sie meistens gut auf, nicht weil sie besser sind, als die unsrigen, sondern weil keine Privatrücksichten für oder gegen den Autor Statt finden; du aber würdest überall durchfallen, und da ich, wie du an meiner ungewöhnlichen Schwatzhaftigkeit merken wirst, heute besonders gefällig und gut aufgelegt bin, so will ich dir, gegen meine Verbindlichkeit, diesesmal einen Rath geben, dessen Befolgung dir Ehre und Brod bringen wird. Schreibe ein Flugblatt, worin du nicht nur die Geschichten des Tags, sondern auch künftige Begebenheiten, die ich dir mittheilen will, dem Publicum bekannt machst, und wenn man sieht, daß deine Prophezeihungen eintreffen, so wird dein Machwerk reißenden Abgang haben."

Kinglin, vor Freuden außer sich, umarmte den Gehörnten mit solchem Ungestüm, daß er ihm auf den linken Bocksfuß trat, der an einigen empfindlichen Hühneraugen litt. Der Teufel schrie laut auf, nannte seinen Schützling einen dummen Jungen, und verschwand. Kinglin aber machte sich sogleich an die Arbeit, schrieb unter dem Titel: Teufelszeug, Alles zusammen, was er von Kellnern, Hausknechten, geschwätzigen Weibern u. s. w. an Stadtklatschereien erfuhr, nahm aus Zeitungen auf, was Einer dem Andern von Krieg und Frieden, Staats- und Privatgeschichten

des In- und Auslandes bereits nacherzählt hatte, und schloß mit der Voraussagung der Witterungsveränderungen auf mehrere Tage. Es machte ihm eine unendliche Freude, sein Werk gedruckt zu sehen, und wenn es auch im Anfange nicht recht abgehen wollte, weil Schreibart und Sprache gar zu jämmerlich waren, so erregten doch nach und nach seine Prophezeihungen Aufsehen, weil sie auf Tag und Stunde richtig eintrafen, wie sie ihm sein höllischer Rathgeber in die Feder dictirt hatte. Durch Uebung bildete sich sein Vortrag aus; er wagte es in einiger Zeit, Erfolge von Schlachten und großen Unternehmungen, so wie das Steigen und Fallen der Staatspapiere u. dgl., voraus zu sagen; und da auch diese sich bewährten, so war er bald genöthigt, die Auflagen seines Werks bedeutend zu vergrößern.

Theils aus Rache gegen seine entlaufene Theaterprinzessinn, theils, um auch im Aesthetischen zu glänzen, kam er endlich auf den unglücklichen Einfall, Theaterkritiken zu schreiben. Daß er gar nichts davon verstand, konnte ihn nicht davon abhalten, denn sein Dämon sagte ihm jedesmal, was Beifall erhalte, was nicht. Auch über das Spiel Einzelner gab er ihm Auskunft, und lehrte ihn, seine Urtheile motiviren. Damit kam er aber übel an. Wenn er den Einen lobte, so erregte er dadurch den Neid der Andern, und selbst den Gelobten brachte ein einziges Aber so auf, als wäre der bitterste Tadel über ihn ausgegossen worden. Ließ er sich dagegen beigehen, zu tadeln, so gerieth Alles in Feuer und Flamme, und man begnügte sich nicht damit, über ihn zu schimpfen, sondern er durfte es kaum mehr wagen, über die Straße

zu gehen, wenn er nicht von Dichtern und Schauspielern durchgeprügelt werden wollte.

Kinglin ließ sich dieses nicht irren, sondern verfolgte ruhig seinen Gang, ohne aber in die Bootsknechtssprache auszuarten, die sich so mancher Recensent gegen Gelehrte seines Faches erlaubt.

Einstmals fand er auch an der Tänzerinn, die ihm beim Erzbischof in das Seminar von St. Sulpice geholfen hatte, Einiges auszusetzen. Das übermäßige Ausstrecken der Füße bei einer so kurzen, durchsichtigen Kleidung erklärte er für unanständig, und das ewige Drehen auf der Fußspitze für langweilig. Wie eine Furie raunte die Künstlerinn zum Erzbischof, klagte bitter über die ihr angethane Beschimpfung, und bat um Genugthuung. Der fromme Mann fand dieses höchst billig; er tröstete sie nach Kräften, und ließ sich dann einige Nummern der famösen Blätter geben, um nachzusehen, von welcher Seite dem vorlauten Verfasser am besten beizukommen seyn möchte, da es sich doch nicht wohl mit seinem heiligen Amte vertrug, einer Tänzerinn sich öffentlich anzunehmen. Da stieß er denn auf die vielen Prophezeihungen, die alle eingetroffen waren. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen; Religion und Staat waren in Gefahr. Der Bösewicht durfte es für eine besondere Gnade halten, wenn man ihn nicht den Flammen opferte, und sich damit begnügte, die Herausgabe des Blatts auf's strengste zu verbieten. Durch dieses gnädige Urtheil verlor Kinglin zwar Beschäftigung und Brod, aber die Tänzerinn streckte nun, nach wie vor, ihre schönen Füße ungestört aus, ohne sich einer andern Kritik dabei

bloßzugeben, als allenfalls der eines guten Freundes unter vier Augen.

Glücklicherweise hatte Kinglin sich etwas erspart, und konnte also schon eine Zeitlang zusehen, bis sich eine neue Aussicht für ihn öffnete. Allein die glänzende Zukunft, um deren willen er sich dem Teufel verschrieben hatte, wollte noch immer nicht erscheinen.

Gedankenlos schritt er einst durch die Straßen. Seit ihn so mancherlei Unfälle in der Gesellschaft der Menschen betroffen hatten, vermied er sie, und besuchte nie einen öffentlichen Ort. Jetzt aber trieb ihn die Langeweile zum erstenmal in das Palais royal. Eine neue Welt ging vor ihm auf. Die Menge Leute aus allen Ständen, die Pracht der Säulen, der aufgestellten Waaren, Alles fesselte sein Auge; aber noch wagte er es nicht, das Innere zu betreten. Schüchtern ging er an den schönsten Damen vorüber, die ihm oft recht freundlich zulächelten, und suchte Zuflucht gegen das Gedränge in dem Garten. Da ihn aber der Mangel an Schatten auch hier bald wieder vertrieb, entschloß er sich endlich, dem Strom unter die Arcaden zu folgen; von da kam er in die Gallerien, und dann in die obern Säle, wo die grünen Tische seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

In einem prächtig erleuchteten Saale saß und stand eine bunte Menge um diese gefährlichen Tische gereiht. Erwartung, Freude, Verdruß und Verzweiflung mahlten sich abwechselnd auf den Gesichtern. Gold- und Silberhaufen waren in der Mitte vor einem Galgengesichte aufgeschichtet, das mit dem größten Gleichmuth das Spiel leitete, während Andere das Geld mit langstieligen Löffeln austheil-

ten oder einzogen. Was aber Kinglin am besten gefiel, waren die delicaten Erfrischungen, die man hier unentgeldlich austheilte, und die er sich recht wohl behagen ließ. Nach und nach bekam er einen Begriff von dem Spiel, und zugleich auch Lust, sein Glück zu versuchen. Die Lotterie fiel ihm zwar dabei ein, und er scheute sich vor der Gefahr, eine zweite Cur im Narrenhause durchzumachen, aber die Lockung war zu mächtig. Er fragte nun seinen geheimen Einflüsterer, und dieser gab ihm die Versicherung, daß er hier nichts der Art zu befürchten habe. Darauf ließ er sich die Farben angeben, die jedesmal gewinnen würden, besetzte diese immer höher, je öfter sie einschlugen, und ehe eine Stunde verging, war die Bank gesprengt.

Ein junger Mensch, der das Wenige, was er besaß, bis auf den letzten Heller verspielt hatte, rannte voll Verzweiflung an ihm vorbei. Kinglin trat ihm in den Weg, und sagte leise zu ihm: „Helfen Sie mir, mein Geld nach Hause bringen, ich ersetze Ihren Verlust.“ Der Jüngling sah ihn mit großen Augen an, und konnte nur mit einem schweren Seufzer antworten. Doch packte er sogleich an, und folgte dem glücklichen Spieler mit den schweren Säcken. Das Geld wurde bei ihrer Ankunft auf den Tisch geschüttet, und Kinglin fragte nun seinen Begleiter, wie viel er verloren habe.

„Alles, Alles,“ rief dieser mit innigstem Schmerzensgefühl, „mein ganzes Lebensglück!“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ich liebe ein Mädchen, und werde wieder geliebt; aber ihr Vater besteht darauf, uns seine Einwilligung nicht zu geben, bis ich so viel Ver-

mögen besitze, einen kleinen Laden einzurichten, der uns beide nähren soll. Hierzu fehlten mir noch tausend Livres, und da trieb mich die Verzweiflung, zu versuchen, ob ich diese nicht im Spiel gewinnen könne. Anfangs schien es, zu gelingen, aber bald wechselte mein Glück. Ich verlor, wollte nur dieses wieder zurückholen, ward immer hitziger, und bin jetzt ein Bettler. Alle Hoffnung auf eine Verbindung mit meiner Geliebten ist vernichtet, und wenn Ihre Großmuth mich nicht wenigstens in so weit rettet, daß mir nicht alle Mittel fehlen, durch Arbeit und Fleiß wieder in etwas empor zu kommen, so —“

„Sprechen Sie den heillosen Gedanken nicht aus, er entehrt den Menschen! Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nie wieder zu spielen, dann ersetze ich Ihren Verlust, und leihe Ihnen noch so viel, als sie brauchen, um mit Ihrem Mädchen glücklich zu seyn. Heimgeben sollen Sie mir es erst dann, wenn Sie durch Ihren Fleiß so viel erworben haben, daß Sie es leicht entbehren können. Treffe ich Sie aber noch einmal in einem Spielhause, so haben Sie den unerbittlichsten Gläubiger an mir.

Die Freude und das Entzücken des jungen Mannes zu schildern, würde zu weit von unserem Wege abführen; wir begnügen uns also damit, zu versichern, daß er Wort hielt, daß er glücklich ward, und daß die Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter sich immer gleich blieb.

Kinglin hatte dabei ein ganz eigenes Gefühl, das er bisher nicht kannte. Er fand im Wohlthun ein so großes Vergnügen, daß er alle phantastischen Pläne darüber vergaß. Mit Hülfe eines Verbündeten richtete er alle Banken der

Stadt zu Grunde, und glaubte dadurch ein gutes Werk zu thun, da er schon so viel von dem Unheil gesehen und gehört hatte, welches das Spiel anrichtet. Seine Wohlthätigkeit rettete Manchen von einem Sturz in die Seine; doch traf sie nicht immer auf Würdige, und nährte in Vielen nur Leichtsinn und Verschwendung. Er selbst gerieth durch seine unordentliche Lebensweise, durch leckere Tafel, Nachtwachen u. dgl. in einen Zustand, der seine Gesundheit bedrohte, und endlich wirklich in ein hitziges Fieber überging. Sein Bund mit dem Satan schreckte nun mit allen Qualen der Hölle seine geängstigte Seele. Er wagte es weder, ihn um den Erfolg seiner Krankheit zu fragen, noch Zuflucht bei einem Priester zu suchen. Die Krankheit stieg von Tag zu Tag, und die gräßlichsten Bilder umschwebten seine Phantasie.

Der Marschall, der von dem großen Reichthum seines Vetters gehört hatte, ließ sich immer sorgfältig nach seinem Befinden erkundigen, und erschien selbst, sobald er erfuhr, daß kein Aufkommen mehr zu hoffen sey; er nahm im Geiste schon die ganze Hinterlassenschaft in Beschlag, ohne sich übrigens um den Kranken zu bekümmern, und sorgte nur dafür, daß nichts abhanden kommen könne. Durch Zufall war es auch dem Hufschmied bekannt geworden, in welch' traurigem Zustand sein Vetter sich befinde, und so eilte auch er mit seiner Tochter Clotilde herbei, um seinen Wohlthäter noch einmal zu sehen.

Bewußtlos hatte Kinglin in einer Krisis gelegen, die über Leben oder Tod entscheiden mußte. Der Marschall nahm das Letztere für so gewiß an, daß er sich bereits aller Schlüssel bemächtigt hatte,

als der Schmied eintrat. Heftig fuhr er die armen Verwandten an, und hieß sie ihrer Wege gehen, denn für sie sey nichts hier zu suchen, da er bereits als einziger Erbe des Sterbenden erklärt worden.

„Wir kommen nicht, um Sie hieran zu hindern," sagte der Schmied, auf's innigste gerührt, „aber Sie sollen auch uns nicht hindern, ihm die letzten Stunden seines Lebens durch unsere Theilnahme erleichtern zu helfen." Und ohne sich durch die zornigen Blicke des Marschalls irren zu lassen, beugte er sich über den Kranken, dankte ihm für die von ihm empfangenen Wohlthaten, und segnete ihn, während seine Tochter unter heißen Thränen ihm den Schweiß von der Stirn wischte, und mit großer Andacht alle Gebete hermurmelte, die sie auswendig wußte.

Die Krisis hatte wohlthätig bei Kinglin gewirkt; die Fieberphantasien hatten nachgelassen, sein Geist war zum freien Bewußtseyn zurückgekehrt. Er hatte die ganze Scene zwischen dem Marschall und dem Schmied gesehen und gehört, war aber noch zu schwach, um sich aussprechen zu können. Jetzt verlor sich auch diese Schwäche so weit, daß er den letztern bitten konnte, nach Notar und Zeugen zu schicken, Clotilde aber, sich an sein Bett zu setzen. Der Marschall, der sich ihm, theils aus Furcht vor Ansteckung, theils, weil sein Gewissen ihm sagte, daß er keine gute Aufnahme verdient habe, nie genähert hatte, wagte es jetzt auch, sich zu zeigen, und wollte versuchen, sich über sein früheres Betragen zu entschuldigen; aber Kinglin winkte ihm mit abgewandtem Gesichte, und bat ihn, ihm Ruhe zu gönnen, damit er sich sammeln könne. Die Herbeirufung des No-

tars ließ keinen Zweifel übrig, daß der Kranke über sein Vermögen disponiren werde, und dieses war ein zu wichtiger Punkt für den Marschall, als daß er nicht Alles hätte versuchen sollen, dem theueren Vetter noch zuvor eine gute Meinung von sich beizubringen. Mit eigener Hand setzte er dem vorhin so verächtlich behandelten, jetzt wieder eintretenden Schmied einen Stuhl, und wandte sich an ihn und dessen Tochter, um ihnen zu erzählen, mit wie vieler Sorgfalt er, vom Anfang der Krankheit, sich nach dem lieben Verwandten erkundigt, und wie unermüdet er in den letzten Tagen sich des Haushalts angenommen habe. Kinglin aber hörte gar nicht darauf, und als der Notar mit den Zeugen kam, dictirte er sein Testament, in welchem er den Schmied und seine Tochter zu alleinigen Erben seines ganzen Vermögens, auf den Fall seines Todes, einsetzte. Der Marschall wollte dagegen protestiren, aber kein Mensch achtete darauf, und er verließ voll innern Grimms das Zimmer.

Die Anstrengung bei diesem Acte hatte den Kranken sehr geschwächt, und er verfiel bald darauf in einen erquickenden Schlaf. Mit neuen Kräften erwachte er wieder, und die sorgfältige Pflege der guten, theilnehmenden Clotilde brachte ihn bald zur vollkommenen Genesung. Dankbarkeit und Liebe fesselten ihn an sie, und auch in ihrem reinen Herzen erwachte ein Gefühl, das seinen Wünschen entsprach, und das sie vergebens zu verbergen suchte. Je glücklicher er aber durch ihren Besitz sich träumte, desto schwerer fiel ihm sein Bund mit dem Verderber auf's Gewissen. Er hatte seit seiner Krankheit allen Umgang mit ihm vermieden; doch fühlte er wohl, daß weder dieses, noch die

bitterste Reue ihn der mit seinem Blute unterzeichneten Verbindlichkeit entledigen könne. In die Macht der Kirche, zu binden und zu lösen, setzte er zu wenig Vertrauen, seit er die geistlichen Herren im Seminarium zu St. Sulpice näher kennen gelernt hatte. Auch fürchtete er sich, das schreckliche Geheimniß Jemanden zu entdecken, weil, wenn es nicht verschwiegen bliebe, all' seine Hoffnung auf Clotildens Besitz verschwinden würde.

Wenn eine Sorge allzuschwer auf der Seele liegt, so führt sie am Ende zur Verzweiflung oder zum Leichtsinn. Letzteres war bei Kinglin der Fall. „Kommt Zeit, kommt Rath," sagte er zu sich selbst, „und muß ich verdammt werden, so will ich wenigstens die Erinnerung selig genossener Tage mit in die Hölle nehmen."

Der Besitzer des Ritterguts, auf welchem Kinglin ehemals in seligen Träumen von der Zukunft seine Ochsen trieb, hatte mit dem süßen Schweiße seiner Unterthanen auch sie selbst und sein massives Schloß verpraßt. Kinglin erfuhr dieses, und eilte sogleich, einen festen Kauf mit seinen Gläubigern abzuschließen. Der Gedanke, künftig da, wo er ehemals den Herrschaftsitz in der Kirche nur aus Vergünstigung einnehmen durfte, als wirklicher Herr zu glänzen, und in dem Kirchengebet dem lieben Gott namentlich empfohlen zu werden, damit er ihm nicht aus dem Gedächtnisse komme, erfüllte ihn mit so großer Freude, daß er es kaum erwarten konnte, Besitz von diesen Herrlichkeiten zu nehmen. Er fühlte sich glücklicher dabei, als wären alle seine früheren Träume in Erfüllung gegangen, und dieser kleine Fleck ersetzte ihm das ganze Herzogthum Bretagne. Von Plänen für die Zu-

kunft konnte er sich deswegen doch nicht losmachen; nur hatten sie jetzt einen gediegeneren Zweck. Er bezog das Gut, richtete das Schloß geschmackvoll ein, ließ Garten und Park vom Unkraut reinigen, und die vernachlässigten Felder wieder in Ordnung bringen, kaufte das Stück Acker, das er ehemals im Pacht hatte, ließ ihn mit den besten Futterkräutern bepflanzen, ordnete in der Mitte desselben den Bau eines Stalls, in Form eines, mit seinem Wappen und Stammbaum verzierten Tempels an, und setzte die zwei Ochsen, die so lange Freude und Leid brüderlich mit ihm getheilt, und die er wieder an sich gebracht hatte, mit einem eigenen Hirten darein, der keine andere Verpflichtung hatte, als sie auf's beste zu pflegen. Dieses war nun freilich nicht Alles so schnell gethan, als seine Ungeduld es wünschte, auch wartete er, bis die neugepflanzten Bäume Früchte trugen; er begnügte sich vor der Hand mit den Anordnungen, und sobald diese getroffen waren, lud er den Vetter Hufschmied mit seiner ganzen Familie zu sich ein. Diese konnten sich nicht satt sehen an der Pracht und Schönheit des Guts; besonders aber fand die Frau Base, eine muntere, runde Seele, die weder von Krämpfen noch angegriffenen Nerven etwas wußte, sich recht behaglich in ihrer Sphäre, und rumorte in den angefüllten Vorrathskammern nach Herzenslust. Der Alte stieg gravitätisch in den Feldern umher, deren Bau er recht wohl verstand, sah nach den Handwerksleuten, und wußte überall sein: „der gnädige Herr, mein Vetter," so geschickt anzubringen, daß man seinen Stand und Namen vergaß, und Jedes im Orte ihn nur als des gnädigen Herrn Vetter kannte. Die Kleinen

tummelten sich fröhlich im Garten und Park herum, nur Clotilde war still, Pracht und Reichthum hatten keinen Reiz für sie, denn sie sah in ihnen nur das unübersteigliche Hinderniß für die Wünsche ihres Herzens. Auch Kinglin fühlte sich gedrückt. Der Priester des Orts, ein redlicher Greis von festem Glauben an alle Dogmen seiner Kirche, besuchte öfters den neuen Gutsherrn, wo denn auch zuweilen von der List und den Ränken des bösen Feindes gesprochen wurde, der im Finstern schleiche, und sehe, wen er verschlinge. Es war sein Lieblingskapitel, und je weniger er davon wußte, desto weitläufiger breitete er sich darüber aus. „Wer einmal," sagte er einst, sich von ihm berücken läßt, und nicht mit voller Kraft seinen Lockungen auch da widersteht, wo die Unschuld noch gar keine Gefahr ahnt, den faßt er sogleich mit seinen spitzigen Krallen, und läßt ihn nimmer los, bis er Leib und Seele verdirbt, und ihn, mit Allem, was ihm angehört, in die Hölle zieht." Diese letzte Aeußerung fiel unserem Junker schwer auf's Herz. Wie durfte er nur den Wunsch hegen, Clotilde zu der Seinigen zu machen, wenn sie schon dadurch, daß sie ihm angehöre, eine Beute der Hölle werde? Und doch — was waren ihm all' seine Reichthümer ohne sie? — Er konnte es nicht länger aushalten; er mußte ein menschliches Wesen haben, das ihm die Centnerlast von der Brust nahm, oder sie wenigstens tragen half.

Der Geistliche schien ihm zu streng, der Schmied zu barsch, und Clotilde? — Mußte die fromme Seele sich nicht mit Abscheu von ihm wenden, wenn sie erfuhr, wie genau er mit dem Popanz aller

Gläubigen verbunden war? Die Mutter war heiter, lebenslustig, trieb ihre Religionsübungen, wie sie ihren Haushalt besorgte, mit Eifer zwar, aber mehr aus Gewohnheit, als mit Nachdenken, und es konnte sich wohl zuweilen treffen, daß sie in der einen Hand ihren Rosenkranz ableierte, und zu gleicher Zeit mit der andern dem wilden Söhnchen eine Ohrfeige gab. Auch rührte sie nichts besonders tief, und Manches, das einer modischen Dame Magenkrämpfe verursacht hätte, glitt spurlos an ihrem Speck ab, wie an einem Blitzableiter. Nach Kinglins Ueberzeugung also war sie fromm, ohne streng zu seyn, dabei nicht leicht zu schrecken, und wußte immer in den verwickeltsten Dingen Rath zu schaffen. An die nun beschloß er in der Angst seines Herzens, sich zu wenden. Er schlich sich in den Garten, wo sie gewöhnlich des Abends den Salat begoß, sah ihr eine Zeitlang schweigend zu, und wußte den Anfang seiner Herzensergießung nicht zu finden. Sie arbeitete munter fort, ohne sein trübsinniges Gesicht zu bemerken, und sprach dann endlich: „Sehen Sie, Herr Vetter, wie schön der Salat gedeiht, da schließen sich schon die Köpfe.“

„Ach!“ seufzte er, „unter Ihren Händen wird Alles vollkommen. Auch Clotilde hat.....“

Lachend unterbrach sie ihn: „Wie kommen Sie von einem Salatkopf auf meine Tochter?“

„Ist sie nicht auch vollkommen, wie die schönste Pflanze, und verdankt sie dieses nicht allein Ihrer Pflege?“

„Nu, nu, mein Mädchen ist brav, das muß ich sagen, aber das kam Alles so von selbst; wir gemeinen Leute lassen die Natur und unsern lie-

den Herrn Gott walten, und da geräth Alles besser, wie auch die Gewächse im freien Beet kräftiger und schmackhafter werden, als dort in Ihren Treibhäusern.“

„Clotilde ist ein Engel, und ihr Besitz würde mich unendlich glücklich machen, wenn —“

„Ei Herr Vetter, was fällt Ihnen ein? — Sie haben uns viel Gutes erwiesen, das ist wahr; aber mein Mädchen ist ein ehrliches Geschöpf, sie hat Gott vor Augen und im Herzen, und wenn wir schon arm sind, so —“

„O reden Sie doch nicht aus! Wie können Sie so Arges von mir denken? Zur Frau möchte ich sie haben, wenn Sie —“ Hier fiel der guten Frau die Gießkanne aus der Hand. Staunend sah sie ihn an, und wußte kein Wort zu erwiedern. Dann fuhr er fort: „Sie allein fehlt mir zu meinem Glück, und ihre fromme Seele könnte die meinige vielleicht noch retten.“ —

Nach einer kurzen Pause, in der sie einigemal zweifelnd den Kopf schüttelte, versetzte sie: „Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Vetter, ich kann mit meinem Bischen Menschenverstand nicht klug aus Ihnen werden. Daß das Mädchen Ihnen gut ist, haben Sie gewiß schon selbst bemerkt, und es hat mir schon manche schlaflose Nacht gemacht, wenn ich es mit ansah, wie sie sich aufzehrte. Ich kann es freilich nicht begreifen, wie man sich so in's Blaue hinein verlieben kann; aber sie hat es mir gestanden, und als ich ihr dagegen vorhielt, das sey dumm, und zu ihr sagte: „Er ist ein vornehmer Herr, und du ein armes, gemeines Mädchen; du mußt vernünftig seyn, und dergleichen mehr, da sprach sie mir von ihrem Herzen,

und gerade so unverständliches Zeug, wie Sie vorhin vom Seelenretten. Mein Alter und ich haben uns geheirathet, weil unsere Aeltern es so haben wollten; wir leben seit fünf und zwanzig Jahren friedlich und vergnügt mit einander, ohne daß eines dem andern von seinem Herzen etwas vorgeschwatzt hätte."

Wenn Sie also das Mädchen heirathen wollten, so müßten wir es ja für eine große Ehre halten, und meine Clotilde — ach du mein Himmel! die wäre ja außer sich vor Freude; was übrigens die Seele betrifft, je nun, — so thun wir eben Gutes, und meiden das Böse, so viel wir als schwache Menschen vermögen, und leben der Hoffnung, Gott werde uns durch die Fürbitte seiner Heiligen und der gebenedeyten Mutter unsre Sünden verzeihen, und uns einst aufnehmen in sein himmlisches Reich."

„Ach, liebe Frau! Wie glücklich sind Sie bei dieser Hoffnung! Leider darf ich eine solche Zukunft nicht erwarten."

„Sie machen mir bange, Herr Vetter. — Ihr großer Reichthum — — Sie haben doch keinen Mord auf dem Gewissen?"

„Mehr als das. — O haben Sie Barmherzigkeit mit einem Verzweifelnden, und erlauben Sie mir, Trost und Rath bei Ihrem frommen, mütterlichen Herzen zu suchen."

Schaudernd trat sie einen Schritt zurück, dann reichte sie ihm die Hand, und sagte: „Reden Sie, Gott ist barmherzig, und die Kirche hat Macht, zu binden und zu lösen."

Er führte sie in eine einsame Laube, und begann mit zitternder Stimme: „Ich will Sie nicht mit der Geschichte meines ganzen Lebens langweilen;

ich war ein Thor, der immer nur von einer glänzenden Zukunft träumte, und in der wirklichen Welt ein Fremdling blieb. Der Stolz auf meine Abstammung ließ mich glauben, eine Reihe von Ahnen ersetze jedes andere Verdienst; und da ich mich hierin getäuscht fand, und überall nur Spott und Verachtung ärntete, da trieb mich die Verzweiflung — — halten Sie sich auf das Schrecklichste gefaßt, liebe Base! — Mich schaudert, es auszusprechen, und doch — ich kann nicht anders!"

Ohne zu antworten, saß die Frau in gespannter, banger Erwartung. Immer leiser und bebender fuhr Kinglin fort:

„Die Gegenwart drückte mich tief darnieder. Bis zum Bettler war ich herabgesunken, und dem Verhungern nahe. — Die Zukunft, von der ich mir so viel versprach, blieb mir verhüllt. — Ich wollte, koste es auch was es wolle, erfahren, was sie mir bringe. — Nur ein Blick in das Künftige, glaubte ich, könne mir das Gegenwärtige erträglich machen. — — Ein altes Buch, das mir früher in die Hände gefallen war, enthielt unter Anderem eine Anleitung, Geister zu beschwören. — Hunger und Verzweiflung thaten das Uebrige. — In einer unseligen Nacht wagte ich mich auf einen Kreuzweg, begann die Beschwörung, und — Sie errathen wohl —"

„Wie," rief sie sich kreuzend, — „der Böse?"

„Er erschien, und —"

„Jesus Maria!" schrie sie, auf die Kniee fallend, und heftig betend. — Kinglin faltete unwillkührlich die Hände. Endlich raffte sie hastig sich auf, und gleichsam durch die Kraft des Gebets gestärkt, sagte sie:

„Nun reden Sie weiter, ich bin auf Alles gefaßt.“

„Was kann ich Ihnen noch sagen? — Mit meinem Blut unterschrieb ich den schrecklichen Bund, und ob ich gleich nun das Zukünftige nach meinem Wunsche erfuhr, so ward ich doch in allen meinen Erwartungen getäuscht, denn selbst das Wahre in den Antworten, die ich auf meine Fragen erhielt, hatte immer etwas Falsches und Verderbliches im Hintergrunde, das mich öfters in Schande, Noth und Gefahr stürzte.“

„Er ist der Vater der Lügen, und wer sich ihm ergibt — — doch nein, es soll ihm nicht gelingen. Kommen Sie sogleich mit mir zu einem frommen Priester; er wird uns rathen, denn ich allein vermag es nicht.“

Kinglin sträubte sich dagegen, aber sie ließ ihn nicht los, sondern zog ihn wider seinen Willen mit sich fort, wie man ein Schaaf zur Schlachtbank führt.

Der Greis saß in seinem Garten unter einem blühenden Apfelbaum, und las die Legende der heiligen Magdalena. Der schöne Abend, besonders aber die reizenden Bilder von dem frühern, sündigen Leben der Heiligen, hatten ihn milde gestimmt. Er ging den Ankommenden entgegen, und wollte Beide in sein Haus nöthigen; aber das Herz der guten Frau war zu voll. „Nein, Euer Hochwürden, wir wollen uns in keine Wände einschließen,“ sagte sie. „Gehen Sie mit uns im Garten auf und ab; im Gehen drückt der Kummer weniger, als beim Stillsitzen. Hören Sie nur! — Es ist schrecklich! — Aber es muß heraus, und wenn Sie nicht Rath wissen, so gehen

wir alle zu Grunde, denn wir lassen den Unglücklichen nicht, und wenn wir mit ihm in die Hölle fahren müßten."

„Heilige Magdalena!" rief der Geistliche, noch voll von seiner Lectüre, „was haben Sie? Sie sind ja ganz außer sich!"

„Kein Wunder!" rief sie, erzählte nun, was ihr der gnädige Herr Vetter so eben gestanden hatte, und fuhr dann fort:

„D'rum bitt' ich Sie, legen Sie ihm sogleich das Ende Ihrer Stola auf das Haupt, lesen Sie das Evangelium Johannis über ihn, und rufen Sie den heiligen Cyriac an, der's mit allen Teufeln aufnimmt, damit der Böse keine Gewalt mehr über ihn habe."

Ein Priester, den schon die Tonsur vor allen Anfechtungen des Teufels sichert, freut sich über einen Kampf mit ihm, denn er fühlt sich zum Voraus zum Siege gewachsen. Darum blieb auch der unsrige ruhig bei der ganzen Erzählung, und begann nach derselben mit feierlichem Ernst: „Geruhten Ew. freiherrliche Gnaden von dem Beelzebub nur besessen zu seyn, was auch dem frommsten Christen ohne sein Zuthun begegnen kann, so hätte die Kirche Mittel genug, ihn auszutreiben; da Hochdieselben aber freiwillig sich ihm verschrieben haben, so hält es schwer, Sie Ihrer Verbindlichkeit zu entledigen, und den Satan zu zwingen, daß er die Verschreibung zurück gibt. Dem heiligen Vater allein ist die Macht gegeben, im Himmel, auf Erden und unter der Erde, alle Sünden zu erlassen oder zu behalten, nach eigenem Gutdünken. Allein der Weg nach Rom ist weit, und der Teufel könnte Ew. Hochwohlgeboren

den Hals brechen, ehe es Ihnen gelänge, den Pantoffel des Papstes zu küssen. Wir müssen also auf andere Mittel sinnen. Dunkel schwebt ein Gedanke vor meiner Seele, gleich einer Eingebung von oben. Es wird mir klar werden, wenn die äußeren Sinne sich schließen; denn nur in frommen Träumen offenbart sich das Himmlische. Geruhen Ew. freiherrliche Gnaden also nach Hause zu gehen, fasten Sie diesen Abend, und kommen Sie morgen früh mit Ihrer ganzen Familie in die Capelle, wo ich Sie in demüthigem Gebete erwarten werde."

Kinglin, der in tödtlicher Angst der ganzen Unterredung zugehört hatte, ohne ein Wort darein zu reden, ließ sich schon etwas beruhigter nach Hause führen. Die sorgsame Frau schob ihm ein Fläschchen mit Weihwasser, das sie immer bei sich trug, in die Tasche, hing ihm ihren Rosenkranz um den Hals, und war nun gewiß, daß ihm diese Nacht kein Unglück begegnen konnte. Auf diese Art ausgerüstet, überließ er sich sorglos dem Schlaf, und seine hoffnungsreiche Phantasie ließ ihn von dem morgenden Tag die Erfüllung aller seiner Wünsche erwarten.

Die Frau, sonst die Verschwiegenheit selbst, wie alle Frauen, konnte es doch nicht über's Herz bringen, den ganzen Vorgang ihrer Tochter mitzutheilen. Diese fühlte nur das Glück, von Kinglin geliebt zu seyn, und war bereit, sich für ihn aufzuopfern, wenn er dadurch gerettet werden könne. Der Vater aber, dem schon darum die Sache nicht verborgen gehalten werden konnte, weil er sich sonst schwerlich zu den vorgeschriebenen Fasten verstanden haben würde, hielt das Ganze blos

für eine hypochondrische Grille des gnädigen Herrn Vetters, die von Unterleibsbeschwerden herrühre, an denen er wahrscheinlich leide, seit er nicht mehr hinter dem Pfluge hergehe; doch fügte er sich, als guter Ehemann, dem Willen seiner Frau, und kaum graute der Tag, so bewegte sich der Zug vom Schlosse unter der bei Processionen üblichen Litanei, nach dem geweihten Orte.

Ein dumpfes Geräusch, wie der Sturm in den Wipfeln großer Bäume, sauste in der heitern Luft, und dem armen Sünder flüsterte es, von den Uebrigen ungehört, in die Ohren: „Vor der Kirchthüre breche ich dir den Hals, wenn du nicht zurückkehrst!“ Aber Kinglin verließ sich auf sein Amulett, dem der Schmied noch einen Nagel aus den Schuhen Johannis des Täufers beigefügt hatte, die bei den Carthäusern in Paris aufbewahrt werden, und so kam die ganze Gesellschaft ohne weitere Anfechtung in die Capelle.

Der Priester erwartete sie schon im großen Ornate vor dem Altar. Weihwasser und Räucherungen reinigten die Luft von allen Einflüssen böser Geister, und nachdem die sonst noch üblichen Ceremonien vorüber waren, begann er, nach einer kurzen Einleitung, in welcher er die Ursache und den Zweck dieser Zusammenkunft berührte, folgendermaßen:

„Wenn mir, als untergeordnetem Priester der Kirche, die Macht auch nicht gegeben ist, in einem so wichtigen Falle, wie der gegenwärtige, zu entscheiden, so weiß doch der Himmel, der auch in den Schwachen stark ist, oft Wege zu zeigen, die dem kurzsichtigen Sterblichen verborgen sind. Diese hier gegenwärtige, christlich-einfältige Frau

(sie konnte sich, trotz ihrer Andacht, doch nicht enthalten, bei diesen Worten ein wenig die Nase zu rümpfen), weckte einen Gedanken in mir, der nur durch die Eingebung eines Engels in ihr entstanden seyn konnte. Sie sagte gestern im Eifer ihrer Gutmüthigkeit: „„Wir lassen den Unglücklichen nicht, und müßten wir mit ihm zur Hölle fahren.““ Freilich ein frevelhafter Gedanke, aber er kam aus dem edelsten Herzen, und die heilige Magdalena, an deren Legende ich mich vor dem Schlafengehen noch erbaut hatte, erschien mir im Traume; sie lehrte mich ihn verstehen, und die rechte Anwendung davon zu machen. Sie sprach zu mir: „„Du sagtest jüngst, wer sich vom Satan berücken läßt, den läßt er nimmer los, bis er ihn mit Allem was ihm angehört in die Hölle zieht. — Wohl läßt er nichts unversucht, um sein finsteres Reich zu vermehren, aber glaube nicht, daß seine Macht größer sey, als die der Heiligen im Himmel. Wie er zu verderben sucht, Jeden, der wandelt im Rath der Gottlosen, und tritt auf den Weg der Sünder, so streben auch wir zu retten, den, der seine Sünden bereut, und davon abläßt. Darum hat der Himmel sich auch dieses Unglücklichen erbarmt, und wenn ein unschuldiges Mädchen, aus reiner Liebe, und auf die Gefahr, selbst zu Grunde zu gehen, es wagt, sich mit ihm zu verbinden, so kann der heilige Bund der Ehe, den Bund mit dem höllischen Geiste lösen, und seine Seele wird durch diese, öfters homogene Auswechslung gereinigt, wie das Gold durch's Feuer.““

Ehe der fromme Mann seinen etwas langen Sermon schließen konnte, trat Clotilde muthig her-

vor, ergriff Kinglins bebende Hand, zog ihn neben sich auf die Stufen des Altars, und rief voll begeisterter Liebe: „Ich will ihn retten, oder mit ihm untergehen!“

Die Capelle erbebte. Eine schwarze Wolkensäule stieg hinter dem Altar auf, und verbreitete sich am Gewölbe. — Der Priester las seine Gebete. — Alle Anwesenden fielen auf die Kniee, und in dem Augenblick, da er die Hände der Liebenden zusammenfügte, und den Segen des heiligen Sacraments über sie aussprach, fiel die dem Satan ausgestellte Verschreibung, rauschend wie ein Waldstrom, von der Decke herab, und ein blendender Glanz, in welchem die heilige Magdalena triumphirend vorüberschwebte, füllte die Kirche.

Dankbarkeit, Freude und Entzücken bemächtigten sich aller Herzen. Eine selige Stille feierte den großen Augenblick. Dann stimmte der Priester den ambrosianischen Lobgesang an, und tausend unsichtbare Geister mischten ihre Stimmen mit denen der Glücklichen.

Kinglin opferte einen Theil seiner Habe der Kirche, zu Ehren der heiligen Magdalena, und Clotildens Besitz erfüllte so ganz alle seine Wünsche, daß er nie mehr in Versuchung kam, von der Zukunft etwas Anderes zu verlangen, als die Dauer seines Glücks.

Inhalt.

Frauenschwäche und Frauenunglück. Eine wahre Begebenheit, von Amalie Schoppe, geb. Weise. . . 2

Jocko, eine indianische Erzählung. Aus dem Französischen frei bearbeitet, nach L. Pougens. 69

Die Nemesis, oder: Wie die Arbeit, so der Lohn. Komische Novelle, aus dem Dänischen frei bearbeitet, nach Oehlenschläger. 99

Astolfo und Lisarda, oder: der Pilger. Aus dem Spanischen frei bearbeitet, nach Lope de Vega Carpio. 127

Marina Mniszech. Historische Erzählung. Aus dem Russischen frei bearbeitet, nach Thaddäus Bulgarin. 173

Der Blick in die Zukunft. Aus dem Französischen frei bearbeitet, nach Pigault Le Brun. 235

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pantheon eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas

Bd.: 4

Stuttgart 1829

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5218 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261343-0